3334.

99 Bibl. Mont.

Vermiſchte Schriften

von

Friedrich Jacobs.

Erſter Theil.

Gotha,
in der Ettinger'ſchen Buchhandlung.
1823.

Friedrich Jacobs

Reden.

Nebſt einem Anhange vermiſchter Aufſätze.

Erſter Theil.

Gotha,
in der Ettinger'ſchen Buchhandlung.
1823.

Sr. Excellenz

dem

Herrn Grafen von Montgelas

des Johanniter- Hubertus- und andrer hohen Orden Groskreuz

aus Verehrung ſeiner hohen Verdienſte und perſönlicher Dankbarkeit

gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Sammlung vermiſchter Schriften, von welcher hier der erſte Theil erſcheint, dankt ſeine Entſtehung zunächſt dem Wunſche meiner Freunde, die ſeit einer Reihe von Jahren von mir auf einzelnen Blättern oder in Zeitſchriften erſchienenen Aufſätze vereinigt zu ſehn. Ich habe dieſem Wunſche vielleicht allzu bereitwillig nachgegeben. Aber das Alter, dem ich mich nähere, liebt zu ſammeln; und wie ein Hausvater den Seinigen ihr Erbe gern in dem beſten Zuſtande zurücklaſſen mag, ſo will auch ein Schriftſteller das, was ſeiner Feder entfallen iſt — meiſt ſeine ganze Habe — gern am Ende ſeiner Laufbahn ordnen, und nach ſeinen Kräften ausbilden.

Dieſe Sammlung wird nur ſolche Aufſätze enthalten, die auf die Theilnahme eines größern Publicums Anſpruch machen dürfen, und ſie werden, ſo viel als möglich, nach ihrem Inhalte geordnet erſcheinen. Am meiſten möchte ſich wohl ungleichartiges in dem erſten Theile zuſammengefunden haben. Doch iſt ſein Inhalt, mit wenigen Ausnahmen, auf das öffentliche Leben gerichtet, welches hier, nach ſeinen verſchiedenen Erſcheinungen, in Reden, Bruchſtücken von Reden und zufälligen Gedanken behandelt wird. Einiges davon war früher gedruckt; Vieles iſt neu hinzu gekommen; aber auch von dem Aeltern iſt das Meiſte neu bearbeitet und beſſer ausgebildet. Vieles, was der Zeit nicht mehr angemeſſen war, iſt zurückgelegt worden.

Die folgenden Bände werden nur ſolche Aufſätze enthalten, die ſich mit Gegenſtänden des griechiſchen und römiſchen Alterthums,

ſeinen Sitten, ſeiner Kunſt und Litteratur beſchäftigen, und zwar zuerſt wiederum diejenigen, welche die Form einer Rede haben; mit Ausſchluß alles deſſen, was nur dem Gelehrten von Profeſſion, nicht aber dem bloßen Freunde und Liebhaber des Alterthums, brauchbar ſeyn dürfte. Auch hier werden die ſchon gedruckten Schriften mit ungedruckten verbunden, und die erſtern wo es nöthig iſt, verbeſſert, und bald zuſammen gezogen, bald erweitert werden.

Ich erlaube mir einige Bemerkungen über den materiellen Inhalt des gegenwärtigen Bandes beyzufügen.

Es ſind zwey Gegenſtände, die mich vorzugsweiſe in demſelben beſchäftigt haben, die politiſche Moral, und die Religion in Beziehung auf die bürgerliche Geſellſchaft; Gegenſtände, die man, meiner Ueberzeugung nach,

nicht oft genug in das Aug faſſen, an die man nicht oft genug erinnern kann. Die religiöſe Erziehung, die ich im väterlichen Hauſe genoſſen; der ununterbrochne Umgang, den ich von Jugend an und in Folge meines Berufes mit den edelſten Geiſtern aller Zeiten und Länder gepflogen; die Freundſchaft endlich einiger trefflichen Zeitgenoſſen, deren ich mich erfreut habe, Alles dieſes hat in meinem Herzen den Glauben an das Göttliche in dem Menſchen genährt, und mich mit der Ueberzeugung erfüllt, daß die menſchliche Geſellſchaft, in welcher Form ſie ſich auch immer vereinigen möge, keine andre Beſtimmung haben könne, als, durch Sicherung des äußern Zuſtandes ihrer Glieder, die freye Entwicklung des Göttlichen in ihnen zu fördern. Auf dieſen Glauben iſt Alles bezogen, was ich je über Gegenſtände des öffentlichen Lebens geſchrieben habe; und wenn ich mir nicht ſchmeicheln darf, Neues darüber geſagt,

oder ein helleres Licht über das Bekannte verbreitet zu haben, ſo darf ich doch hoffen, daß man die Quelle nicht verkennen wird, aus welcher meine Gedanken gefloſſen ſind. Es kömmt aber bey einer gewiſſen Art von Wahrheit nicht ſowohl darauf an, daß ſie neu ſey, als daß ſie zu Herzen gehe. Nichts aber geht zu Herzen, das nicht aus dem Herzen kömmt.

Wer von einer großen und heiligen Sache durchdrungen iſt, kann, indem er darüber ſpricht, nicht an die möglichen Beziehungen ſeiner Worte denken, oder, durch die Beſorgniß ungleicher Deutung gefeſſelt, ſeine Ausdrücke abwägen. So habe ich auch, ohne ängſtliche Rückſichten, das was ich dachte und fühlte ausgeſprochen, und, im Vertrauen auf die Quelle meiner Geſinnungen, auf das Zutrauen meiner Leſer gerechnet. Wenn ich in einer Anſicht geirrt habe, ſo iſt mein Irr=

thum wenigſtens frey von Heucheley; ſo wie mein Lob oder Tadel wohl grundlos ſeyn kann, ſicher aber nie von Leidenſchaft eingegeben, oder von Eigennutze befleckt iſt. Ich bin übrigens weit entfernt, es mir zum Ruhme anzurechnen, wenn ich die Anzahl der Schriftſteller vermehre, denen ihre Ueberzeugung ſchwerer wiegt als irgend ein Gewinn; da ich mich ja im entgegengeſetzten Falle verachten müßte. Denn das Schändliche zu unterlaſſen, iſt kein Verdienſt. Aber dem Vaterlande gereicht es zum Ruhme, daß es zu allen Zeiten nur Wenige hervorgebracht hat, die aus Menſchenfurcht dem Unrecht das Wort geredet; noch Wenigere vielleicht, die, wie Paulus Jovius, nach Verſchiedenheit des Lohnes, bald die goldene, bald die eiſerne Feder gebrauchten, Kalt und Warm aus Einem Munde blieſen, und auf nichts aufmerkſam, als auf die Windfahne, ohne Ziel ſtets mit dem Winde ſeegelten, und im Kampfe um die gute Sache

ſtets an der Seite der Stärkern fochten. Als Boileau einſtmals den großen Condé über einem wohlgegründeten Widerſpruch heftig entrüſtet ſah, ſagte er leiſe zu einem Freunde: Künftig werd' ich immer der Meinung des Prinzen ſeyn, wenn er Unrecht hat. Dieſer Scherz ſpricht die Geſinnung weltkluger Leute aus, denen das Lächeln der Gunſt mehr als das Licht der Wahrheit gilt, und die ohne Bedenken dem Vater der Lüge opfern, ſo lange er ihnen lohnt; eine Geſinnung, von der ſich die Schriftſteller Deutſchlands meiſt fern gehalten haben, ſo wie ſie auch von den Fürſten und Mächtigen ſelten oder nie begünſtigt worden iſt. Sollte aber je die Zeit erſcheinen, wo durch Umſtände, die unter andern Völkern gewirkt haben, auch in unſerm Vaterlande dieſe ehrloſe Sinnesart ein Weg zu Ehren und Reichthümern, diejenige aber, die nicht dem Glücke, ſondern dem Rechte huldigt, zurückgeſtoßen und verleumdet wür-

de; ſo könnten wir auch zu unſerm Verderben eine Saat jener feilen Seelen aufſchießen ſehn, die im Sonnenſcheine alle Wege des Glücks beſetzt halten, im Ungewitter aber den Mantel auf die andre Schulter nehmen, und, unbekümmert um das gefeyerte Idol, einem ſichern Rückenhalt zufliehen.

Jeder Schriftſteller, welcher ſich ſelbſt achtet, iſt in den Kreis der Wahrheit und Gerechtigkeit geſtellt, aus dem er nicht heraustreten kann, ohne den ſchmutzigſten und verächtlichſten Dämonen anheim zu fallen. Oft zwar mag er dort der Prediger in der Wüſte ſeyn; und es iſt Tauſend gegen Eines zu wetten, daß ſein Wort gerade da nicht wiederhallen wird, wo es am heilſamſten wirken könnte. Dieß iſt freylich niederſchlagend, und verſchließt Manchem, der zu reden wüßte, den Mund; aber Viele, die der Geiſt treibt, predigen doch, und ſchütten ihr Herz aus vor den

Bewohnern der Wüſte, oder, wie der h. Antonius, vor den Fiſchen. Auch iſt es gewiß ein ſeltner Fall, daß rechtſchaffne Geſinnungen ſo ganz, wie taube Spreu, zerflattern, ohne irgendwo Wurzel zu faſſen; und wer mag berechnen, wie reich der Ertrag Eines Saamenkorns in dem Reiche der Geiſter werden kann, wenn es auf einen empfänglichen Boden fällt? Jeder aber, der in guter Abſicht zu den Menſchen ſpricht, wird von der Hoffnung eines guten Erfolges getragen, und dieſe Hoffnung wird ſelten ganz zu Schanden werden. Vielmehr glauben wir zur Ehre der Menſchheit, daß die Töne der Wahrheit und Rechtſchaffenheit nie laut werden können, ohne endlich in tauſend und abertauſend Herzen wiederzuhallen.

Die Zuſtimmung, welchen die Rede, Deutſchlands Ehre betitelt, von Männern erhalten hat, deren Urtheile ich mich

auch im entgegengeſetzten Falle ohne Wider-ſtreit unterwerfen würde; kann ich nur den Geſinnungen zuſchreiben, welche ſie aus-ſpricht. Ich will nicht leugnen, daß ich mich in der Zeit ihrer Abfaſſung gern dem Glau-ben hingab, daß eine durch die größten Er-eigniſſe erſchütterte Zeit für Lehre und War-nung am empfänglichſten ſey; und da ſo viele nicht müde wurden, mit leeren Worten eiteln Hochmuth zu nähren, manche auch die heilig-ſten Dinge in den Schmutz des Eigennutzes herabzogen, ſo kam es mir vor, als könnte es heilſam ſeyn, durch eine höhere Anſicht der großen Begebenheiten den leeren Dünkel niederzuſchlagen, und an die Geſetze der ewi-gen Gerechtigkeit zu erinnern, die nie ſo leicht als in der Trunkenheit eines unverhofften Glücks vergeſſen werden. Dieſer Abſicht war es angemeſſen, die unvermeidlichen Folgen des Uebermuthes in dem Schickſale Frank-reichs wie in einem Spiegel zu zeigen, und

warnend die Klippen anzudeuten, welche die Macht des Kaiſerreiches zertrümmert hatten. Dieſe Klippen, die ſich bey heiterem Himmel den Blicken entziehn, werden durch den Sturm aufgedeckt; und auf der Fahrt durch den Ocean der Politik iſt es immer der Uebermuth, die Verachtung der Gerechtigkeit und der Misbrauch der Gewalt was die Stürme erregt. Es mußte daher auch von den Mitteln die Rede ſeyn, durch die den Verführungen dieſer ſchlimmen Geiſter Widerſtand gethan werden kann. Glücklicher Weiſe ſind dieſe Mittel von der Art, daß ſie eben ſowohl dem Böſen wehren, als das Gute gründen, und indem ſie die Zerſtörung der Staaten hemmen, die höhern Zwecke derſelben befördern. Und wie gern wendete ſich in jenen ſchönen Tagen, deren Andenken wir uns mit Rührung zurückrufen, das vaterländiſche Gemüth den beglückenden Hoffnungen zu, die ſich, der Sonne des Sieges gegenüber, wie

das alte Zeichen der Verſöhnung, auf dem abziehenden Gewölke einer düſtern Vergangenheit zeigte! Einige dieſer Hoffnungen ſind in Erfüllung gegangen; andere liegen noch in den Händen der Mächtigen verſchloſſen, und wir harren geduldig der Zeit, wo ſich dieſe von ſelbſt öffnen, und die verheißenen Wohlthaten in ihrer reifen Fülle über die Völker ausſtreuen werden. In uns und in Millionen von Menſchen ſteht die Ueberzeugung feſt, daß, wie die Flüſſe nicht aufwärts ſtrömen, ſo die Menſchheit auf der Bahn ihrer Veredlung nicht ſtille ſtehen kann. Wohl mag es bisweilen möglich ſeyn, auf kurze Zeit die Fortſchritte des vorwärts dringenden Geiſtes aufzuhalten; man kann ſich ſogar ſchon, mit Titanenſinn, der vollbrachten Rieſenthat rühmen; aber jene Giganten welche Berge auf Berge thürmten, um den Himmel zu ſtürmen, und die Sonne auszulöſchen, verirrten ſich in der Finſterniß ih-

res eigenen Gewölks, und ſtürzten, als die Blitze der verſpotteten Allmacht ſie berührten, unaufhaltſam in die Tiefe hinab. Jene Allmacht iſt die ewige Weisheit, welcher die Gerechtigkeit zur Seite ſteht, und die durch keine irdiſche Gewalt von ihrem Throne gezogen werden kann. Das, was die Welt regiert, wird ewig nur der Geiſt ſeyn; die materielle Kraft kann ſie vielleicht feſſeln; aber die vereinte Klugheit der Despoten aller Zeit hat noch kein Mittel gefunden, einen Knoten zu ſchlingen, den nicht das Schwerd des Geiſtes gelößt hätte. Die Folgerung hieraus ergibt ſich von ſelbſt. Es mag nothwendig ſeyn, die Grenzen der Länder durch Feſtungen zu ſichern, die Anzahl der Streiter zu mehren, und die Heere zu üben; aber nicht minder nothwendig, und um vieles edler iſt es, ſich mit dem guten Geiſte der Zeit zu befreunden, Veſten der Gerechtigkeit aufzuführen, und im engen Bunde mit Allem,

was Groß und Edel iſt, die ſittliche Kraft ſo zu vermehren und zu ſtärken, daß keine äußere Gewalt gefürchtet werden darf. Hierzu bedarf es keiner der politiſchen Künſte, denen Herkommen und Eigennutz eine ſo ungebührliche Wichtigkeit gibt; aber der Einſicht, des Wohlwollens, des Geiſtes und eines reinen und ſtarken Willens. Adel der Seele theilt ſich ſympathetiſch mit; Wohlwollen gebiert Liebe, und Geiſt erzeugt Geiſt durch eine geheimnißvolle Anziehung. Wen dieſe Genien bewachen, der mag ſelbſt unter Gefahren ruhig ſchlummern. Wenn aber ein überlegener Geiſt eine Gabe des Himmels iſt, die nicht mit Sicherheit in Rechnung gebracht werden kann, ſo iſt dagegen der Wille einem Jeden verliehen; und es iſt kein Monarch, der ſich nicht, wenn er will, alles Geiſtes bemächtigen könnte, der ſich in ſeinem Bereiche findet. Dieſe Eroberung iſt die gerechteſte, ſo wie ſie die ſicherſte iſt; und ſie ſtützt die

Macht eines Reiches ſchon dadurch, daß ſie die Faulheit mit ihrem zahlreichen Gefolge von Laſtern und Uebeln zur Flucht zwingt. Wo die Sonne ſcheint, da wird es hell, und das Gewürm der Nacht verkriecht ſich in ſeine Sümpfe, wo es der Rückkehr der Finſterniß entgegen harrt. In der Finſterniß aber hat weder der Wandrer Sicherheit, noch eine Regierung, wie mächtig ſie auch ſey. Die Furcht ſchwebt über ihrem Haupte, und lockt durch tauſend Phantome vom rechten Wege auf Irrpfade ab. Jeder Irrthum aber, den eine Regierung begeht, jede Gewaltthat, jede Verletzung der Gerechtigkeit iſt eine Wunde, die ſie der Heiligkeit ihrer Würde ſchlägt, und zerſtört die Stützen des Thrones weit gewiſſer, als irgend ein Syſtem von Republicanismus thun könnte. Dieſe Wahrheit iſt eben ſo alt, als ſie allgemein iſt; aber in unſrer Zeit wird ſie lebhafter gefühlt, als in irgend einer früheren. Und in dieſem erhöhten Ge-

Gefühle dürfte vielleicht die einzige wahr=
hafte Gefahr der Thronen beſtehn, nicht in
dem Schattenbilde einer Volksherrſchaft, das
ohne Weſen, ohne Kraft und ohne Glauben
an ſich ſelbſt, weder in Deutſchland, noch in
dem übrigen Europa irgend einen Stützpunkt
finden kann.

Das, was in dieſem Bande, bald in be=
ſondern Aufſätzen, bald gelegentlich über den
Religionszuſtand der Zeit geſagt worden, wird
hoffentlich nicht gemisdeutet werden. Ich
glaube meine Ehrfurcht gegen das Chriſten=
thum ſowohl hier, als in frühern Schriften
hinlänglich an den Tag gelegt zu haben, um
dem Verdachte zu entgehn, als ob ich die Kir=
che und ihre Diener nicht nach Würden ehrte,
oder über ihre Erhaltung gleichgültig wäre.
Vielmehr bin ich mit dem vortrefflichen Ver=
faſſer der Schrift über die Unkirchlich=

keit *), vollkommen einverſtanden, daß der Verfall der äußerlichen Form, in welchem ſich die Idee des Chriſtenthums darſtellt, das größte Uebel iſt, welches unſre Zeit bedroht; und ich würde ihr aus der Fülle meines Herzens Glück wünſchen, wenn die zweckmäßigen Vorſchläge, welche jene Schrift in Beziehung auf dieſen Gegenſtand enthält, in das Leben träten. Doch kann ich hierbey der Ueberzeugung nicht entſagen, daß die Belebung des Cultus von den Lehrern der Kirche ausgehn muß, daß dieſe aber allerdings auf eine ganz andre Weiſe, als jetzt geſchieht, von den höhern Ständen und der Geſammtheit des Staates unterſtützt werden ſollten. Wohl iſt es wahr, daß die Verachtung des Worts auch die Verachtung der Diener des Worts

*) Karl Gottl. Bretſchneider über die Unkirchlichkeit dieſer Zeit im proteſtantiſchen Deutſchlande. Gotha. 1822.

nach ſich zieht; aber es iſt nicht minder wahr, daß die Verachtung der Prediger auch die Kraft ihrer Lehre ſchwächt, und eine Gleichgültigkeit erzeugt, die wegen der Nähe des Gegenſtandes weit verderblicher wirken muß, als antichriſtliche, nur Wenigen zugängliche Meinungen thun können. Wenn alſo der Strom der Religion wieder hell und klar fließen ſoll, ſo müſſen vor allen Dingen die Quellen gereinigt werden. Die Fortſchritte, welche die Civiliſation ſeit einem halben Jahrhunderte in allen Ständen gemacht hat, und die immer weiter hinabdringen, haben nothwendigerweiſe die Forderungen erhöhen müſſen, die man an die Bildung deſſen macht, der ſich zum Lehrer der Gemeinde in der wichtigſten Angelegenheit des Lebens aufwirft; ſo daß, wenn der geiſtliche Stand in Bildung, Kenntniſſen und Sitten zurückbliebe, der Raum, der ihn dann von der übrigen, im ununterbrochenen Vorſchreiten begriffenen

Menge trennen würde, in kurzer Zeit unermeßlich werden müßte. Jenes Zurückbleiben aber iſt unvermeidlich, wenn dem Geiſtlichen nicht dieſelben Mittel der Bildung, wie andern Ständen, und eben ſo reichlich zu Theil werden. Wir ſprechen hier nicht von derjenigen Art der Bildung, welche der Verkehr mit den höhern Ständen gibt, und die oft nur eine Geſchliffenheit iſt, welcher ein geſetzter Mann keinen hohen Werth beylegen kann; ſondern von jener tiefen, die durch ein ernſtes Studium der Werke edler Geiſter, durch eifriges Nachdenken und unabläſſige Uebung des Geiſtes gewonnen wird. Dieſe bedarf nicht bloß einer heitern Muſſe, ſondern auch mehrerer und koſtbarerer Hülfsmittel als die frühere Zeit. Nun hat aber die bürgerliche Geſellſchaft faſt überall ihre alten Grenzen merklich verändert; es iſt kein Stand, von dem an, welcher Krone und Zepter trägt, bis auf den, welcher den Acker

pflügt, der nicht ſeine Bedürfniſſe, und mit ihnen ſeine Forderungen an die Geſammtheit der Geſellſchaft geſteigert hätte; Allen werden dieſe Forderungen zugeſtanden, nur dem geiſtlichen Stande nicht. Die Einkünfte dieſes Standes, die in proteſtantiſchen Ländern immer ſehr mäßig waren, ſind ſeit einem halben Jahrhundert, um wenig zu ſagen, auf die Hälfte ihres Werthes herabgeſunken, während an ihn nicht bloß die alten, ſondern weit höhere Forderungen gemacht werden. Die Folgen hievon können nicht ausbleiben; ſie ſind zum Theile ſchon eingetreten, und es muß für eine Wirkung des Glücks und göttlichen Segens gehalten werden, daß troß der geringen Vortheile, welche die Kirche ihren Dienern bietet, und troß der Ausſicht auf ein bis zur Dürftigkeit beſchränktes Leben, dennoch ſo viele Männer von Geiſt und Gelehrſamkett ſich ihrem Dienſte widmen. Noch iſt die Anzahl der Prediger nicht gering, die

durch Religioſität, Bildung und Sitten das Chriſtenthum ehren, und die ihm gebührende Achtung durch die Ausübung ſeiner Gebote erhalten. Aber wird das, was bisher geſchah, immer fort geſchehn? und ſoll ſich der Staat durch das Glück oder den Segen, welcher bisher gewaltet, von der Verpflichtung zu eigner Sorge entbunden glauben? Oder gibt es für ihn eine heiligere Pflicht, als dem Volke die Segnungen des Chriſtenthums durch würdige Lehrer und Seelſorger zu ſichern? Das was in katholiſchen Ländern für die Ausſtattung der hohen Würden der Kirche geſchehen, iſt vortheilhaft für den Adel und einige Individuen; auch der Hierarchie bringt es Nutzen; das Volk zieht keinen Vortheil davon. Das Volk verlangt Unterricht und Beyſpiel; aber von reichbeſoldeten Biſchöfen, müſſigen Domherrn und Chorſängern kann es weder das Eine nach das Andre hoffen. Aller Prunk der Cermonien hält den Verfall

der Sitten nicht auf. Wenn aber die Staaten auf Religion ruhen ſollen, ohne Zweifel weil die Grundfeſte aller Macht zuletzt die Sittlichkeit iſt, Sittlichkeit aber ohne Religion keinen dauernden Gehalt hat, ſo fällt in die Augen, daß der Staat, welcher die Bildung der Geiſtlichkeit — der Lehrer der Religion unter dem Volke — vernachläßigt, und, indem er ſie darben läßt, hemmt, die Säulen ſeiner eigenen Macht untergräbt, und die Sicherheit ſeines Daſeyns durch Verletzung der heiligſten Pflicht gefährdet.

Gotha, den 5ten September 1822.

Inhalt des erſten Bandes.

I. Rede zum Andenken Herzog Ernſt des Zweyten im Gymnaſium zu Gotha gehalten. 1804. . . . S. 1 — 25
Anmerkungen und Zugaben . 25 — 86
II. Abſchiedsrede im Gymnaſium zu Gotha. 1807. . . . . 87 — 100
III. Rede gehalten im Lyceum zu München . . . . . 101 — 132
IV. Deutſchlands Ehre. 1814. . . 133 — 202
Anmerkungen und Zugaben . 203 — 262
V. Bruchſtücke über die Forderungen der Zeit. 1820. . . . 263 — 332
Anmerkungen und Zugaben . 333 — 348
VI. Zufällige Gedanken über den Religionszuſtand der Zeit. 1816. . 349 — 395
Zum Theil gedruckt unter dem Titel: Zufällige Gedanken bey einem dem ſel. Löffler zu errichtenden Denkmale. Zum Beſten der Freyſchule. Gotha bey Becker. 1816.
Anmerkungen und Zugaben . 395 — 402

VII. Analekten . . . . . . S. 403
Republicanismus der Zeit . . 405
Oknos 424
Chriſtenthum des Antichriſten . . 427
Academiſche Verbindungen . . 436
Verſtimmung der Zeit . . . 450
Die rechten Fürſten 458
Le Rozier des Guerres . . . 465
Magnitudine laborat sua . . 471
Erhaltung der Denkmäler . . 485
Characterzüge 488
Fürſtliche Lehren 499
Virtus post nummos . . . 503
VIII. Miscellen 513

I.

Rede
zum
Andenken
Herzog Ernſt des Zweyten
im
Gymnaſium zu Gotha
in Gegenwart
des
regierenden Herzogs Auguſt
gehalten
den 9ten Junius
1804.

— Quel che di cor ama, riman forte,
Ed ama il suo signor dopo la morte.

Arioſto.

Durchlauchtigſter Herzog,

Gnädige, Hochzuverehrende, geneigteſte Zuhörer!

Wenn der Zweck dieſer Todenfeyer wäre, den Umfang der Tugenden des Fürſten, um den wir trauern, mit Worten darzuſtellen, ſo würde ich geſucht haben, mich dem Auftrage zu entziehen, der mir bey derſelben aufzutreten gebietet. Denn eine ſolche Abſicht zu erfüllen iſt niemand vermögend; und wer es verſuchen wollte, würde bald fühlen, daß er ſich kein Genüge thue, und auch den Beyfall der Zuhörer nicht erringen könne. Denn bey einem ſo reichen und vielſeitigen Gegenſtande, welcher einem jeden bekannt iſt, und der durch ſeine bloße Erwähnung das Herz jedes Zuhörers mannichfaltig bewegt, wird auch dem angeſtrengteſten Bemühen dennoch keine Befriedigung folgen, indem Jeder finden wird, daß

Einiges übergangen, Einiges nicht ſorgfältig genug ausgeführt, immer aber dieſes oder jenes ſchwächer ausgedrückt ſey, als er ſelbſt gewünſcht oder vermocht hätte. Indem wir aber auf ein ſolches Unternehmen freywillig Verzicht leiſten, und uns begnügen, einem alten und ruhmwürdigen Gebrauche gemäß, dem Andenken eines geliebten Fürſten den Zoll der Dankbarkeit darzubringen, wobey mehr die Abſicht, als die Ausführung, mehr die Geſinnung des Redenden, als ſeine redneriſche Fertigkeit, erwogen wird, ſo darf ich den Vorwurf der Anmaßung nicht fürchten, wenn ich noch einmal die Stimme der Dankbarkeit laut werden laſſe, und ein zweytes Opfer [1]) der Achtung und Ehrfurcht auf den Altar des Verewigten niederlege.

Dieſes Opfer aber ſoll nicht in müßigen Klagen beſtehn. Zwar, wenn es mir erlaubt wäre, nur den Eingebungen des Gemüthes zu folgen, oder vielmehr, wenn ich es vermöchte, diejenigen Gefühle auszuſprechen, welche hier jegliches Herz bewegen, und durch perſönliche Dankbarkeit verſtärkt, durch das unauslöſchliche Andenken an zahlreiche Beweiſe fürſtlicher Huld erhöht, meine Bruſt auf das heftigſte erſchüttern, ſo dürfte ich hoffen, Ihres Beyfalls nicht unwerth zu ſcheinen, indem ich Ihre eigenen Geſinnungen ausſpräche, und meine Worte mit der Beredſamkeit Ihrer Ge=

fühle ſchmückte. Aber dieſe gerechte Trauer, dieſe Erneuerung eines heiligen Schmerzes iſt dem Geräuſche zahlreicher Verſammlungen nicht angemeſſen; ſie muß der Gegenſtand vertraulicher Geſpräche, ſie muß das Geſchäfte der Einſamkeit ſeyn, wo ſich der Gedanke an große und edle Menſchen ſchöner und fruchtbarer entfalten kann. Von dieſer öffentlichen Feyer aber möge alles entfernt ſeyn, was aus eigennützigen, wenn ſchon untadelhaften Quellen entſpringt, alles, was das Gemüth erweicht, ohne es zu erheben, und nur Thränen, nicht aber edle Gedanken hervorlockt. Zwar fordert die Natur gebieteriſch ihren Tribut, und in dem Andrange der Leiden ſchreibt nicht die Vernunft, ſondern die Empfindſamkeit eines jeden und das Maaß ſeiner Liebe für den Verſtorbenen dem Schmerze ſeine Gränzen vor. Dennoch muß man ihn durch große Gedanken nach Möglichkeit lindern, ſtatt ihn zu nähren. Das einzige Mittel aber zu gleicher Zeit den Forderungen des verwundeten Gemüths und dem männlichen Gebote der Vernunft Genüge zu leiſten, iſt, daß wir nicht bloß den Verluſt der Verſtorbenen denken, ſondern uns das Beyſpiel vor Augen ſtellen, das ſie uns hinterlaſſen haben. Dieſe Art der Todenfeyer iſt die edelſte und würdigſte; es iſt die einzige, welche dem gegenwärtigen Zeitpunkte angemeſſen iſt. Schon hat die mildernde Hand der

Zeit, ſchon hat die Erfüllung tröſtender Hoffnungen den Stachel des heftigen Schmerzes geſtumpft; ſchon wagt unſere beklommene Bruſt freyer zu athmen, und allmählig der Feſſeln entledigt, mit denen die Beſtürzung unſer Gemüth umfangen hielt, nimmt es einen höhern Aufſchwung zu ernſten Betrachtungen, und verweilt gern bey dem Troſte, den es in dem erheiternden Anſchaun der Tugenden des Verſtorbenen findet.

Es iſt eine bewundernswürdige Einrichtung unſrer Natur, daß gerade diejenigen Gegenſtände, welche unſer ſinnliches Weſen am heftigſten erſchüttern, unſerm edlern Theile die angemeſſenſten ſind; daß, was jenes zurückſchreckt, dieſen am heftigſten anzieht, und was den Menſchen am ſtärkſten an ſeine Abhängigkeit mahnt, ihn mit dem lebendigſten Gefühle ſeiner höhern Abkunft erfüllt. Was iſt furchtbarer als der Tod, und was iſt erhebender als der Gedanke an ihn? Vor ihm klärt ſich das Dunkel der Gräber auf; er umkleidet ſie mit dem wunderbaren Frühroth der Unſterblichkeit; er ſtößt die Erde zurück, und reißt das Gemüth von dem feſſelnden Staube los. Aus dem Anblicke der Vernichtung ſteigt der Glaube an die Unſterblichkeit auf; und aus der Nacht des Grabes erhebt ſich der freye Gedanke zu der Quelle des Lichts. Dieſe Gefühle, welche um jede Grabſtätte ſchweben, drängen ſich mächtiger

um die Gräber guter und frommer Fürſten, die nicht bloß das frohe Leben, den Antheil der Menſchheit überhaupt, ſondern zugleich den blendenden Glanz ihrer Würde, die Herrlichkeit ihrer irdiſchen Macht, den beneideten Beſitz ſo mannichfaltiger und wünſchenswerther Güter in ihrem Grabe niederlegen. Da erſcheint uns das Leben mit ſeinen größten Gaben ſo klein! Da ſinkt alles herab, was dem befangenen Blicke das Höchſte ſchien! Da dünkt uns der dürftige Menſch nur das Spiel verborgener Mächte, die ſeines Stolzes und ſeiner Anſprüche ſpotten! Aber wenn ſich der getrübte, auf das Grab geheftete Blick wieder zum Himmel erhebt, wenn der bekümmerte Geiſt zu ſeinem Vaterlande aufſchaut, ſo findet er an derſelben Stätte, wo ihn zuerſt verzagende Trauer zu Boden warf, einen erheiternden und erhebenden Troſt. Dann ſchweigt die Klage, welche dem unvermeidlichen Looſe der Sterblichkeit dargebracht ward, und, mit einem unvergänglichen Ruhme bekleidet, in einer höhern Glorie ſtrahlend, zu Schutzgeiſtern ihrer Völker verklärt, erſcheinen die weiſen Hirten der Völker, die treuen Führer, Wohlthäter und Freunde der Menſchheit. Nicht beklagenswerth, ſondern hoch beglückt, nicht verlohren, ſondern zu einer ewigen Wirkſamkeit aufbewahrt, zeigt ſich uns dann der fromme und edle Fürſt, der am Rande des Gra-

des die Bürde ſeiner Macht niederlegt, und ſie, zugleich mit dem herrlichen Erbtheile ſeines Beyſpiels, mit dem Andenken ſeiner Tugenden, ſeiner Geſinnungen und Grundſätze hinter ſich zurück läßt. Er waltet fort in dem Gemüthe ſeiner Nachfolger und der Edelſten ſeines Volks; ſein hoher Schatten ſchreitet unter ihnen, und begeiſtert unſichtbar ihre Herzen zu hohen Gefühlen, großen Thaten und ſtandhaften Tugenden. So hat bisher der Geiſt des großen Ahnherrn dieſes Hauſes um ſeine Söhne und Enkel geſchwebt; ſo wird künftig der Schatten Ernſt des Zweyten, ſtill waltend, die Segnungen ſeiner Regierung dauernd und unvergänglich machen.

Die Segnungen dieſer glorreichen Regierung in Rückſicht auf den Zweig derſelben, über welchen allein an dieſer Stelle zu reden geziemt, hat mein verehrter Vorgänger ausführlich geſchildert, und ich bin weit entfernt, dieſe Schilderung noch einmal mit einem ſchwächern Pinſel zu wagen. Aber dennoch muß ich um die Erlaubniß bitten, Ihre Blicke wiederum auf dieſelben Gegenſtände zu richten, noch einmal Ernſt, den Vater der Wiſſenſchaften zu preißen, deſſen Nahme in dieſer, von ihm faſt neu geſchaffenen Anſtalt für alle Zeiten eine Aufforderung zu rühmlichem Wetteifer ſeyn muß. Den Ruhm, der dem Vater ſeines Volkes gebührt, wird das Heilig-

thum der vaterländiſchen Geſchichte aufbewahren; das Andenken des liebevollen Menſchenfreundes wird unauslöſchlich in dem Buſen derer ruhn, die er mit ſeiner Huld und Güte erfreut hat; uns aber geziemt es vor allen, den Beſchützer der Wiſſenſchaften zu feyern, und dieſe Mauern, in welchen er einſt durch ſeine perſönliche Gegenwart den Eifer talentvoller und wißbegieriger Jünglinge belohnte, den Manen Ernſt des Weiſen zu widmen. Hier möge er, deſſen hoher und beſcheidner Sinn jedes Denkmal irdiſcher Größe verſchmäht hat, hier möge er ein unvergängliches, ſeinem wohlwollenden Sinne angemeßnes Denkmal in dem Herzen ſeiner dankbaren Zeitgenoſſen, in der Bruſt des jüngern Geſchlechts, das hier hoffnungsvoll aufblüht, und einer künftigen Jugend finden, die mit froher Bewundrung den Nahmen ihres verewigten Wohlthäters oft hier vernehmen wird. Hier mögen die Kinder dieſes Landes, hier mögen die fremden Theilnehmer dieſer Anſtalt ihre Gemüther mit dem Bilde und der Verehrung eines Regenten erfüllen, der, mit allen Tugenden geſchmückt, insbeſondere das Muſter eines fürſtlichen Beſchützers der Wiſſenſchaften war.

Aus dieſem Geſichtspunkte ſey es mir vergönnt, Ernſt's Verdienſte zu würdigen. Nicht was er that, will ich aufzählen, ſondern dem

Geiſte und den Grundſätzen nachzuſpüren ſuchen, nach denen er handelte; ich will mich bemühen zu zeigen, daß es die Grundſätze ſind, welche jeder weiſe Fürſt befolgen muß, wenn ſein Schutz den Wiſſenſchaften wahrhaft heilſam und fruchtbringend werden ſoll.

Die Wiſſenſchaften beſchützen heißt in den meiſten Fällen nichts anders, als die Hinderniſſe ihrer freyen Entwicklung entfernen. Der Boden, auf welchem ſie gedeihen, iſt der Boden der Freyheit. Nur in dieſem finden ihre Wurzeln die ſchützende Tiefe; nur aus ihm ſchweben ihre ſtolzen Wipfel zu den Wolken auf, und bieten ihren erquickenden Schatten und ihre Früchte dar. Der göttliche Funke, welcher in dem Gemüthe des Menſchen verſchloſſen liegt, bedarf vor Allem des Anhauchs der freyen Luft, um in Flammen aufzulodern; der mächtige Trieb nach Erkenntniß und Wahrheit überwindet von ſelbſt den Widerſtand der Natur, wo ſeine elaſtiſche Kraft nicht gewaltſam gelähmt wird. Wo iſt aber ein Land, in welchem die Denkfreyheit ein ſichreres Palladium ihrer Rechte in den liberalen Grundſätzen der Regierung fände? wo iſt ein Land, wo auch die geheimen Gedanken des Herzens, wo ſelbſt dreiſte Meynungen und Urtheile ohne Gefahr laut werden dürften? und wo bewährt ſich zugleich dieſe Freyheit ſchöner als hier, durch die ſittſame

Mäßigung, mit welcher jeder den Mißbrauch derſelben vermeidet? durch das Vertrauen, welches jeder auf die Regierung ſetzt? durch die Liebe, welche jeder zu der Verfaſſung hegt? — Und wer hat dieſe edeln Grundſätze geſchützt und gepflegt, wie dieſer verewigte Fürſt, der mit einem lebendigen Gefühle von der Würde freyer Erkenntniß und unbeſchränkten Forſchens erfüllt, die heiligen Rechte der Wiſſenſchaften ſelbſt in den feindſeligſten und bedrängteſten Zeiten ſchützte [2])? In jenen Zeiten, wo die Kühnheit vorgeblicher Weltverbeſſerer, bald durch übeln Willen, bald durch eitle Anmaaßung bethört, das Geſetz der Freyheit zum Paniere der Verwüſtung umwandelte, Thronen und Altäre ſtürzte, die Tempel der Wiſſenſchaften zerſtörte, die Prieſter derſelben ermordete, und mit den blutigen Ketten der Tyrannei, mit denen ſie ſich ſelbſt umſchlungen hatte, die benachbarten Völker bedrohte [3]); in dieſen unglücklichen Zeiten nahmenloſer Verbrechen und aberwitziger Weisheit, wo ein verabſcheuungswürdiger Mißbrauch die Freyheit des Denkens, der Preſſe und der Gewiſſen verdächtig machte, blieb Ernſt ſeinen Grundſätzen treu, beſchränkte nichts, ſtörte nichts, und nahm nichts zurück, was je den Wiſſenſchaften und ihren Dienern zugeſtanden worden war [4]).

Bey der Befolgung dieſer Grundſätze, welche

nur eine tiefgefühlte Achtung gegen die Würde der Wiſſenſchaften einflößen konnte, zeigte ſich die Weisheit und Milde des Verewigten in einem deſto glänzendern Lichte, da die Reſultate der Denkfrey- heit und des lebhaft erregten Forſchergeiſtes kei- neswegs immer mit ſeinen eignen Ueberzeugungen zuſammenſtimmten. Ich begehre nicht zu läug- nen, daß er ſich, in den ſpätern Jahren ſeines Lebens, als die früher aufgenommenen Meinun- gen mit ſeinem ganzen Weſen gleichſam verwach- ſen waren, dem Neuen oft mit Mißtrauen nä- herte, bisweilen ſelbſt mit Abneigung davon ent- fernte, und es ſich nur ſelten mit Freudigkeit an- eignete. Wenn dieſes ein Mangel iſt, ſo iſt es ein Mangel der menſchlichen Natur überhaupt, und ich wage zu behaupten, daß, wenn die Wir- kungen deſſelben durch freyſinnige Grundſätze be- ſchränkt werden, er den Wiſſenſchaften weniger Nachtheil droht, als der entgegengeſetzte einer all- zugroßen Willfährigkeit, die Neuheit, um ihres Reizes willen, vorzugsweiſe zu begünſtigen und gel- tend zu machen. Auch das Alte möge ſeinen Schutz an dem Throne der Fürſten finden; hier ſey, un- ter dem Schilde ächter Humanität, auch der ver- kannten und verhöhnten Wahrheit eine Freyſtatt eröffnet; und nie werde ſie unbedingt der Mode Preiß gegeben, die oft, als eine neue Sonne, ei- nen ſchönern Tag verſpricht, um bald, als ein

trügliches Meteor, in ewiger Nacht zu verlöſchen.

Es ſey mir hier verſtattet, einen Blick auf die günſtige Lage zu werfen, in welcher ſich ein Fürſt in Rückſicht auf die Schätzung der Wiſſenſchaften befindet. Durch ſeinen Stand über die Sphäre der Menge erhaben, an keine Wiſſenſchaft oder Kunſt insbeſondere gebunden, durch keine der eigennützigen oder ſelbſtſüchtigen Betrachtungen des gemeinen Lebens gefeſſelt, iſt es ihm ganz vorzüglich vergönnt, das weite Gebiet menſchlicher Erkenntniß mit freyem Geiſt zu durchlaufen, und Alles, was den Menſchen zu bilden, zu erheben, und zu veredeln dient, nur in dieſer Rückſicht zu ſchätzen. Der Blick des Gelehrten, welcher ſich einer Wiſſenſchaft vorzugsweiſe gewidmet hat, des Künſtlers, welcher eine Kunſt ausſchließend treibt; des Liebhabers, den ſeine Neigung an irgend einen Gegenſtand feſſelt; wird ſchon durch die enge Beziehung dieſes Gegenſtandes auf ſeine Perſon, und durch die Nähe deſſelben gehemmt und geblendet, während ein weiſer Fürſt durch nichts gehindert wird, jede Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrem richtigen Verhältniſſe zur Menſchheit zu ſehn, und, unabhängig von dem Vorurtheile, der Vorliebe oder der Eitelkeit, erhaben über den Einfluß der Modeſucht, ungefeſſelt von dem Bedürfniſſe des augenblicklichen Bey-

falls, dem Wahren und Schönen in ihr mit freyem und ungetheiltem Herzen zu huldigen. Zu der Höhe, auf welche ihn ſeine Würde ſtellt, reichen die Stürme nicht, welche die Tiefe bewegen; die Wellen, welche die Menge dahin raffen, zerſchellen an dem Fuße des Felſen; er ſieht gelaſſen, aus ſeinem reinern Aether, dem Schauſpiele mannigfaltiger Veränderungen auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft zu, und, ohne an den verwirrenden Kämpfen der Selbſtſucht und des Eigennutzes Antheil zu nehmen, erblickt er überall nur das hohe und ewige Ziel der allgemeinen Beſtrebungen. Bey dieſer unbefangenen Anſicht wird einem weiſen Fürſten ſelbſt der Gedanke fremd bleiben, jenes von der Natur geſteckte Ziel willkührlich verrücken, oder das darauf gerichtete Streben willkührlich beſtimmen zu wollen. Die ernſte Thätigkeit des Geiſtes, das eifrige Ringen nach Wahrheit wird ihm, was auch immer die Ergebniſſe desſelben ſeyn mögen, heilig und unverletzlich ſcheinen; und er wird eben deshalb keine Wahrheit ausſchließend heiligen, noch ſelbſt das Monopol derſelben zu beſitzen wähnen. Nur allmählig, nur auf verſchlungenen Wegen nähert ſich der menſchliche Geiſt ſeinem ewigen Ziele. Oft ſcheint es verſchwunden; aber nie verſchwindet in der Bruſt des Menſchen die Hoffnung, es zu erreichen, und von langen Kampf in ſeinem Schatten

zu ruhen. Auch der Irrthum erhält die Kraft dieſes Vertrauens, ohne welches die Menſchheit in jenen trüben Dumpfſinn zurückſinken würde, in welchem ſie wandelte, ehe der Sohn des Japetos den göttlichen, dem Himmel entriſſenen Funken in ihrem Buſen entzündete.

Es ſind vornemlich zwey Provinzen in ihrem Gebiet, die ſich gegen alle poſitive Geſetzgebung ſträuben, und zu ihrem Gedeihen nur der ſchützenden Huld bedürfen — die der Philoſophie und der Dichtkunſt. Das Gebiet der erſtern kann als der Mittelpunkt des ganzen Reiches der Erkenntniß, als ein heiliges Delphi, betrachtet werden, von welchem die übrigen, näher und ferner gränzenden die Götterſprüche erbitten, auf denen ihre Geſetzgebung und Erhaltung beruht. Aber dieſe werden nur dann belehrend und tröſtend aus dem Innern des Heiligthums erſchallen, wenn an ſeinen Thoren die Freyheit wacht. In dem Augenblicke, wo der Finger irdiſcher Gewalt an den Dreyfuß rührt, verſtummen die Orakel der Pythia, und die reine Flamme der Weisheit verliſcht auf dem Altar, ſobald die Willkühr, ſich des Prieſterrechtes bemächtigend, ſie zu beherrſchen unternimmt. Dies ſey alſo das erſte Geſetz eines Fürſten, der mit ſchützendem Auge über die Blüthe dieſes Reichs wacht, ohne Rückſicht auf eigne Meinungen, den Tempel der Weisheit zu ſchützen,

und jeden Eingriff mächtiger Willkühr von dem unverletzlichen Gebiete deſſelben zurück zu weiſen. Es kann vielleicht bezweifelt werden, ob Plato mit Recht dasjenige Land glücklich nenne, deſſen Fürſten Philoſophen ſind; aber niemand kann zweifeln, daß das Reich der Wiſſenſchaften nur da gedeihen könne, wo die Fürſten zu philoſophiren geſtatten, wo ſie ſelbſt das Beyſpiel einer ächt philoſophiſchen Duldung geben, und, den Anſprüchen ihrer eignen Meinungen edelmüthig entſagend, keinem andern Syſtem einen Platz auf dem Throne geſtatten, als dem einer uneigennützigen Wahrheitsliebe [5]).

Reine Liebe zur Wahrheit war ein herrſchender Zug in dem Charakter des verewigten Herzogs. Sie zeigte ſich auf das herrlichſte in allen ſeinen Handlungen und Reden [6]), und wenn ſie vielleicht bisweilen in ſeiner Anſicht dieſer oder jener Wiſſenſchaft getrübt ſchien, ſo hat ſie ſich doch nie in ſeiner Anſicht der Wiſſenſchaften überhaupt verleugnet, noch hat je die Meinung des Menſchen die Handlungen des Fürſten nachtheilig beſtimmt. Jene reine Liebe zur Wahrheit, die ſein ganzes Gemüth erfüllte, ſein Haß gegen allen trügenden Schein war es vielleicht, was vornemlich in ſpätern Jahren ſeinen für das Gute ſo empfänglichen Sinn einer Kunſt entfremdete, deren Gebiet eine Zauberwelt ſchönen Truges iſt. Die Alten erzäh-

len, daß einer ihrer edelſten Weiſen, welcher die reinſte Liebe zu den Wiſſenſchaften mit dem zarteſten, ſittlichen Sinne vereinigte, daß Solon einſt Thespis neuerfundenen Spielen zugeſehn, und am Ende derſelben den Dichter gefragt habe, ob er ſich nicht ſchäme, in Gegenwart des Volkes ſo vieles zu lügen? Als nun der Dichter antwortete, es ſey ja alles nur Scherz und Spiel, rief Solon unwillig aus: Bey den Göttern, wenn wir dieſe Scherze hier geduldig ertragen, werden wir ſie bald auch in unſern Verträgen und Bündniſſen finden! — Als durch dieſelbe, allzu beſchränkte Anſicht von dem Weſen der Wahrheit beſtimmt, ein andrer Weiſe, voll poetiſchen Sinnes, die Dichtkunſt aus ſeinem philoſophiſchen Staate verbannte, vertheidigte er ſein Urtheil mit dieſen Gründen: „Jene Kunſt treibt ihren Verkehr nicht mit dem beſſern, ſondern dem ſchlechtern Theile der Seele; dieſen weckt und nährt, jenen zerſtört ſie, und entfremdet ihn der Wahrheit. Nichts verdient daher von ihr in den Staat aufgenommen zu werden, als die Hymnen auf die Götter und das Lob rechtſchaffner Thaten, wenn nicht an der Stelle der Geſetze und der Vernunft die Leidenſchaften und Täuſchungen herrſchen ſollen.“

Solche oder ähnliche Grundſätze hatte der Verewigte in ſeinen frühern Jahren, alſo zu einer Zeit eingeſogen, wo ſie durch einen faſt allge

mein verbreiteten Wahn unterſtützt, und nur ſehr ſelten durch Werke höherer Abkunft erſchüttert wurden. Faſt herrſchend war die Meinung, daß die Poeſie, wenn ſie ſich über den eben ſo geſchmackloſen als niedrigen Ceremoniendienſt erhob, entweder als ein ergötzlicher Zeitvertreib für leere Stunden, oder, im beſten Falle, als eine bequeme Hülle für ſittliche Ideen betrachtet werden müſſe, die in ihrer wahren Geſtalt der Menge zu ungefällig ſcheinen würden. Indem ſich nun die Poeſie jener Zeit dieſen allzumäßigen Forderungen willig fügte, ja, ſie kaum erfüllte, konnte ſie nicht wohl das Gemüth eines Jünglings feſſeln, welcher die Bürde der Langenweile nicht kannte, und die ernſte Geſtalt der Wahrheit und ſtrengen Wiſſenſchaft nicht fürchtete [7]). Einer höhern Kunſt würde ſich ſein jugendliches Gemüth nicht verſchloſſen haben. Auch ehrte er ſie in der That in der Geſtalt, in welcher ſie ihm die römiſchen Dichter zeigten [8]); er liebte ſie in einigen Werken unſers erſten und größten Dichters, dem er mit Zärtlichkeit zugethan war, und deſſen großes Talent er nie ohne Bewunderung erwähnte. Daher mögen uns die Klagen einiger Verſekünſtler nicht beunruhigen, die in ihrer Perſon die Kunſt verunglimpft und entheiligt glaubten. Es mag uns nicht beunruhigen, daß ſeine pflegende Hand nicht auch dieſer Kunſt zu ſtatten kam, die, jenen zar-

ten und gefühlvollen Pflanzen gleich, nur allzu leicht vor der Berührung der Macht zurückbebt, und welkend die unbedachtſame Liebe ihres Pflegers anklagt. Die Geſchichte der Dichtkunſt zeigt der warnenden Beyſpiele nur allzuviel, und es iſt nicht ſchwer darzuthun, daß die gefeyerten Mäcene einiger geprieſenen Jahrhunderte der Poeſie, weit entfernt die Kunſt zu nähren, ſie in ihren Wurzeln vergifteten, und ſie oft auf lange Zeit, oft unwiderbringlich, in Feſſeln ſchlugen. Die Kunſt will herrſchen in ihrem höhern Gebiete; ſie darf keine Geſetze anerkennen als ihre eignen, und ſobald ſie neben ſich einen fremden, irdiſchen Willen duldet, ſinkt die Genoſſin der Götter, wie der vom Olymp verwieſne Apoll, zu einer Sclavin der Menſchen herab.

Die reine Liebe zur Wahrheit, die das Gemüth Ernſt des Zweyten erfüllte, ſeine unbedingte Neigung für die Mittel, die zu ihrer Enthüllung dienen, ſeine Achtung für die Wiſſenſchaften war mit einem religiöſen Sinne verſchwiſtert, und wurde durch denſelben unterſtützt und geſichert. Er ſah in den Tiefen der Wiſſenſchaft etwas fruchtbareres als das Wiſſen, etwas heiligeres als die Kenntniß; er fühlte, daß ſie da, wo das Erkennbare aufhört, in einem geheimnißvollen Boden wurzelt, durch den ſie mit einer höhern, unſerm ſinnlichen Auge verborgenen Welt zuſam-

men hängt [9]). Es iſt gewiß ein charakteriſtiſcher, und in der Verbindung mit der übrigen Eigenthümlichkeit des Verewigten bedeutender Zug, daß er ſich ſo früh die Aſtronomie zu ſeiner Lieblingswiſſenſchaft erkohr, und ihr bis an ſeinen Tod die ausgezeichneteſte Achtung bewieß. Dieſe erhabene Wiſſenſchaft nimmt, faſt wie jede andre, in ihrer Anwendung etwas von der Farbe des Geiſtes an, der ſich ihr widmet. Gemüther, die für das Höhere verſchloſſen ſind, finden in der Betrachtung der ſtrengen Geſetze des Weltalls nur eine traurige Beſtätigung ihres ſelbſtſüchtigen Wahns, welcher die Stelle der unendlichen Weisheit durch ein troſtloſes Verhängniß, und die unbegränzte Freyheit der Allmacht durch einen armſeligen Mechanismus zu erſetzen meynt. Mit einem andern und höhern Sinn nahm der Geiſt des Verewigten dieſe Wiſſenſchaft auf. Ihm war die unermeßliche Zahl der Welten, die dem Auge der Forſcher täglich zu wachſen ſcheint, ihm war der unendliche Raum, den ſie erfüllen, ihm war die feſte Ordnung ihres Laufes, die ſtrenge Harmonie ihrer Verhältniſſe, und alle die Wunder, welche die Sternkunde lehrt, ihm waren ſie Symbole des Unbegreiflichen, welcher die Welten ausgeſät hat in die Unermeßlichkeit, und ſie an einem unſichtbaren Bande führt. Ihm war das Weltall in ſeinen wundervollen Erſcheinungen ein Spiegel des

Ewigen; es war ihm ein myſtiſcher Schleyer, welcher die Glorie des Höchſten zugleich offenbart und mildert [10]).

Nur auf einem ſolchen geweihten Boden erhält die Achtung für die Wiſſenſchaften ein dauerndes Leben; nur hier wurzelt ſie tief genug, um nicht ein Spiel des Zufalls und der Launen zu werden. Dauernd aber muß ſie in dem Gemüthe eines Fürſten ſeyn, welcher dem edeln Berufe eines Beſchützers der Wiſſenſchaften Genüge leiſten will; denn es wäre beſſer, ſie nie geachtet zu haben, als ſie, nach einigen Beweiſen der Anhänglichkeit, gleichſam durch längere Erfahrung eines beſſern belehrt, zu verlaſſen und den Läſterungen ihrer übelgeſinnten Gegner Preiß zu geben. Ernſt des Zweyten treue und ſtandhafte Liebe zu den Wiſſenſchaften war ein ehrenvolles Zeugniß, das er ihnen Angeſichts der Welt ablegte; ein Zeugniß, das von ihm, dem aufgeklärten und wahrheitsliebenden Kenner derſelben, lauter als alle Gründe ſpricht, und ihren Verleumdern mit Fug und Recht als eine ſchreckende Aegide der Weisheit entgegengehalten werden darf. Lauter und ſtandhaft war dieſe Liebe bis in den Tod; und wie die Beſchäftigungen ſeiner Muße, wie die huldreiche Behandlung verdienter Gelehrten ſie während ſeines Lebens verkündigte, ſo ſprach ſie, noch nach ſeinem Tode, ſein letzter Wille aus.

Noch leben in allen Theilen Europa's Männer, welche Zeugen dieſer Geſinnungen waren; Gelehrte, welche die Fülle ſeiner Kenntniſſe und die edle Milde ſeiner Denkungsart bewunderten, und ſich jetzt mit Wehmuth der Zeichen ſeiner Huld und ſeiner, den Wiſſenſchaften ruhmwürdigen Aeußerungen in das Gedächtniß zurückrufen.

Wenn aber dieſe ſchönen und ehrenvollen Erinnerungen der Einzelnen mit dem gegenwärtigen Geſchlechte der Menſchen allmählig dahin ſterben, oder ſich doch verdunkeln und ſchwächen, ſo wird dasjenige, was er, mit eben ſo vielem Wohlwollen als Freygebigkeit, theils zur Beförderung einzelner Zweige der Wiſſenſchaften, theils zur Verbeſſerung des Unterrichts gethan, ſeinen Nahmen auch den künftigen Geſchlechtern theuer und unvergeßlich machen. Mit weiſer Vorſicht hat er, bald durch eben ſo zweckmäßige, als reichliche Vermehrung ſchon vorhandener Sammlungen, bald durch die Anlage neuer, bald durch andre Anſtalten für diejenigen Theile der Wiſſenſchaften geſorgt, welche äußerer, oft koſtbarer Hülfsmittel zu ihrem Gedeihen nicht entbehren können. Dieſe Anwendung fürſtlicher Schätze bedarf unſers Lobes nicht. Es iſt ſchön und edel, aus perſönlichem Wohlwollen einzelnen Dienern der Wiſſenſchaften ihren mühſamen Weg zu erleichtern; noch edler iſt es, aus freyer Liebe die Wiſſenſchaf-

ten ſelbſt für jegliche Zeit und für jeden ihr Prie-ſter zu fördern. Wenn aber Octavian mit wohlfei-len Gaben einige Sänger ſeiner Zeit über das dringende Bedürfniß erhob, und mit dem Tribut ihrer Dankbarkeit das Andenken an die Verbre-chen ſeiner Jugend dürftig bedeckte, ſo gewannen die Künſte hierbey nur durch den glücklichen Zufall, welcher ſeine Wahl leitete, eine Wahl, welche mehr durch Eitelkeit als durch eine gefühlte Ach-tung gegen das Verdienſt beſtimmt wurde. Aber wie viele Mächtige vor und nach ihm, von glei-cher Eitelkeit beſeelt, verſchwendeten ihre Gaben an unwürdige Lobredner, und ſchadeten der Kunſt, indem ſie zugleich ihre Abſicht verfehlten. Sol-cher Gefahr ſetzt ſich der nicht aus, der, ſtatt ein-zelne Herolde ſeines Ruhms zu erkaufen, den Wiſſenſchaften dauernde, und künftigen Geſchlech-tern noch nützliche Denkmäler errichtet; der nicht nur Blumen zieht, für ſeinen Genuß, ſondern Bäume pflanzt, die den Enkeln nach Jahrhunder-ten noch Früchte und Schatten verleihn.

Wenn wir dieſe einzelnen Züge zuſammenfaſ-ſen, ſo zeigt ſich uns in dem Verewigten die Ge-ſtalt eines weiſen Beſchützers der Wiſſenſchaften, dergleichen es zu allen Zeiten wenige gegeben hat. Die großen und ausgebreiteten Kenntniſſe, die er ſich frühzeitig erworben hatte, und bis in ſeine ſpäteſten Jahre zu vermehren bemüht war, lehr-

ten ihn den Werth und die Anſprüche jeder Wiſſenſchaft kennen; und dieſer Kenntniß gemäß, vertheilte er ihnen ſeine Gaben, nach dem Bedürfniſſe einer jeden, der Einen kräftige Hülfe, der Andern ſichernden Schutz. Er verſchaffte ihnen Freyheit in ihren Beſtrebungen, die Achtung der Welt, und eine zahlreiche Menge von Prieſtern, die durch ſein Beyſpiel und ſeinen Beyfall zu regerm Wetteifer entzündet wurden. Zu dem allen darf ich noch den beſcheidenen Sinn ſetzen, mit welchem Er ſeine Verdienſte beurtheilte. Nicht leicht war ein Fürſt ſo frey von Stolz auf Kenntniſſe, die ſelbſt einem Privatmann ausgezeichneten Ruhm verſchafft haben würden. Aber Er ſah nur den Weg, der noch vor ihm lag, und unbefriedigt durch das, was Er errungen, klagte Er ohn' Unterlaß ſeine Kräfte über dasjenige an, was Er zu erringen verzweifelte [11]).

Indem nun alle Stände den Tod eines ſolchen Fürſten betrauern, indem alle in ihm einem gerechten und weiſen Herrn, einen ſanften, gütigen und wohlwollenden Vater verlohren haben, betrauern wir noch insbeſondere den Verluſt eines huldreichen Beſchützers, eines vollgültigen Zeugen unſrer Beſtrebungen. Aber der tiefe und bittre Schmerz, mit welchem uns dieſer Verluſt erfüllt, wird durch die erfreulichen Ausſichten gemildert, welche die erhabnen Geſinnungen, der rege,

ſchon durch ſo manche That bewährte Eifer ſeines durchlauchtigen Nachfolgers den Wiſſenſchaften und ihren Dienern eröffnet. Auch Er, welcher ſelbſt auf den Altären der Muſen reiche und wohlgefällige Opfer niederlegt, wird die Tempel der Wiſſenſchaften mit immer neuen, immer friſchen Kränzen ſchmücken, und den Ruhm dieſes Landes erhalten und erhöhen. Auch ferner wird hier, unter dem Schutze einer weiſen und gerechten Regierung, die Wahrheit eine ſichre Freyſtatt finden, und die ernſten Wiſſenſchaften werden im ſchweſterlichen Verein mit den Künſten der Einbildungskraft die Tugenden und den Ruhm Auguſt Emils feyern.

Anmerkungen und Zugaben.

1.

Die Todenfeyer wurde von Herrn Kirchenrath Döring mit einer lateiniſchen Rede eröffnet, aus welcher wir Eine Stelle hier wiederholen, welche in bündiger Kürze die Ausſtattungen erwähnt, durch welche die

die Freygebigkeit des Herzogs die wiſſenſchaftlichen Sammlungen ſeiner Reſidenz vermehrt hat: Verum enimvero non unam quandam doctrinae partem, cujus amore imprimis tenebatur, praesidio suo fovit et adjuvit, sed, quicquid ad universum doctrinae cultum spectaret, id sibi curae cordique esse debere putavit. Huc pertinet singularis illa cura, quam in bibliotheca publica rarissimis libris ornanda et locupletanda posuit. Quot enim libri rariores, tam scripti quam typis expressi nunc servantur in ea, quorum comparandorum ipse auctor exstitit! et quot magni pretii libri in eadem reperiuntur, qui singulari ejus debentur munificentiae! Hinc in nullo loco lubentius versabatur, et templis, a publicarum rerum curis vacuum, suavius transigebat Princeps doctissimus, quam in ipsis illis conclavibus, ubi publicae bibliothecae thesauri expositi sunt; ibi saepius frontem exporrigere, curas animi abstergere, doctos sermones miscere, nec raro atticos sales serere solebat; ibi saepe eum viderunt et convenerunt peregrini, qui, sponte ab eo appellati, utrum summam principis facili-

tatem et comitatem, an dignitatem cum grata modestia et amabili humanitate conjunctam, magis admirarentur, dubii fere haeserunt. — Sed multo magis, quanto litterarum amore ille ductus fuerit, intelligi potest ex ejus bibliotheca privata, quae tanta praestantissimorum librorum copia, et omnibus iis, quae ad amplissimarum bibliothecarum ornamenta referri solent, instructa et referta est, ut haud sciam, an in tota Europa ullus alius princeps reperiatur, qui illa vel copiosiorem vel pretiosiorem ex re privata sibi comparaverit. Ut silentio praetermittam pictas imagines elegantissimas, aereas tabulas splendidissimas, et infinita alia (ad quae sibi comparanda, modo praestantia sua se commendarent, illum nunquam pecuniae pepercisse constat) quibus curis, quantisque impensis locupletissimum illum, quem celsissima domus Gothana possidet, veterum numorum thesaurum magis adhuc locupletare, et per se jam satis nobilem, multo adhuc nobiliorem reddere studuit! Adjungendos enim ei non solum curavit numos illos, quos studiose congesserant viri celeberri-

mi de Schachmann, Sulzerus, Gerningius, de Seckendorf, sed superiore quoque anno tria millia rarissimorum, graecorum maxime numorum, quos vir doctus quidam Italus Petriccioli ingenti studio Constantinopoli conquisiverat, haud exiguo oblato pretio in thesaurum suum migrare jussit. Sane, si quis pecuniae, in doctrinae et artium vel subsidiis vel ornamentis ab eo collocatae summam subduxerit, tantam esse intelliget, quantam rarius ex suis opibus in ejusmodi rebus collocare solent principes. Sed Princeps egregius, ut sapientes patres familiae, omnes sumtus in rebus inutilibus et inanibus faciendos prudenter fugiebat, ut eo majores in rebus utilibus et frugiferis facere posset; erat parcus et continens, ut, ubi res posceret, eo esset liberalior et munificentior; abhorrebat ab omni vano splendore et magnificentia, ut suppeteret, unde verum honorem et veram gloriam tam sibi quam populo suo conciliaret. —

Wir wollen dieſe Worte mit einigen Bemerkungen begleiten.

Der Herzog war ſparſam, oder eigentlich, ein guter Wirth. Seine Oekonomie war, wie ſein tägliches Leben, auf das Beſte geordnet. Nie iſt er etwas ſchuldig geblieben. Am Schluſſe jeder Woche wurden die eingelaufenen Rechnungen berichtigt. Er konnte dieß, weil er ſeine Neigungen den Mitteln, die er beſaß, unterzuordnen verſtand.

Dieſe Mittel waren beſchränkt.

Der wohlunterrichtete Verfaſſer der reichhaltigen Beyträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg ſchreibt S. 82. „Er zog aus den Kammer- und Landſchafts-Kaſſen ſeiner beyden anſehnlichen Fürſtenthümer (jährlich) die Summe von ungefähr 13000 Thalern. Das von ſeiner Mutter ererbte Vermögen hinterließ er ſeinen Erben, ſo wie er es erhalten und noch vermehrt hatte. Wenn ihm eine ſtarke Ausgabe vorkam, ehe noch ſeine Revenuen alle eingegangen waren, ſo borgte er von ſeinen Kammern, und zahlte bald darauf das Capital ſogar mit ſeinen Zinſen zurück.“ — Als er in Einem Jahre ein Gut, koſtbare Steine und ein reiches Münzcabinet erhandelt hatte, verlangte er von dem Autor dieſer Biographie, der damals Kammerpräſident war, den Vorſchuß dieſer

anſehnlichen Summe als ein zinstragendes Darlehn, und als jener ihm durch den vorgelegten Etat zeigte, daß der Schatz der Kammer, der nur durch ſeine Behandlung ſo anſehnlich gewachſen ſey, ihm dieſe Summe unfühlbar überlaſſen könne, und um Befehl bat, ſie in Ausgabe ſchreiben zu dürfen, erhielt er folgende Antwort:

„Ich danke Ihnen für die Ueberſichten, die Sie mir überſchickten, und die mir zeigen, wie reich meine Kammern ſind, und wie gut Sie gewirthſchaftet haben. Ich habe Sie um einen Vorſchuß gebeten, den ich bald wieder abtragen und bis dahin verzinſen werde. Ich würde es als eine Schmeicheley anſehen müſſen, die Ihrer ganz unwürdig wäre, wenn Sie mir jemals wieder einen ſolchen Antrag machten. Wenn ich dem Beyſpiele andrer Fürſten folgen wollte, ſo weiß ich wohl, daß ich es verlangen könnte; aber ich habe gelernt, mit dem auszukommen, was ich mir vom Anfange meiner Regierung an ſelbſt beſtimmte, und habe es mir zum Geſetz gemacht, die Revenuen meiner Kammern als ein mir anvertrautes Gut anzuſehn. Gotha d. 30ſten April 1788.“

Bey dieſen Geſinnungen entging auch Er dem

Schickſale nicht, dem noch kein reicher Mann hat entgehen können, welcher wiſſenſchaftliche Neigungen mit beſonnener Oekonomie vereinigte, von den Einen für geizig, von den Andern für verſchwenderiſch gehalten zu werden. Gegen den letztern Vorwurf rechtfertigt ihn, was wir ſo eben über die Mäßigkeit ſeiner Forderungen bemerkt haben; gegen den erſten die Wohlthaten, die er den Dürftigen erzeigte, und die Summen, die er zur Unterſtützung nützlicher Unternehmungen mit der größten Bereitwilligkeit aufwendete.

„Er gab, ſagt Thümmel S. 82. dem wahren Verdienſte und der wahren Armuth. Vieles, ja das meiſte wurde erſt nach ſeinem Tode kund. Nur das Bedürfniß, nicht eine beſondere Zuneigung beſtimmte ihn zur Freygebigkeit. Bey öffentlichen Unglücksfällen gab er immer zuerſt, wie er auch immer zuerſt auf dem Platze war, wo Hülfe Noth that.“

Die Erziehungs-Anſtalt zu Schnepfenthal iſt ein dauerndes Denkmal der Bereitwilligkeit, mit welcher er nützliche Unternehmungen unterſtützte. Auch der Verfaſſer dieſer Rede erhielt, zu einer Zeit, wo er dem Herzoge faſt noch gar nicht perſönlich bekannt war,

zu einer langwierigen philologiſchen Arbeit baare Unterſtützungen, durch die ihre Ausführung möglich wurde.

Auch in der Anwendung der Gegenſtände ſeiner wiſſenſchaftlichen Neigungen zeigte ſich der Character des Geizes nicht. Während er ſelbſt zu ſeinem Privatgebrauche eine Bibliothek ſammelte, die ſich ohngefähr auf 20000 Bände beläuft, und mit den koſtbarſten Werken ausgeſtattet iſt, ſchenkte er doch der öffentlichen Bibliothek eine Menge von theuer erkauften Handſchriften und alten Drucken, und unterſtützte ſie in außerordentlichen Fällen aus ſeinen eignen Mitteln. Ihr Gebrauch war unbeſchränkt. Seine freygebige Bereicherung des Münz-Cabinets, für deſſen zweyten Stifter er gehalten werden muß, iſt in Dörings Rede angedeutet; ausführlicheres gibt Schlichtegrolls Historia Numothecae Gothanae. Gothae 1799. 8. Aber noch nach der Erſcheinung dieſer Schrift wurden durch die Vermittelung ihres um das Münz-Cabinet unſterblich verdienten Verfaſſers noch mehrere höchſt wichtige Ankaufe gemacht.

Wir müſſen noch Einmal bemerken, daß der Herzog alle dieſe Geſchenke, ſo wie ſeine anderen

Sammlungen, Anlagen und Bauten, aus ſeinen eigenen Mitteln beſtritt, und dadurch ein Beyſpiel gab, wie Vieles bey beſchränkten Einkünften durch eine gewiſſenhafte und geordnete Haushaltung zu bewirken möglich iſt.

Sammeln von Reichthümern, Anhäufen nutzloſer Schätze, Zuſammenraffen der Mittel — das Alles lag fern von ihm *).

Wir können uns nicht enthalten, hier noch eine Stelle aus Thümmels Beyträgen anzuführen.

*) Von Joſeph II. rühmt Dohm (Denkwürd. 2 Th. 304.) ähnliches: „Höchſt ſparſam mit dem Vermögen des Staates, übte er die edelſte Freygebigkeit mit ſeinem Privatvermögen, und mit großem Unrecht hat man dieſen Monarchen des Geizes beſchuldigt.“ Und nachdem er einige Beyſpiele von ſeiner Handlungsweiſe angeführt, ſetzt er hinzu: „Ein Regent, der ſo handelt, kann nie in Verdacht des Geizes kommen, wenn gleich er in einzelnen Fällen ſich nicht ſo freygebig bewieſen haben mag, wie ein Bedürftiger mit mehrerm oder minderm Rechte es erwartete. Freygebigkeit und Sparſamkeit eines Regenten ſind von ganz anderer Art, als die des Privatmannes. Letztrer kann ſich ſelten in die Lage des erſtern zureichend hineindenken, um ihn richtig zu würdigen.“

„Mit edelm Unwillen, ſchreibt er S. 99. widerſtand er jedem Antrage einer Vergrößerung, die man ihm theils mit glänzenden Ausſichten, theils mit der ſophiſtiſchen Drohung, daß wer ſich nicht ſelbſt vergrößere, leicht zur Vergrößerung Anderer dienen könne, anbot. Voici, ſchrieb er, comme je pense sur l'article des sécularisations et du dépouillement des voisins. Rien au monde — quelqu' impolitique que cela puisse paraître — ne pourra m'engager à faire un pas quelconque pour mon agrandissement aux dépens d'autrui. Mon principe est, et je m'y tiendrai coute qui coute, de ne rien prendre du bien d'autrui, en arrive qui voudra: mais d'un autre coté je crierai et crierai comme un energumène, si l'on prétend me faire céder quelque chose que ce soit qui m'appartient de droit. Je suis suffisament riche et puissant rélativement à mon ambition, et ne désire pas posseder un pouce de terrain de plus. Quant à moi, je me réfuse donc décidément aux propositions de Mr. ..... et n'en entendrai jamais parler qu'avec indignation etc.

* * *

Noch einige Worte zu dem, was Döring über die Beſuche des Herzogs in den Sammlungen ſeiner Reſidenz eben ſo wahr als ſchön geſagt hat.

Nicht leicht verging ein Tag, wo er nicht ſeine Privat-Bibliothek beſuchte; die öffentliche beehrte er auch oft mit ſeiner Gegenwart, und ſo lange Geißler lebte, den er von der Schul-Pforte als Director der öffentlichen Bibliothek zu ſich berufen hatte, faſt täglich. Die langwierige Bekanntſchaft mit dieſem wackern Gelehrten, die mannichfaltigen Kenntniſſe, die er bey ihm fand, vorzüglich aber die Ueberzeugung, die er von ſeiner Redlichkeit und Wahrheitsliebe hatte, zogen den Herzog zu ihm hin. Wenn er dann vertraulich bey ihm ſaß, und, keine Störung von andern Beſuchen befürchtend, recht froh und heiter wurde, ließ er wohl zwey Pfeifen mit dem beſten Knaſter bringen, und rauchte ſie unter zutraulichem Geſpräche mit dem bejahrten Rector aus, bis ihm zur beſtimmten Stunde andre Geſchäfte riefen.

Fremde Gelehrte nahm er am liebſten auf der Bibliothek an, und ſchwerlich iſt Einer unbefriedigt von ihm gegangen. Es war in ſeinem Benehmen eine natürliche würdevolle Höflichkeit, die mit ſeiner Ge-

ſtalt zuſammenſtimmte *), und dem, was er ſagte, eine eigenthümliche Anmuth gab. Sein Ausdruck war leicht und gewählt, ohne geſucht zu ſeyn; ſeine Unterhaltung den Beſchäftigungen derer angemeſſen, mit denen er ſprach. Oft konnte der Inhalt ſeines Geſprächs den Fürſten vergeſſen machen.

Ein franzöſiſcher Ausgewanderter, ein bejahrter Mann, der ſich oft mit dem Herzoge auf der Bibliothek über Litteratur und wiſſenſchaftliche Gegenſtände unterhalten hatte, ſagte einſtmals beym Abſchiede zu ihm: Que Son Altesse me permette de lui témoigner l'admiration que m'inspire l'étendue de ses connaissances. Si nos Seigneurs vous avaient ressemblé, Monseigneur, Boileau n'aurait pas eu lieu de dire que l'Academie en les recevant parmi ses membres, s'encanaillait avec ces Ducs et Pairs.

---

*) Quod si habitum quoque ejus posteri noscere velint, decentior quam sublimior fuit. Nihil metus in vultu; gratia oris supererat. Bonum virum facile crederes, magnum libenter. Tacit. V. Agric. c. 44.

2.

Ut corpora lente augescunt, cito exſtinguuntur, sic ingenia ſtudiaque oppresseris facilius, quam revocaveris. Tacit. Vit. Agric. c. 3. Der Herzog erkannte und fühlte, daß ein Volk durch nichts zuverläſſiger herabgewürdigt wird, als wenn es genöthigt iſt, ſeine Sicherheit im Schweigen zu ſuchen; daß der erzwungene Beyfall im Herzen wie Haß tönt; und daß der höchſten Macht nur die Zuſtimmung derer würdig iſt, die auch den Muth zu widerſprechen haben.

Er erkannte und ſchätzte den Werth der Oeffentlichkeit in der Beurtheilung öffentlicher Charaktere (public characters) und ihrer Handlungen.

Ein alter Schriftſteller (Isocrates ad Nicocl. 1. p. 12.) ſagt der Wahrheit gemäß: „Während Vieles zur Erziehung des Privatmannes beyträgt, und ihn gegen Erſchlaffung bewahrt, erſtlich, der tägliche Kampf gegen das Bedürfniß, dann die Geſetze, die Freymüthigkeit der Freunde, die ihn tadeln dürfen, und die Aufmerkſamkeit der Feinde, die ſeine Fehler belauern; ſo findet ſich bey den Fürſten von allen dem nichts, und die, welche der meiſten Erziehung bedür-

fen, bleiben, wenn ſie Einmal die Herrſchaft angetreten haben, ganz ohne Warnung. Die meiſten Menſchen, von denen ſie lernen könnten, kommen in keine Berührung mit ihnen, und die, mit denen ſie umgehn, ſuchen ihre Gunſt.“

3.

So ſehr dem Herzoge die Franzöſiſche Revolution in ihrer Entwickelung zuwider ſeyn mußte, ſo war er doch den freyen Formen der Staaten keineswegs abgeneigt. Von der Engliſchen Verfaſſung ſprach er mit Achtung. Die Schweiz hätte er nicht anders gewünſcht, als ſie ihm in der bunten Mannichfaltigkeit ihrer Staats-Formen erſchienen war; auch das republicaniſche Holland war ihm auf ſeinen Reiſen lieb geworden. Oft haben wir ihn mit ausgezeichneter Vorliebe von dem Volke ſprechen hören, das Alles aus ſich ſelbſt geworden, ſeinen Boden dem Meere abgewonnen, große Städte in Moräſten gegründet, den Herrſcher zweyer Welten beſiegt, den Handel an ſeine Häfen gefeſſelt, und ſeinen Flaggen in allen Meeren Ehrfurcht erzwungen hatte. Er ſah es noch in ſeiner Kraft (in den Jahren 1767 — 1769. Vergl.

Thümmels Beyträge S. 75.); und das rege Leben des arbeitſamen Volkes, ſeine Beſonnenheit und Ordnungsliebe hatte einen tiefen und dauernden Eindruck bey ihm zurückgelaſſen.

Wenn der Herzog, wie wir nach ſeinen Aeuſſerungen überzeugt ſind, die Gewalt und Rechtmäßigkeit der Anſprüche des demokratiſchen Princips erkannte, das nur durch ein bereitwilliges Aufnehmen an die ihm gebührende Stelle unſchädlich und heilſam werden kann, ſo entſetzte er ſich doch mit Recht vor der Gewaltthätigkeit, mit der es ſich in jener verhängnißvollen Zeit zu begründen und ausſchließend geltend zu machen ſtrebte. Es gab eine Zeit, wo er die allgemeine Verbreitung dieſes Dämons über Europa fürchtete. Dann richtete er ſeine Gedanken auf die vereinigten Staaten von Amerika, als auf die Freyſtatt, wo er, als ein freyer Bürger, unter dem Geſetze der Gleichheit, ſich ſelbſt und den Wiſſenſchaften zu leben wünſchte.

Und dieſer Gedanke war nicht bloß ein vorübergehender Einfall; er war tief in ſeinem Herzen gewurzelt, und wurde Jahre lang von ihm genährt. Durch ihn wurde ihm Alles wichtig, was auf jenes Land Be-

ziehung hatte. Seine Hand-Bibliothek iſt mit dem Beſten darüber ausgeſtattet *); ja, ſie enthält eine Auswahl von Büchern, die er zu ſeinen Begleitern in dieſes Aſyl erkohren hatte. Dieſe Amerikaniſche Bibliothek, wie er es nannte, urſprünglich von der übrigen abgeſondert und durch einen eigenthümlichen dauerhaften Einband ausgezeichnet, kann auch künftigen Zeiten noch das Andenken an jenen Gedanken des verewigten Fürſten vergegenwärtigen. Die Auswahl der Bücher ehrt ſeinen Geſchmack. Daß auch die Werke des Genfer Philoſophen, Raynals Geſchichte der beyden Indien und ähnliche darunter ſind, iſt in unſrer Zeit der Bemerkung nicht unwerth. Voltaires Werke ſchmücken die Privat-Bibliothek des Herzogs in mannichfaltigen Ausgaben. Zur Wanderung über das Meer aber ſcheinen ſie nicht beſtimmt geweſen zu ſeyn.

4.

Die Urſache hievon war, weil der Herzog, in dem Gefühle ſeiner eignen Rechtlichkeit, auch dem

---

*) Crevecoeur Voyage dans la haute Pensylvanie, war eines der letzten Bücher, die er las.

Charakter der Nation vertraute, und den Verleumdungen des anti-demokratiſchen Fanatismus keinen Glauben gab. Wahr und ſchön ſagt von Klinger (Werke XI. B. S. 14.) indem er von der Deutſchen Sinn für Recht ſpricht: „Haben Deutſchlands Völ„ker dieſen Sinn für Recht nicht in den gefährlich„ſten Zeiten auf's kräftigſte bewieſen? Ihren Für„ſten, ...

„. . . . . *)

„ſo bewieſen, daß man kein Dorf auf dem deutſchen „Boden zu nennen weiß, das ſeine Bürgerpflichten „verletzt hätte. Ich hoffe, Deutſchlands Fürſten wer„den es erkennen; werden erkennen, daß, wenn die „Weltgeſchichte kein Ereigniß aufgezeichnet hat, das „der franzöſiſchen Revolution gleicht, ſie auch kein „Volk nennt, das bey ſolchem Unglück, in ſolcher „Noth und ſolchen Verſuchungen, es ſo mit Recht „und Pflicht und ſeinen Fürſten gehalten hat. Und „da ich aus vielen moraliſchen Urſachen ſtolz bin, ein „Deutſcher zu ſeyn, ſo bin ich es aus dieſer vorzüg„lich."

---

*) Cenſurlücke.

So ſchrieb Klinger im Jahr 1801. Wie würde er erſt zwölf und dreyzehn Jahre ſpäter geſchrieben haben, wo die Nation für ihre Fürſten aufſtand, und mit ihrem Blute die Acte des Rheinbundes und den Frieden von Tilſit auslöſchte!

Derſelbe Mann ſchreibt an einer andern Stelle: „Wenn Deutſchlands Fürſten je vergeſſen können, daß Deutſchlands Völker, die in dieſem langen, gefährlichen und ſchrecklichen Krieg das meiſte gelitten — und am ärgſten gelitten haben, weil ſie ganz unſchuldig daran waren — doch trotz allen dem, und trotz allen Verſuchungen, an denen es nicht fehlte, gleichwohl ihnen und ihren Gebräuchen treu verblieben ſind, ſo ſind ſie — ich wage es zu ſagen, und ſollten ſie mir es auch noch ſo übel deuten — nicht werth, Fürſten ſolcher Völker zu ſeyn. Wäre nach dieſem Krieg ein Denkmal zu errichten, ſo müßte es ein Denkmal der deutſchen Volkstreue ſeyn, von deutſchen Fürſten mit dieſer Inſchrift: dem deutſchen Volk errichtet und geweiht.“

5.

Durch die franzöſiſche Revolution, die ſich nicht begnügte, eine unvermeidliche, in der Natur der Din-

ge gegründete Erſcheinung zu ſeyn, ſondern auch mit allen ihren Greueln eine Tochter der Philoſophie zu heißen begehrte, iſt die Philoſophie in übeln Ruf gebracht worden. Napoleon verſpottete ſie als Ideologie, und ſeit der Rückkehr der alten Dynaſtie erſchallt die Rednerbühne und die Kanzel von Angriffen auf die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, als einer Feindin der Religion, der monarchiſchen Verfaſſung, und der Ordnung überhaupt. Dieſe Angriffe ſind nicht neu; aber ſchwerlich ſind ſie in irgend einer Zeit mit ſo viel Haß und ſo bitterer Galle getränkt geweſen.

In einem Briefe an Jacob Colonna ſagt Petrarca, nachdem er von der Würdigkeit der alten Philoſophen und Dichter geſprochen (Epistol. Famil. II. 9. p. 601.): „Du kennſt den H. Auguſtinus. Weit entfernt ſich ſeines vertrauten Umganges mit den Heiden zu ſchämen, geſteht er vielmehr ganz offenherzig, daß er einen großen Theil unſers Glaubens in den Schriften der Platoniker gefunden, und durch das Buch des Cicero, welches Hortenſius betitelt iſt, auf eine wunderbare Weiſe von allen täuſchenden Hofnungen, und dem eiteln Hader uneiniger Secten

entfernt, und dem Streben nach Wahrheit allein zugewendet, ja, durch das Leſen dieſes Buches ſo entflammt worden ſey, daß er, mit veränderten Gefühlen und Verachtung der Lüſte, einen höhern Flug zu nehmen begonnen habe." Nach dieſen Worten ruft er aus: O virum magnifice humilem, et humiliter excelsum, non qui alienis plumis ornatus, auctoribus his insultet, sed qui jam christianae religionis fluitantem puppim inter haereticorum scopulos agens, praesentisque magnitudinis sine arrogantia sibi conscius, veritatem primordiorum suorum et adolescentiae rudimenta commemoret, et doctor tantus ecclesiae non erubescat ducatum Arpinatis hominis, licet alio tendentis! Cur autem erubesceret? Nemo dux spernendus est, qui viam salutis ostendit. Quid ergo studio veritatis abesse potest vel Plato vel Cicero?

Dem gelehrten und frommen Klemens von Alexandrien ſchien die Philoſophie eines der wichtigſten Geſchäfte eines guten Chriſten. Deshalb verlangt er ſelbſt von den Frauen (Strom. IV. p. 499. A.), daß ſie nicht weniger philoſophiren ſollen als die Männer; auch die Sclaven ſollen ſich, ſo wenig als

die Freyen, durch keine Strafe davon abhalten laſſen (p. 500. C.). Und damit niemand glaube, daß er durch ein Wort von mannichfaltiger Bedeutung getäuſcht werde, beruft ſich derſelbe Kirchenlehrer (p. 501. C.) auf einen Ausſpruch des Epikurus — des Epikurus ſagen wir; ein verſchrieener Nahme, und doch als Zeuge der Wahrheit von einem chriſtlichen Lehrer geachtet! — welcher in einem Briefe an Menökeus ſchön und wahr geſchrieben habe: „Weder der Jüngling ſchiebe es auf zu philoſophiren, noch ermüde der Greis es zu thun. Denn Niemand iſt für die Geſundheit der Seele zu unreif, oder überreif. Wer aber ſagt, es ſey zum philoſophiren noch nicht Zeit, oder die Zeit dazu ſey vorüber, der ſagt nichts anders, als die Zeit zur Glückſeligkeit (Eudämonie) ſey noch nicht gekommen, oder es ſey damit zu ſpät. Daher thut es dem Jünglinge, wie dem Greiſe Noth, daß er philoſophire; dieſem, um auch im Alter noch jung zu bleiben zum Guten; jenem, um zugleich alt und jung zu ſeyn." — Noch deutlicher ſpricht Klemens ſeine Meynung in folgenden Worten aus (Stromat. I. p. 288. A. B.): „Philoſophie nenne ich nicht die Platoniſche oder Stoiſche, oder die Epikuri-

ſche und Ariſtoteliſche, ſondern Alles und Jedes, was in jeder dieſer Secten gut und ſchön zur Belehrung in der Gerechtigkeit mit frommem Wiſſen gelehrt wird; dieſe ganze Auswahl (τοῦτο σύμπαν τὸ ἐκλεκτικὸν) nenne ich Philoſophie.“ Und in folgenden (Stromat. I. p. 282. C.): „Vor der Erſcheinung des Herrn war den Hellenen die Philoſophie nothwendig zur Gerechtigkeit; jetzt iſt ſie nützlich zur Gottſeligkeit, indem ſie denen, welche nach dem Glauben durch Beweisgründe trachten, zu einer Vorſchule dient. Du kannſt nie irren, wenn du das Schöne und Wahre der göttlichen Vorſehung beylegſt, mag es helleniſch oder chriſtlich ſeyn. Denn Gott iſt der Urheber alles Schönen und Wahren. — Die Philoſophie aber leitete die Hellenen, ſo wie das Geſetz die Hebräer, zu Chriſto hin.“

Auch zu Klemens Zeiten gab es Leute, welche die Philoſophie als ein Werk des Satans verunglimpften (Stromat. I. p. 309. C.), und die Verſchiedenheit der Meinungen ihrer Häupter als ein Zeichen jenes Urſprunges geltend machten; eine Art zu argumentiren, die ſich auch gegen das Chriſtenthum kehrt (Jusin. Mart. Apolog. I. c. 35. p. 53. Her-

miae Irriſ. gentil. Phil.), und Andre Kleinmüthige, die ſich vor ihr, wie die Kinder vor einer Maske fürchteten, und ſie, um nicht verführt zu werden, flohen (Strom. VI. p. 655. A.). Dieſe, welche Paulus Warnung (Coloſſ. 2.) für ſich anführten, belehrt Klemens (Strom. I. p. 295. C.) mit wohlbegründeten Bemerkungen, indem er, nach ſeiner eignen Anſicht, die Philoſophie als ein Bollwerk und Hort des chriſtlichen Glaubens preißt.

In den beyden erſten Jahrhunderten ſtand die Philoſophie unter den Chriſten in großem Anſehn, und ſelbſt Vorſteher der Kirche behielten die Kleidung der Philoſophen bey (J. Juſtin. Martyr. Dial. c. Tryph. init.). Aber dieſes Anſehn drohte der neuen Lehre Gefahr. Um es zu ſtürzen, bemühten ſich die einen darzuthun, das Chriſtenthum enthalte eine Philoſophie, die weit älter ſey, als die älteſte der Heiden; die andern, das Leben der Philoſophen werde von der Erhabenheit der chriſtlichen Lehre weit überboten (Athenag. Legat. pro Chriſt. c. XI. p. 41. ff. ed. Dechair.); was doch wohl auch von dem Leben vieler Anhänger der chriſtlichen Lehre gelten mochte. Daß aber auch die Unwiſſenheit bald ihre Freunde und

Lobredner in einer Kirche fand, die urſprünglich für den ärmſten und gedrückteſten Theil der Menſchheit errichtet ſchien, und daß dieſe mit Heftigkeit gegen die Philoſophie ſtritten, welche die einfache Lehre des Glaubens durch die Anwendung ihrer Dialectik unſicher machten, iſt der Natur der Sache ſo angemeſſen, daß man ſich nur wundern müßte, wenn es nicht geſchehen wäre. Wenn der Menſch einmal den ſichern Boden der Erfahrung verläßt, um ſich in dem Gebiete des Ueberſinnlichen anzuſiedeln, ſo gibt es keinen Abweg, auf den er ſich nicht, bey den beſten Abſichten und mit den frömmſten Geſinnungen, verirren könnte.

* * *

Aber nicht die Philoſophie allein, ſondern jede Wiſſenſchaft iſt in unſern Tagen den feindſeligen Angriffen einer Parthey Preiß gegeben, die ſich im Dunkeln wohl befand. Ein Geiſtlicher, welcher jetzt eben damit umgeht, die deutſchen Univerſitäten als die Mittelpunkte einer Verſchwörung gegen Chriſtenthum, Monarchie und Eigenthum darzuſtellen, ſchrieb (Schaden Joſephs S. 63.) im vorigen Jahr, Gott habe die Menſchen aufrichtig geſchaffen, aber durch Künſte

und Wiſſenſchaften wären ſie verdorben worden. Und um dieſelbe Zeit wurde in einer großen Hauptſtadt in einer der beſuchteſten Kirchen gepredigt, daß die Wiſſenſchaften zu nichts dienten als die Geiſter zu verwirren; daß ſie die Quelle aller politiſchen und religiöſen Verbrechen wären, und daß alle neue Gelehrten, welche die unermeßlichen Räume des geſtirnten Himmels durchliefen, und ſich für die Meiſter der Natur hielten, in Sachen der Religion große Idioten wären. (Zach Corresp. Astronomique. 1820. Octbr. S. 332.)

Das Evangelium der Unwiſſenheit hat zu allen Zeiten Proſelyten gemacht, und viele bekennen ſich dazu, ohne zu wiſſen, wie eng es mit dem Heile ihrer Seele zuſammenhängt; ſo wie viele ihr Leben den Wiſſenſchaften aufopfern, ohne zu ahnden, daß ſie das Werk der Hölle treiben. Ein Lehrer der Kirche, welcher das ſündhafte Weſen der Welt in allen ihren Theilen nicht ohne Beredſamkeit und ſophiſtiſche Kunſt an's Licht gezogen hat, ob er gleich die Beredſamkeit für eine Feindin der Vernunft und Religion erklärt, der Pater Sénault (L'homme criminel. ou la corruption de la nature par le peché. à Amsterdam.

1665.), behauptet ohne Anſtand (S. 251.), daß die Wiſſenſchaft, die die eigenthümlichſte Leidenſchaft der Menſchen ſey, im Paradieſe von dem Satan zu Anſehn gebracht worden, und daß dieſer die Begierde nach ihr durch die ihr ertheilten Lobſprüche in dem Herzen des erſten Menſchen entzündet habe. „Seine Kinder, fährt er fort, ahmten ihm in ſeiner Verirrung nach, und widmeten ihren Fleiß der Eroberung jenes reichen Vließes. Die größten Ehrenbezeugungen wurden den gelehrteſten Männern erwieſen, und wenn die, welche ihr Vaterland von dem Uebermuthe der Tyrannen befreyten, für Helden galten, ſo erhielten die Erfinder der Künſte, die, welche die Völker gegen Unwiſſenheit und Noth ſchützten, Altäre und Tempel; ſo daß alſo der Teufel das Verſprechen gelößt hat, das er dem erſten Menſchen gegeben, da er ihn überredete, daß er durch die Wiſſenſchaft zum Gotte werden würde."

„Die Wiſſenſchaft, heißt es weiter hin (S. 259.), iſt die Feindin der Tugend, und bekriegt ſie unter dem Scheine ſie zu vertheidigen. Die Römiſche Republik iſt nie blühender geweſen, als in ihren erſten Jahr-

hunderten, wo ſie ſich begnügte ihre Götter *) anzube-ten. — — Sie verlohr ihre Redlichkeit, als ſie ihre Kenntniſſe erweitern wollte, und als die Römer anfin-gen, über die Tugend zu philoſophiren, hörten ſie auf ſie zu üben. — — Die Erfahrung lehrt uns, daß die Wiſſenſchaft den Muth erſchlafft; daß ſie den Geiſt ſchwächt, indem ſie ihn verfeinert, und daß wir über der Kunſt gut zu ſprechen die Kunſt gut zu handeln verlernen. Die Türken verdanken ihren Muth nur ihrer Unwiſſenheit **); und wenn ſich unter den Bar-baren noch einige Unſchuld erhalten hat, ſo rührt dieß nur daher, daß die Wiſſenſchaft ihre Bosheit noch nicht zu ihnen gebracht hat.“ —

Als gegen das Ende des dritten Jahrhunderts ein gewiſſer Artemon oder Artemas ketzeriſche Mei-nungen über die Perſon Chriſti verbreitete, wurde ſei-nen Anhängern von den Rechtgläubigen hauptſächlich

*) Aber dieſe Götter waren ja Dämonen, und Brüder des Vaters der Wiſſenſchaft d. h. der Lüge! Und doch machten ſie ihre unwiſſenden Verehrer blühend und glücklich!

**) Und warum gab der Satan nicht auch den Türken das verderbliche Geſchenk der Wiſſenſchaft? Warum erhielt er ihnen dieſe beglückende, die Tugend bewahrende Unwiſſen-heit?

ihre Liebe zu den Wiſſenſchaften zur Laſt gelegt. Ueber dem Studium der Meßkunſt, hieß es (Euseb. Hist. Eccl. V. 28.), verabſäumten ſie die Wiſſenſchaft der Kirche, und verlöhren den Himmel aus den Augen, während ſie die Erde mäßen. Immer haben Sie den Euklides in den Händen; Ariſtoteles und Theophraſtus werden hoch von ihnen verehrt, und ſie beweiſen den Werken Galens eine ungemeine Achtung. Ihre Irrthümer entſpringen aus dem Mißbrauche, den ſie von den Wiſſenſchaften und Künſten der Ungläubigen machen, und ſie entſtellen die Einfachheit des Evangeliums durch die Subtilitäten der menſchlichen Vernunft.“

Seit dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution ſind die Declamationen gegen die Wiſſenſchaften einer der gewöhnlichſten Topiks ihrer Gegner, und die Stimme dieſer Miſologen, für die Rouſſeaus Paradoxon die Evidenz einer unumſtößlichen Wahrheit gewonnen hat, iſt ſeit der Reſtauration immer lauter und dreiſter geworden. Sie glauben ſich ein Verdienſt um die Religion zu machen, wenn ſie gegen die Philoſophie, und um den Glauben, wenn ſie gegen das Wiſſen eifern. Ihrer Beredſamkeit kömmt der

leere Hochmuth und die ſchlaffe Bequemlichkeit bereitwillig entgegen; der Unwiſſenheit wird hierbey kein Opfer zugemuthet; und die Demüthigung des gelehrten Stolzes, der dem Stolze andrer Art oft ſo ſchroff entgegentritt, iſt ein Genuß, den, bey einem ſo guten Scheine, niemand leicht verſchmähen mag.

Kein Wahn iſt den Regierungen verderblicher, als die Unwiſſenheit für ein Unterpfand des Gehorſams, und für ein Bollwerk gegen die Anarchie zu halten. Wenn wir die Blätter der Geſchichte aufſchlagen, ſo ſehen wir ſogleich das herangewachſene Menſchengeſchlecht, fern von Wiſſenſchaft und Bildung, aber in einem Zuſtande furchtbarer Verwilderung. „Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes die Töchter der Menſchen beſchliefen, und ihnen Kinder zeugten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute. Da aber der Herr ſah, daß der Menſchen Bosheit groß war auf Erden, und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böſe war immerdar; da reute es ihm, daß er die Menſchen gemacht hatte, und es bekümmerte ihn in ſeinem Herzen und ſprach: Ich will die

Menſchen, die ich geſchaffen habe, vertilgen von der Erde u. ſ. w.“ —

Wenn in dieſer ſchlimmen Zeit die Menſchen den Zorn des Himmels bis zur Vertilgung reitzten, wer trug die Schuld? Waren es die Gelehrten und Philoſophen? Die Schrift ſchweigt von ihnen. Aber ſie nennt Tyrannen und Gewaltige, die Kinder der Willkühr, die ihre Willkühr misbrauchten zu böſer That. Und wenn es ja einen Gelehrten in jener unſeligen Zeit gegeben hat, ſo war es doch gewiß der Eine, den Gott ausnahm von dem Fluche der Vertilgung; der, „mit dem Gott einen Bund aufrichtete, weil er ihn gerecht erfunden hatte;“ der Mann, der allein ein Schiff zu erbauen verſtand, das ihn mit den Seinigen rettete!

Und die Einwohner von Sodom und Gomorra, wurden ſie durch Feuer vom Himmel verzehrt, weil ſie Gelehrte und Philoſophen waren? Und die Rotte Koreh, Dathan und Abirom, welche die Erde verſchlang, waren ſie nicht die Gegner des Mannes, der aller ägyptiſchen Weisheit und Wiſſenſchaft kundig war? alſo ſelbſt gewiß eher Idioten als Gelehrte?

Und wenn wir Jahrhunderte überſpringen, wer möchte ſagen, daß der Heruliſche Feldherr, der den letzten legitimen Kaiſer des Abendreichs vom Throne ſtieß, um ſich darauf zu ſchwingen, ſein frevelhaftes Beginnen in den Schulen einer aberwitzigen Philoſophie gelernt habe? oder Pipin? oder Hugo Capet? oder Richard der Dritte?

Und das was Frankreichs alten Thron ſtürzte, war es das Licht der Wiſſenſchaften? War es nicht die ſchlechte Wirthſchaft des Hofes und der Günſtlinge, der Ehrgeiz Ludwig des XIV, die Sittenloſigkeit ſeines Nachfolgers, die Schlaffheit, die auf dem Throne und auf den Stufen des Thrones ſchlummerte, das hartnäckige Beharren endlich bey dem, was die Weisheit aufzugeben gebot? Oder um etwas weiter hinaufzugehn, war die Empörung der Guiſen, war der Aufruhr der Condé's gegen ihren rechtmäßigen König, war die Ermordung Heinrich des Dritten und des Vierten das Werk der Philoſophie? Und was . . . .

. . . .

6.

Der Frhr. v. Thümmel ſagt in der oben angeführten reichhaltigen Schrift (S. 70.): „Nicht nur der gerechteſte Fürſt, auch der ehrlichſte Mann war er, und blieb es bis an ſein Ende." Sein Thun und Laſſen war auch in dieſer Rückſicht nach der Lehre eines alten Weiſen eingerichtet, welcher ſagt: Zeige, daß du die Wahrheit über Alles achteſt, damit deine Worte mehr Glauben finden, als die Eide andrer." (Isocrates). — Der Heucheley war er feind. Gegen Menſchen, von denen er Schlechtes wußte, verbarg er ſeine Verachtung nicht. In Verkehr mit ihnen, wurde ſein Ton, der ſonſt ſo mild war, ſtreng und trocken; und da dadurch ſein eigenes Gefühl verwundet wurde, mied er ſolche Menſchen gern. Auch ſie entzogen ſich ſeinen Blicken und rächten ſich durch Haß. Gegen ſolche hingegen, die er als redliche Diener, rechtſchaffne Hausväter und emſige Arbeiter kannte, war er, wenn ſie auch ſonſt ſeiner Weiſe nicht zuſagten, freundlich und mild. Es iſt nicht nöthig zu bemerken, daß, wenn das Beyſpiel eines Fürſten überhaupt auf die Sitten wirkt, dieſes am beſten und ſicherſten dadurch geſchieht, wenn das Volk weiß,

daß er Tugend und Tüchtigkeit, wenn ſie auch ohne Firniß erſcheint, ehrt und achtet, und daß er das Laſter in jeder Geſtalt und an jeder Stelle verabſcheut.

Das reine Gemüth des jungen Fürſten und ſeine ungeſchminkte Güte — eine in der großen Welt ſo ungewöhnliche Erſcheinung — war es, die, während ſeines Aufenthaltes in Paris, Diderot veranlaßte zu ihm zu ſagen: Jeune homme, vous n'êtes pas fait pour ce monde et vos moeurs ne sont pas celles de Paris. Ne restez pas trop long-tems chez-nous. On pourrait vous gâter. — Die Welt hat ihn nicht verdorben, aber ſie hat ihm nach ihrer Weiſe gelohnt, durch Täuſchungen und Wunden aller Art. Früh ſetzte ſich in ſeinem Herzen jene edle und rührende Miſanthropie feſt, die nur in einem tiefen Gemüthe voll Liebe Wurzel ſchlagen kann; nicht die einzelnen Menſchen, aber das ganze Menſchenweſen trifft, und aus dem verworrenen Treiben in die Einſamkeit führt. Edle Fürſten von zartem Gefühl werden, wenn das Glück ihre nächſten Verhältniſſe nicht ausnehmend begünſtigt, dieſer Miſanthropie kaum entgehen können. Dem Privatmanne kann dieß leichter gelingen.

7.

Der geiſtreiche F. M. von Klinger, ſelbſt ein Dichter, nachdem er den Fürſten Friedrich des Zweyten Schriften zum Leſen und Wiederleſen empfohlen, ſchreibt (Werke XI. Band p. 57.) folgendermaaßen: „Fragte man mich, ob Fürſten auch Dichter leſen ſollten, ſo antwortete ich, Nein! weil kein Amt weniger das Idealiſiren verträgt, als das ihrige, und weil kein Sterblicher ſchneller und ernſthafter aus ſchönen Dichterträumen über Welt und Menſchen aufgeweckt wird als die Fürſten. Die Männer, mit welchen und durch welche ſie wirken, ſtellen ihnen Ideale, aus ganz anderm Stoffe gebildet, vor Augen, als die dichteriſchen es ſind. Vielleicht wendet man mir ein: Gleichwohl war Friedrich der Zweyte auch Dichter. — Ja, er machte Verſe, und das eben ſo, wie andre Fürſten auf die Jagd gehn, um das Regieren einen Augenblick zu vergeſſen. Gleichwohl zeigte er es auch in ſeinen Verſen, daß er das Regieren dabey nicht ganz vergaß, ... ; denn auch ſie ſind voll weiſer Lehren und geſalzenen Spottes über die, die das Regieren ſo gern vergeſſen.“ —

Es iſt ganz gewiß, daß ein Fürſt, der ſich mit

der Phantasmoraſie einer bloß poetiſchen Welt ernſtlich beſchäftigen wollte, ſeine hohen und ernſten Pflichten leicht für zu unbedeutend halten dürfte, um ſeine Kräfte an ihre Erfüllung zu ſetzen. Auf dem Farbenſteine der Poeſie wird ihm die wirkliche Welt zerrinnen, und wenn dieſe doch bey unvermeidlichen Geſchäften ihr Recht behaupten will, wird ſie in dem verweichlichten Gemüthe nur Ekel und Widerwillen wekken. — Die Puriſten der franz. Sprache haben über die Poeſie Friedrichs des Zweyten die Achſeln gezuckt. Immerhin mag ſie eine Schwachheit geweſen ſeyn; nie aber hat ſie der Pflicht und den Geſchäften einen Augenblick entzogen. Nie iſt ſie dem großen Könige etwas anders geweſen, als ein edler Zeitvertreib, und, wie ſeine ganze Schriftſtellerey, eine Aufmunterung zu ſeinem hohen Beruf. Gewinnt auch bey dieſer Unterordnung die Poeſie nicht als Kunſt, ſo gewinnt doch der Fürſt, der ſie auf dieſe Weiſe treibt. Und eben in dieſer Weiſe bleibt Friedrich ein wahrhaft deutſcher Fürſt, ob er ſchon in franzöſiſcher Zunge ſchrieb, und trotz ſeiner Solöcismen, ein größerer Mann als die, welche aus zierlicher Versmacherey das Geſchäft ihres Lebens machen.

Wie dem großen Könige die deutſche Poeſie erſchienen, iſt bekannt genug, und niemand iſt jetzt über ſein Urtheil empört, der den Aufzug bedenkt, in welchem die Muſen zur Zeit ſeiner Bildung an Höfen zu erſcheinen pflegten. Es hat lange gedauert, ehe ſie ihre knechtiſchen Manieren, ihre gemeine Kriecherey und ihren pedantiſchen Anſtand mit einem freyen vertauſcht haben; und von den erſten Symptomen dieſer Wiedergeburt nahm man keine Kenntniß weder an andern Höfen, noch an dem, welcher Ernſt den II. erzog. Auch an dieſem bekümmerte man ſich nur um das was in Paris und an der Seine galt, und, wenn ja von vaterländiſcher Poeſie die Rede war, ſo hielt man ſich an die Orakelſprüche, welche die Pythia an der Pleiße in dem Neuſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit ausſendete. Haller war von dieſer geächtet, und auf alle Weiſe zu ſchweizeriſch und biderb; von Klopſtock geſtand die geiſtreiche Herzogin, daß ſie ihn nicht verſtehe. Verſtändlich aber war es dem Hofe gewiß, wenn ein vaterländiſcher Versmacher, der ſo von Poeſie durchdrungen war, daß er auch die Titel ſeiner Gelegenheits-Gedichte reimte, Chriſtoph Euſebius Suppius,

der königl. deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen Mitglied, den Inſelsberg die Herzogin an ihrem Geburtsfeſte ſo anreden ließ:

Und, Gnädigſte, wenn ich erwege,
Wie ſchön, wie wunderſchön Sie ſind,
So werden Gras und Blumen rege,
Mein Körper fühlet ſich entzündt,
Die Eigenſchaften zu beſingen,
Iſt meine Stimme zu gemein,
Denn ſoll es nach der Wahrheit klingen,
So muß der Ton weit reiner ſeyn.

— — — —

Hätt' ich nun länger ſchweigen ſollen?
Nein, Herzogin, das glaub' ich nicht!
Schon einmal hab' ich ſingen wollen
An jenes Tages großem Licht,
Das uns den kleinen Prinzen brachte,
Jedoch der kalte Nordwind bließ,
Und ſeine rauhe Pfeife machte,
Daß ich es unterwegens ließ.

Solche Verſe fanden im Jahr 1749 noch Leſer und Liebhaber, und wir haben ſelbſt noch in weit ſpätern Jahren Staatsbeamten von Range gekannt, die

ſich rühmten, ihren Geiſt nach vollbrachter Arbeit an einem Gedichte vom Suppio zu erheitern. Dergleichen mochte, nebſt Benjamin Schmolkens geiſtlichen Liedern, die erſte poetiſche Koſt ſeyn, die man dem heranwachſenden Prinzen als unſchädlich und leicht verdaulich bot. Und daß ihm davon ein ekler Nachgeſchmack geblieben war, wen möchte es wundern, oder wer möchte ſeinen Widerwillen tadeln?

In den Zeiten ſeines aufblühenden Ruhmes beſuchte Wolfgang von Göthe bisweilen den Gothaiſchen Hof. Der Herzog war ihm geneigt, und ſprach auch in ſpätern Jahren mit Freude von dem Genuſſe, den ihm das Vorleſen ſeiner Werke verſchafft hatte. Von der Iphigenie von Tauris dieſes Trefflichen in ihrer erſten proſaiſchen Geſtalt iſt aus dem Nachlaſſe des Herzoges eine Abſchrift in die öffentliche Bibliothek gekommen. Seine Ideen über die Farbenlehre theilte er früh dem Herzoge in ihrer Entſtehung mit, und machte die darauf Bezug habenden Verſuche mit ihm durch. Auch für ſeine Anſichten der Botanik weckte er Intereſſe in ihm.

Dem Sänger des Oberon, welcher Gotha auch bisweilen beſuchte und von dem Bruder des regieren-

den Herzogs ſehr begünſtigt wurde, war der Herzog ſelbſt wenig geneigt. Die geiſtreiche Behandlung und der Zauber einer ſchönen Sprache reichte nicht hin, den Widerwillen zu beſiegen, den der Inhalt der komiſchen Erzählungen, des Idris und Amadis, und die materielle, Alles durchdringende Philoſophie des Dichters in ſeinem reinen Herzen erregt hatte. Dieſes Gefühl, was ſich nicht für ein Kunſturtheil gab, ſchien Vielen eine große und unverzeihliche Ketzerey. Späterhin hat ſich ihm das Urtheil der Welt um Vieles genähert.

8.

Die Kenntniß der griechiſchen Sprache und Literatur war in der Jugendzeit des Herzogs, ſelbſt auf vielen gelehrten Schulen, ſo gänzlich vernachläſſigt, daß man z. B. auf dem Gothaiſchen Gymnaſium nicht über das neue Teſtament und einige Sentenzen des Iſokrates und Theognis hinausging. Als der Rector Geißler, ein Schüler Erneſti's, im Anfange ſeiner Amtsverwaltung, um die griechiſche Sprache allmählig wieder in ihre Rechte einzuſetzen, in der oberſten Claſſe den Palaephatus de Incredibi-

libus zu erklären anfing, tadelte ihn einer ſeiner Vorgeſetzten, ein Mitglied des Conſiſtoriums, der für einen gelehrten Mann gehalten ſeyn wollte, aus dem Grunde, daß der Palaephatus ein viel zu ſchwerer Autor ſey. — Man wird leicht glauben, daß das, was den gelehrten Schulen entbehrlich ſchien, am Hofe für vollkommen überflüſſig galt. Hier war zuverläſſig nicht ein Einziger Mann, der dieſe Sprache aus eigner Kenntniß hätte empfehlen können; und die geiſtreiche Mutter des Erbprinzen würde geglaubt haben, ihren Sohn zu einem Trissotin, und ſich ſelbſt Molieres femmes savantes ähnlich zu machen, wenn ſie zum Unterrichte in der griechiſchen Sprache gerathen hätte. Was man hier bedurfte, das bot der Homer und Plutarch des Dacier'ſchen Ehepaars zu voller Genüge dar; und man würde ſich wahrſcheinlich auch um dieſe nicht bekümmert haben, hätten nicht die Aventures du Télémaque einige Kenntniß Homeriſcher Fabeln, und die franz. Trauerſpiele etwas alte Geſchichte gefordert.

In ſpätern Jahren, nachdem das Studium der griechiſchen Literatur wieder in ſeine Rechte eingetreten war, und ſeinen Einfluß faſt auf jede Wiſſenſchaft

zu äußern begann, fühlte der Herzog den Mangel dieſer Kenntniß bey vielen Veranlaſſungen, und er ſchämte ſich nicht noch als Mann in die Schule zu gehen. Er nahm den Profeſſor Kaltwaſſer zum Lehrer an, einen gründlichen Mann, aber nicht geeignet, einem Fürſten das Lernen der Anfangsgründe einer ſchweren Sprache durch Methode und geiſtreiche Behandlung anziehend zu machen. Doch ſchätzte der Herzog den redlichen und gewiſſenhaften Lehrer hoch, und erfreute ihn durch kleine Aufmerkſamkeiten. Der Unterricht wurde in den erſten Frühſtunden, und im Winter noch bey Licht gegeben. Kaltwaſſer kam oft ganz erfroren von dem langen Wege auf das hochgelegne Schloß bey ſeinem fürſtlichen Schüler an. Seinen Ueberrock hing er im Vorzimmer auf. Eines Morgens findet er dieſen nicht mehr, und an ſeiner Stelle einen bequemen Pelz. Dieſer Unterricht wurde übrigens durch eine Reiſe nach England unterbrochen. Wie groß die Fortſchritte des Herzogs geweſen, iſt uns unbekannt. Was er für ſeine Bedürfniſſe brauchte, hatte er aufgefaßt.

Unter den römiſchen Dichtern war er dem Horaz am meiſten geneigt, und war mit den Oden deſſelben

gut bekannt. Die lateiniſche Sprache zog er in Rückſicht auf Wohllaut und Fülle jeder neuern vor. Der Italieniſchen war er nicht ſehr geneigt, weil ſie ihm zu weichlich ſchien. Engliſch las er mit Geläufigkeit. Des Franzöſiſchen war er kundig, wie ſeiner Mutterſprache.

9.

In dem Gemüthe des Herzogs lag eine Neigung zu dem Geheimnißvollen, die aber mehr als jene eitle Neugierde war, welche die Langeweile eines unbeſchäftigten Lebens erzeugt. Ihre Wurzeln waren religiös. Zu allen Zeiten aber war ſeine Religioſität ernſt und würdig, rein evangeliſch, aller Gaukeley abgeneigt, und auf das Praktiſche gerichtet. Seine innigſte Ueberzeugung war, daß, wie einer der Alten ſagt, „der beſte Gottesdienſt und das beſte Opfer iſt, Tugend und Gerechtigkeit üben; und daß durch Gerechtigkeit und Tugend mehr von Gott erlangt werde, als durch abergläubiſchen Werkdienſt.“ (Isocrat. ad Nicocl. c. 6. p. 16.) Doch war ihm auch der äußere Gottesdienſt ehrwürdig. Regelmäßig beſuchte er an Sonn- und Feſttagen die Kirche; gemeiniglich die des

Schloſſes, in welcher ſich dann auch ſeine Familie und der ganze Hof, von den Miniſtern bis zu den letzten Hofbedienten herab, einfand; oft aber auch die Kirchen der Stadt. Die Gegenwart des Fürſten, ſeine edle Haltung, die Aufmerkſamkeit, die er allen Theilen des Gottesdienſtes ſchenkte, gab den kirchlichen Verſammlungen eine Würde, an die ſich gewiß noch viele der bejahrtern Einwohner Gothas mit Rührung erinnern.

* * *

„In Religionsangelegenheiten dachte der Herzog höchſt tolerant, und ſuchte beſonders die harten Vorſchriften im Herzogthum Altenburg gegen die reformirten Glaubensverwandten zu mildern. Er benutzte die landſchaftliche Verſammlung von 1784 zu Altenburg, um den daſigen Ständen ſeine Gedanken und Wünſche dieſerhalb vorzulegen. Dieſe beſtanden im Weſentlichen darinn, daß die Altenburgiſchen Stände, nach dem vorangegangenen Beyſpiel der Gothaiſchen Landſchaft, die Verbindlichkeit der Religions-Aſſecuration von 1718 in Beziehung auf die Aufnahme reformirter Glaubensgenoſſen ihm zurückgeben möchten, ſo daß ihm freye Hand werde, Refor-

mirten künftig zu erlauben, im Lande ſich anzukaufen, welches um ſo mehr zum Flore des Landes beygetragen müſſe, wenn wohlhabende Familien und geſchickte Fabrikanten aufgenommen würden.“

„Seine Vorſchläge fanden unerwarteten Widerſtand. Und obſchon er ſelbſt nach Altenburg kam, und jedem Stande ſeine gutmüthigen Wünſche vorlegte, ſo beriefen doch dieſe ſich auf die Religions-Aſſecuranz-Acte, als ein wichtiges Stück der Conſtitution, und ſo ſcheiterte ſeine Menſchenfreundlichkeit an dem tief eingewurzelten Vorurtheile, das ſeinen Urſprung dem Fanatismus der ältern Zeit zu danken hatte.“ — —

„Wenn man ſieht, wie jetzt Preußen ſogar die kirchliche Vereinigung beider Confeſſionen mit gänzlicher Zufriedenheit aufgeklärter Theologen zu Stande gebracht hat, welche Grundſätze darüber ſelbſt in Rußland herrſchen, und wie in halb Deutſchland auf die Herrſchaft der höchſten Toleranz hingearbeitet wird, ſo muß man hoffen, daß auch endlich in unſerm kleinen Lande jene harten Anordnungen vernichtet werden.“

„Aber hatte nicht früher als das gegenwärtige Zeitalter Herzog Ernſt von Gotha jene milden Anſichten ſchon? — Man kann denken, wie weh ſeinem

Herzen das Mislingen ſeiner Abſicht muß gethan haben!"

Von Thümmels hiſtoriſche Beyträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg. S. 86 f.

* * *

Wir halten es nicht für unangemeſſen, an dieſer Stelle auch der maureriſchen Verbindung des Herzogs Erwähnung zu thun.

Die Freymaurerey hatte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen neuen Aufſchwung genommen. Immer mehr hatte ſich die Meinung verbreitet, daß ſie Geheimniſſe bewahre, die dem Profanen unzugänglich, den Eingeweihten veredle und ihn zu höhrer Würde erhebe. Der Geiſt der deutſchen Nation war in jener Zeit mehr als je in der Tiefe bewegt. Die ſchroffe Abgeſchiedenheit der Stände, der harte Gegenſatz der verſchiedenen Glaubens-Partheyen hatte unter Vielen und unter den Beſten den Wunſch erregt, jene Schranken bürgerlicher und religiöſer Unduldſamkeit fallen zu ſehn. Dieſem Wunſche kam die Maurerey freundlich entgegen. Sie bot ſo vieles, was man damals bedurfte; ſie verhieß noch mehr,

und ließ in ihren geheimnißvollen Symbolen nnd ihrer dunkeln Sprache das Höchſte ahnden.

Alles dieſes zog den Herzog zu dieſer Verbindung hin. Nachdem er im Jahr 1774 darein aufgenommen worden war, wurde er in alle ihre Geheimniſſe eingeweiht, und zum Großmeiſter der Landesloge Deutſchlands ernannt, die von Zinnendorf zu Berlin errichtet worden war. Bald aber zeigte ſich bey dieſer Loge ein Streben, ſich alle maureriſchen Verbindungen in Deutſchland zu unterwerfen. Sie verlangte unbedingten Gehorſam in gebieteriſchem Ton. Hierzu mitzuwirken, oder ſeine eigene beſſere Ueberzeugung einer fremden Autorität aufzuopfern, war der Denkungsart des Herzogs zuwider. Auch als Maurer war er Proteſtant. Er ſchrieb zurück: „Ich bin bisher Maurer von ganzem Herzen geweſen, aber es iſt keine große Landesloge in der Welt, welche mich, ihr unterthänig zu ſeyn, zu zwingen vermag.“ Die eingegangene Verbindung wurde gelößt, und die Urſache der Losſagung ohne Rückenhalt auch den andern Logen, deren Großmeiſter er war, mitgetheilt.

Wahr und treffend ſagt der würdige Verfaſſer der National-Zeitung über die maureriſchen Verbindun-

gen des Herzogs: „Der Gedanke, durch vereinigte Kräfte guter Menſchen die moraliſche Wirkſamkeit des Menſchen noch über das Gebiet der Fürſtenmacht hinaus zu erſtrecken — knüpfte ihn an den Freymaurer-Orden. Auch trug gewiß die ihm eigne Liebe zur Treue im Worthalten und zur Verſchwiegenheit bey anvertrauten Geheimniſſen dazu bey, daß er eine Geſellſchaft liebte und ſchätzte, die ſich beydes zur Pflicht macht."

* * *

Ohnſtreitig haben dieſelben Urſachen, die den Herzog mit der Maurerey befreundeten, auch ſeine Verbindung mit den Illuminaten bewirkt, denen er unter dem Ordensnahmen Timoleon beytrat. Auch mochte er in dieſem Verein, der ſich, wie alle revolutionären Verbindungen unſrer Zeit in einem rein-katholiſchen, mit Mönchthum durch und durch erfüllten Lande gebildet hatte, wichtigere, vielleicht aus grauer Zeit bewahrte Aufſchlüſſe über die Räthſel der Welt erwarten, als ihm die Archive und Symbole der Maurerey hatten geben können. Dieſe Hoffnungen wurden getäuſcht, und man weiß jetzt beſſer als damals, daß ſie nicht erfüllt werden können, und weß-

halb. Als aber die politiſchen Abſichten des Ordens an den Tag kamen, als man ſah, daß ſein Zweck eigentlich nur auf das Land ſeiner Entſtehung berechnet geweſen, in andern Theilen von Deutſchland und Europa aber keine Anwendung leide, da legte doch der Herzog weder die unabſichtliche Täuſchung noch die Verirrungen einzelner Mitglieder des Ordens ſeinem Stifter zur Laſt, ſondern nahm den Verfolgten, in ſeiner Heimath Geächteten, gaſtfreundlich bey ſich auf. Die damalige Verfaſſung des deutſchen Vaterlandes verſtattete einem Reichsfürſten, in ſolchen Fällen ſeiner eigenen Einſicht und großmüthigen Geſinnung zu folgen; und während auswärts — als nur noch der Nahme des Illuminatismus übrig war — dieſer Nahme auf das grauſamſte zerfleiſcht, und die Mitglieder des erloſchenen Ordens von den Hofmanns, den Barruels und ähnlichen Geſellen mit Verleumdungen bedeckt wurden, wohnte das Haupt der Illuminaten an dem Fuße des Friedenſteins, geachtet von ſeinen Freunden, von dem Bruder und der Gemahlin des Herzogs ausgezeichnet, von dem Herzoge nicht gemieden. Noch jetzt lebt er hier in ſtiller würdevoller Muße den Wiſſenſchaften, und er freut ſich in der Ferne des

Aufſchwunges, den ſein Vaterland unter Max Joſephs glorreicher Regierung genommen hat, und der erleuchteten Freyheit, die zu ſchaffen der erſte Zweck ſeines Ordens war. Man hat behauptet, daß die Erſcheinung des Illuminatismus durch den unſeligen Zuſtand, in welchen Baiern durch eine ſchlaffe und würdeloſe Regierung geſetzt worden war, nothwendig bedingt geweſen ſey. Wir wollen hierüber nicht urtheilen. Aber ſo viel ſcheint uns gewiß, daß in dem heutigen Baiern das Aufkommen eines Illuminaten-Ordens und jedes andern politiſchen Bundes undenkbar wäre, und daß, wenn je eine ſo thörichte Gaukeley über Nacht aufkeimen ſollte, ſie auch ohne Wirkung und Gefahr über Nacht dahin ſchwinden würde. Die ſicherſte Maasregel gegen geheime Verbindungen iſt eine weiſe im Lichte wandelnde Geſetzgebung, eine gerechte, die Freyheit der Gewiſſen mit Aufrichtigkeit ſchützende Regierung. Das Licht des Tages und der Oeffentlichkeit löſcht die Lampen aus, die ein untilgbares Bedürfniß unter dem Drucke der Finſterniß anzündet; ſo wie alles Gift demagogiſcher Umtriebe von ſelbſt aus dem Leibe eines Staates weicht, der den Muth hat, ſich eine ſchützende Reform einzuimpfen.

10.

Ueber die Verdienſte, die ſich der Herzog um die Aſtronomie erworben, ſpricht der vollgültigſte Beurtheiler, der vieljährige Zeuge und Theilnehmer ſeiner Bemühungen, der Freiherr von Zach, im Maihefte der Monatl. Correſpondenz d. J. 1804. folgendermaßen: „Mit einem ſeltenen, ſelbſt unter Privatperſonen ungewöhnlichen Eifer umfaßte und liebte er früh dieſe Wiſſenſchaft. Bis an den letzten Tag ſeines Lebens brachte er ihr mit fürſtlicher Freygebigkeit jedes Opfer dar, das er ihr zu bringen vermochte.“

„Aus England, Frankreich, Deutſchland, von den erſten Künſtlern in Europa ließ er die Werkzeuge herbeiſchaffen, die die Freunde der Wiſſenſchaft, welche dergleichen zu ſchätzen wiſſen, aus dieſer Zeitſchrift und aus den Beſchreibungen der von ihm erbauten Sternwarte kennen und bewundern.“

„Nicht zufrieden, zu ſeinem eignen Vergnügen und zu ſeiner Erholung eine Gelegenheit zur täglichen Beobachtung des Himmels in der Nähe in dem herzoglichen Schloſſe ſelbſt zu haben, gründete er zur Erweiterung der Wiſſenſchaft die in

ganz Europa beſuchte Sternwarte auf dem Seeberge.“

„Als Kenner arbeitete, beobachtete und berechnete er ſelbſt, und half Schriften vollenden, oder gab zu ihrer Bekanntmachung die Koſten her, welche ſeinen Nahmen über einen Alphonſus von Caſtilien, einen Wilhelm von Heſſen, einen Kaiſer Rudolph der Nachwelt erhalten werden, und die in der letzten Zeit unternommene, noch nicht vollendete Gradmeſſung, die erſte in Deutſchland und bis jetzt einzig in ihrer Art, macht ſein Verdienſt dem Verdienſte der größten Könige und der geprieſenſten Regierungen gleich, mit dem Unterſchiede, daß er eine ſolche Unternehmung aus eigner Einſicht beſchloß, und den Aufwand aus Erſparungen an ſeiner eigenen Perſon dazu hergab, und ſo das Verdienſt des Kenners, des Unternehmers, des Beſchützers — die Tugenden eines aufgeklärten Gelehrten, mit den Tugenden eines großmüthigen, wohlwollenden Fürſten in einer Perſon vereinigte. Wie gerecht iſt unſere Trauer, wie unvergänglich ſein Ruhm!“

„So lange die Geſchichte — die mit der menſch-

licher werdenden Welt gerechter werdende Geſchichte — auch die Verdienſte menſchlicher Regenten aufbewahrt, ſo lange die Wiſſenſchaft dauert, die den geſtirnten Himmel beobachtet, die Wiſſenſchaft, welche die erſte auf der Erde und die letzte unter den Menſchen ſeyn wird, ſo lange wird auch der Name Ernſt und Gotha dauern; und ſollte ſelbſt das Denkmal, das er allein zu ſeinem Ruhm erkohr, der Vergänglichkeit nicht mehr trotzen, vielleicht in der Zerſtörung wilder Barbaren untergehn, ſo wird die Wiſſenſchaft ſelbſt, ſo wird die Geſchichte ihrer Entdeckungen ſein unvergängliches Monument ſeyn, und ſein unvergeßlicher Name am Himmel prangen, ſo lange Geſtirne am Firmamente glänzen."

„Alle Gelehrte, alle Freunde der Wiſſenſchaften, alle Kenner und Beſchützer der Sternkunde in Europa und in andern Welttheilen theilen mit uns unſere Trauer, und die gerechte Verehrung eines Fürſten, der durch ſeine Verdienſte um den menſchlichen Geiſt nicht mehr ſeinem Lande, nicht mehr Deutſchland, nicht mehr ſeinem Zeitalter, ſondern allen Ländern und allen Zeiten angehört."

In Beziehung auf die Wiſſenſchaft, die er vor allen liebte, ſchrieb der Herzog in ſeinem eigenhändig verfaßten Teſtamente folgendes:

„Ich habe mit anſehnlichem Aufwande eine Sternwarte ohnweit dieſer Stadt Gotha auf dem Seeberge angelegt, und die Koſten dazu aus meinen Erſparniſſen, ohne einen auch noch ſo geringen Beytrag irgend eines öffentlichen Fonds zu begehren, aufgebracht. Dieſes Inſtitut, das in kurzer Zeit allenthalben berühmt, und oft von auswärtigen Gelehrten beſucht worden iſt, wünſche ich nach meinem Tode fortgeſetzt, und zum Nutzen der Wiſſenſchaften erhalten und unterhalten zu ſehn. Ich ſetze daher aus demjenigen, was ich mit Recht mein Privatvermögen nennen kann, annoch ein Capital von 40,000 Reichsthalern dergeſtalt aus, daß der Stock ſelbſt unablöslich bey hieſiger Kammer-Caſſe ſtehen bleibe, die Zinſen deſſelben aber, zu 4 von 100 gerechnet, jährlich zu Beſoldungen, zur Unterhaltung der Gebäude und der nothwendigen Inſtrumente angewendet werden ſollen. ...... Zweckdienliche Inſtrumente müßten jedesmal als eine neue und unentbehrliche außerordentliche Ausgabe angeſehen werden; allein der Fall dürfte einmal nicht

oft eintreten, und ſo werden, zweytens, die neuen Inſtrumente als Inventarien-Stücke anzuſehen ſeyn; es bleibt mithin das Ganze dem Hauſe. . . . . Ich empfehle daher meinem Erben und Nachfolger dieſes gelehrte, nützliche, und dem Glanze des Hauſes zur Ehre gereichende Inſtitut aufs angelegentlichſte, und hoffe dabei keine Fehlbitte zu thun, weil ich hiermit ausdrücklich verordne, mir auf keinerley Art und Weiſe ein anderes Ehrendenkmal, als durch die ſorgfältige Erhaltung der Sternwarte zu ſetzen. Dieſe Eitelkeit iſt verzeihlich, und um ſo verzeihlicher, da ſie wirklich zur Ausbreitung nützlicher menſchlicher Kenntniſſe nicht wenig beytragen, und ſelbſt zur Ehre meiner Nachfolger gereichen wird." —

11.

Niemand hat den Herzog näher gekannt, der ſich nicht mancher Züge ſeiner ſchönen und edeln Beſcheidenheit erinnern wird. Eine von ihm ſelbſt niedergeſchriebene Aeſſerung theilt uns Thümmel in ſeiner reichhaltigen Skizze mit (S. 93.): „Es iſt an dem, ſchreibt der Herzog, daß ich mir aufrichtiger und guter Geſinnungen bewußt bin; allein ich fühle

gar dringend, daß das wenige Gute, das ich vielleicht ſtifte, bey weitem nicht dasjenige iſt, was ich ſtiften möchte, und bisweilen auch wohl ſtiften könnte, wenn ich nur etwas mehr Thätigkeit in meinem Character hätte. Leider kann man ſich das Wenige nicht immer ſelbſt geben, deſſen Bedürfniß man gleichwohl fühlt und empfindet. — Ich für mein Theil erkenne dieß nur allzugut an mir ſelbſt, und ein wahrer Freund ſollte mich billig aufmuntern und anfeuern, mehr Gutes zu thun und zu wirken, als mich um des Wenigen willen, das ich wirklich thue zu loben. Großes Verdienſt habe ich in Wahrheit nicht dabey. Das allgemeine Wohlwollen iſt mir angeboren; habſüchtig und hervorſtechend *) bin ich nicht; allein für dieſe Vorzüge kann ich nichts; die Natur bildete mich auf dieſe Weiſe. Das einzige Verdienſt, deſſen ich mir bewußt bin, iſt, daß ich ſtets geſucht habe, gegen mich ſelbſt wahr zu ſeyn, und mich vor Stolz und Eigendünkel zu verwahren. Meine größten Fehler aber entſtehen dadurch, daß ich Andere Einſichten mehr zutraue, als meinem eignen Gefühle, daß mir

*) Wahrſcheinlich ſtatt ſich vordrängend, anmaßlich.

größere Einſichten erſetzt, und ich oft da nachgebe, wo ich mehr Standhaftigkeit und Beharrlichkeit an meiner eignen Meinung haben ſollte.“ (d. 29. Januar 1790.)

Die letzten Worte dieſes Aufſatzes erinnern uns an den merkwürdigen Brief, welchen der Graf Angiviller bey der Geburt des Dauphins an Ludwig den XVI. ſchrieb (ſ. Nemesis 2 Theil. S. 24. ff.). Indem er hier den König auf das dringendſte beſchwört, nie eine Rolle zu ſpielen, immer Er ſelbſt zu ſeyn, ſagt er unter andern: Rendez-vous maître de votre timidité qui vous dépare. Les rois, les princes ont encore plus de besoin que les autres hommes de la considération personelle. Ce sont leurs courtisans, ce sont leurs ministres qui le plus souvent la leur enlèvent. — Je ferai des sottises, me direz-vous. Oui, Sire, peut-être; mais elles seront les vôtres, et vous faites celles d'autrui. En faisant les vôtres, et avec le bon esprit que Dieu vous a donné, vous n'en ferez pas longtems; elles vous instruiront; celles d'autrui ne vous apprennent rien, et ne vous apprendront jamais rien.

Dieſer ganze Brief, in welchem die angeführte Stelle vielleicht eine der unbedeutendſten iſt, trägt das Gepräge eines Mannes, den zum Freunde zu haben jeder Fürſt wünſchen müßte. Aber nicht jeder, der auch wohl gleiches Wohlwollen fühlte, hat den Muth ſo zu ſprechen; wie denn auch der edle Graf die Lehren, die er ſeinem königlichen Freunde an das Herz legt, nicht ausſprach, ſondern ſchrieb: Je ne dirai jamais en face à votre Majesté ces sortes de choses, non que je la craigne, mais par respect et par raison. La vérité de bouche a un certain air de leçon et de reproche qui est hors du respect. De plus, l'amour propre blessé écoute et entend mal. Il est hors de raison d'aller contre son but et son objet qui doit être d'être utile. Par écrit on voit mieux le coeur, on l'écoute sans embarras. S'il a raison, on le croit, s'il a tort, on lui pardonne; car ce qui vient vraiment de lui, ne blesse jamais.

Indem wir, voll von wehmüthigen Erinnerungen an die verfloſſene Zeit, dieſe Blätter zuſammenlegen, um dem wiederholten Abdrucke der Trauerrede

auf Ernſt den Zweyten beygegeben zu werden, ruft uns die Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes und Nachfolgers zu neuer Trauer. In den Jahren der vollſten männlichen Kraft, ohne beunruhigende Anzeichen nahender Hinfälligkeit, nach wenigen Tagen einer ungewiſſen Krankheit, wurde August Emil dem trauernden Lande, einer liebenden Gemahlin, einer zärtlichen Tochter, und ſeinen zahlreichen Verehrern und Freunden entriſſen.

Der blühende Stamm von Gothas Fürſtenhauſe welkt dahin. Die Beſorgniß eines Schickſals, das wir erſt ſpät für unſre Kinder und Enkel fürchteten, tritt uns nah vor die Seele. Nur an Ein theures Haupt iſt in dieſem Augenblicke die Hofnung des Landes geknüpft.

Wie trügeriſch ſind doch die Rechnungen menſchlicher Kurzſichtigkeit! Dem erhabenen Stammvater dieſes erlauchten Hauſes, jenem Ernſt, deſſen ſtille und raſtloſe Weisheit das Wohl des Landes gründete, entſprießten achtzehn Kinder, von denen ihn ſieben Söhne überlebten. Faſt eben ſo zahlreich war die Nachkommenſchaft ſeines Enkels, Friedrichs des Zweyten, welcher ebenfalls ſieben Söhne zurückließ. Vier

Prinzen wurden Friedrich dem Dritten gebohren; eben ſo viele Ernſt dem Zweyten. Als dieſer einen vierten Prinzen in der Wiege ſah, ſagte er mit froher Zuverſicht: Nun hoffe ich doch für die Erhaltung meines Hauſes geſorgt zu haben! Wenige Tage nach dem dieſes Wort geſprochen worden, ſtarb jenes Kind; zwey Jahre darauf ward auch der Erbprinz — ein geſunder Knabe, wie es ſchien — in das Grab gelegt; nur auf zwey Prinzen ruhten jetzt die Hofnungen der Eltern, und dieſe Hofnungen waren durch bange Beſorgniſſe getrübt. Beyder Kinder Geſundheit ſchien ſchwach. Die abhärtende Erziehung, die bey dem Erbprinzen angewendet worden, ſchien bey ihnen nicht anwendbar; die Erhaltung der zarten Pflanzen mochte die einzige Rückſicht der erſten Erziehung ſeyn. Doch blieb die Sorge nicht unbelohnt. Ihre Kräfte entwickelten ſich; ihre Geſundheit erſtarkte, und als ſie von Genf zurückkehrten, wohin ſie geſendet worden, um, fern vom Hofe, die phyſiſch und ſittlich geſunde Luft dieſes Freyſtaates zu athmen, konnte ſich jedermann der jugendlichen Blüthe und Schönheit des edeln Brüderpaares freun.

Es war nicht der Wille des Himmels dieſen Stamm neue Zweige treiben zu laſſen.

Nun ſchläft in dem Schooße des blühenden Eilandes, das ſich in der Mitte des fürſtlichen Gartens, der Schöpfung Ernſtens und ſeines liebſten Aufenthaltes, erhebt, der Vater mit dreyen ſeiner Söhne den Schlaf der Gerechten. Was das männliche Alter Würdevolles, die Jugend Liebenswürdiges, die Kindheit Reizendes hat, hält dieſes ſtille Eden in ſeiner kühlen Umarmung. Herrliche Tugenden ſchlummern hier; Fülle der Wiſſenſchaft und des Geiſtes, die unſchätzbarſten Güter des Herzens und der Bildung, ſind hier der mütterlichen Erde wiedergegeben, um in einer andern Welt von neuem gebohren zu werden. Stille und ernſte Betrachtung ſchwebt um dieſes Eiland der Seligen, und aus ſeinem flüſternden Schatten weht uns zugleich ſchmerzliche Trauer und lindernde Tröſtung zu. Wie ein frommer Wahn des Alterthums dem Staube ausgezeichneter Menſchen düftereiche Blumen entſprießen ſah, ſo entſprießen dieſen Gräbern wehmüthige Erinnerungen, und umwinden ſie mit unverwelklichen Kränzen der Dankbarkeit und Liebe. Jede Blüthe, die hier ihre duftenden

Lippen öffnet, jede Blume, die uns mit liebenden Augen anlächelt, erſcheint an dieſer Stelle wie ein Symbol der Abgeſchiedenen, ihrer liebenden Herzen, ihres zarten Gefühls und ihres wohlthätigen Strebens. Nie wird die Erinnerung an dieſe Fürſten erlöſchen, die hochbegabt, wie wenige, obgleich auf die verſchiedenartigſte Weiſe, ihr Zeitalter und den Platz geſchmückt haben, auf den ſie die Vorſehung geſtellt hatte. Ernſtens Geiſt war mehr der Wiſſenſchaft, Auguſts Gemüth mehr der Kunſt zugeneigt. Seiner raſtloſen Phantaſie waren die Schranken der Wirklichkeit zu eng; er ertrug ſie mit Unwillen, und umgab ſich mit der Zauberwelt ſeiner Wünſche und Träume. In dieſen Paradieſen lebte er ſein höheres Leben; in ſie trug er Alles über, was ihm die Gegenwart Erfreuliches bot, und erſt dann wurde ihm dieſes recht lieb und werth, wenn er es mit dem reichen Farbenſpiele ſeiner prismatiſchen Phantaſie umzogen hatte. Ja, wir möchten behaupten, daß alles Glück, das er genoſſen, ihm allein auf dieſem Gebiete aufgeblüht iſt. In ihm bewegte er ſich mit Bequemlichkeit und Luſt, das ſtrenge Geſetz verſchmähend, das ein beſtimmtes Ziel und ſcharfbegrenzte Wege fordert; wie er denn auch

meiſt ohne Vorbereitung, aber in wunderbarer Fülle, und mit der Sicherheit eines geübten Improviſators, ſeine poetiſchen Eingebungen ausſtrömte. Bewundernswürdig iſt in dieſen Ergüſſen die Neuheit der Gegenſtände, der Reichthum der Farben und ihr Glanz; ſowie auf einer andern Seite, die Myſtik der Empfindungen, die tiefgegriffenen Bemerkungen, die zarten Bilder der Gefühle, die gewählte Sprache und die Erfindung neuer und treffender Ausdrücke überraſcht. Nur der fortſchreitenden Bewegung ermangelten ſeine Schöpfungen, einem See vergleichbar, in deſſen glattem Spiegel ſich die Sterne des Himmels und die reiche Natur ihrer Ufer badet, und der durch verklärtes Farbenſpiel, zarte Umriſſe und romantiſche Paarung das Aug erfreut, aber, indem er an jeder Stelle befriedigt, keine Erwartung erregt. Keines ſeiner umfaſſenden Werke iſt, ſo viel uns bekannt, zu Ende gebracht. Einige ſind in der Mitte abgebrochen. Obgleich Alle mehr oder weniger einen Idylliſchen Character haben, ſo ſind ſie doch von einer ganz andern Art, als das Kyllenion, die einzige Schrift, die von dem fürſtlichen Dichter öffentlich erſchienen iſt.

II.

Abſchiedsrede

im

Gymnaſium zu Gotha

vor

der Abreiſe nach München

gehalten

den 24ten October

1807.

Indem ich, meine geliebteſten und theuerſten Freunde, hier zum letztenmal vor Ihnen auftrete, befriedige ich ein dringendes Bedürfniß meines Herzens, welches mir nicht erlaubt, das anvertraute Amt, Sie, meine verehrten Herren Collegen, und dieſe mir ſo theure Jugend, die Hoffnung des Vaterlandes, ohne Abſchied zu verlaſſen. Aber ach! in dieſem Augenblicke fühle ich nur zu ſehr, daß es eben ſo ſchwer iſt, dieſe letzte Pflicht zu erfüllen, als ſie unerfüllt zu laſſen. Wenn ich aber der unmännlichen Schwäche Gehör geben wollte, die das Schmerzliche nur darum flieht, weil es ſchmerzlich iſt, ſo würde ich mir für den ganzen Reſt meines Lebens die Erinnerung an die-

ſen theuern Ort durch den Vorwurf einer ſolchen Feigheit verbittern, die ſogar den Schein von Undankbarkeit und Gefühlloſigkeit haben würde. Dieſes ſey fern von mir. Vielmehr ſoll mir die Erinnerung an dieſen Kreis trefflicher Männer und hoffnungsvoller Jünglinge, das Bild ihrer ſchönen und ruhmvollen Thätigkeit, und das ſtolze Andenken an die eigene Theilnahme, der ich eine lange Reihe von Jahren hindurch gewürdigt worden, alles dieſes ſoll die Erheiterung, die Freude und der Troſt meiner künftigen Jahre ſeyn; an dieſen Bildern will ich meine Sehnſucht weiden; mit dieſen Erinnerungen will ich mein Alter krönen; mit dieſem Andenken will ich meinen Muth beleben, wenn er in dem fremden Lande und in den neuen Verhältniſſen ſinken ſollte. Nicht alſo durch eigne Schuld will ich die Kraft deſſelben ſchwächen, ſondern ſelbſt das Opfer des Schmerzes, welches dieſe Trennung von mir erheiſcht, zu der Summe jener Erinnerungen legen, die ich mir beym Scheiden für mein künftiges Leben aufſpare.

Mit Freude und Wehmuth durchlaufen jetzt meine Blicke eine lange Reihe von Jahren, in der dieſer theure, der Wiſſenſchaft und Tugend geweihte Ort meine Aufmerkſamkeit in mehr als einem Verhältniſſe auf ſich gezogen hat. Berühmt

und blühend in älteren Zeiten, wo die Vorſorge des weiſen und frommen Stammvaters des regierenden Hauſes der gothaiſchen Linie die Beförderung der Wiſſenſchaften für die erſte ſeiner fürſtlichen Pflichten hielt, war dieſe Lehranſtalt durch zufällige Umſtände in ihrem Anſehn herabgeſunken. Die Wiſſenſchaften wurden mangelhaft gelehrt, die Sitten waren ungebildet und roh; Lehrern und Lernenden mangelte die Achtung des Publikums; und was als eine Pflanzſchule der Weisheit und Sittlichkeit geſucht ſeyn ſollte, wurde als der Mittelpunkt einer geiſtloſen Pedanterey und als der Aufenthalt der Rohheit von allen geflohen, die auf eine höhere Bildung Anſpruch machten. In dieſem Lichte ward mir in meinen frühſten Jahren dieſes Gymnaſium gezeigt. Aber die Größe des Uebels führte auch deſſen Heilung herbey. Die Aufmerkſamkeit der Regierung richtete ſich wiederum auf dieſen Gegenſtand, der in den drangvollen ſieben Jahren des Kriegs vergeſſen ſchien; und durch eine glückliche Fügung des Himmels fand ſich ein Mann, der die Gebrechen der Anſtalt erkannte, und ſie zu heilen den Muth beſaß. Die Unerſchrockenheit, mit welcher Geißler, der in Erneſti's Schule den beſſern Geiſt der Gelehrſamkeit eingeſogen hatte, die veralteten Uebel bey der Wurzel angriff; die Standhaftigkeit, mit der er unter vielfältigem und hartnäcki-

gem Widerſpruche vorurtheilsvoller Obern, die be- begonnene Reformation betrieb; die Einſicht, mit welcher er den geſunkenen Geſchmack an den Alten belebte; der gewiſſenhafte Eifer, mit dem er alle Pflichten ſeines Amtes erfüllte; die ſtrenge Red- lichkeit, welche jeden ſeiner Schritte bezeichnete; dieſe und andere Tugenden eroberten ihm, dem anfänglich Verkannten und Verſchrieenen, und der Anſtalt, an deren Spitze er ſtand, die Ach- tung der Beſſern, und allmählig den Beyfall Al- ler. In dieſem Zeitraum der neuen Blüthe des Gymnaſiums, die jetzt auch ſchon durch andere Lehrer, zum Theil in Geißlers Schule gebil- det, auf das rühmlichſte befördert wurde, ward ich ihm als ein dreyzehnjähriger Knabe anvertraut. Obgleich noch kindiſch und unwiſſend, ergriff mich doch die humane Würde des verehrten Rectors mit Bewunderung und Liebe. Der Schulſtand ward mir ehrwürdig durch ihn. Und als er einem an- dern Rufe folgte, und die Schule ſeinen Verluſt als unerſetzlich betrauerte, wachte Gotha's guter Schutzgeiſt, und ſetzte an die Stelle des Verlor- nen einen andern trefflichen Mann, der, wo es galt, an Feſtigkeit und Strenge, noch mehr aber an Milde und väterlichem Sinn, ſeinem Vor- gänger glich, an Genialität aber ihn übertraf. Die freundliche Güte, mit welcher Stroth mich behandelte, indem er mir häufigen Zutritt

zu ſich erlaubte, gewann mich gänzlich dem Stande des Schulmanns, den ich mit entſchiedener Vorliebe, obgleich nicht ganz nach den Wünſchen der Meinigen, ergriff. Und nie hat mich dieſer Entſchluß gereut. Hier in dieſen Mauern, wo er aufgekeimt und zur Reife gediehen iſt, habe ich auch die erfreulichſten Früchte deſſelben eingeerndtet; und ich betheure an dieſer nämlichen Stelle, daß, wenn ich noch öfters einen Stand zu wählen hätte, keines andern Glanz mich verführen würde, ihn dieſem, — unter allen den glücklichſten — vorzuziehen. Ich weiß wohl, daß dieſe Meinung nicht die Meinung der Menge iſt; aber von Ihnen, die ſie ihren Beruf mit eben ſo viel Liebe als Erfolg treiben, fürchte ich keinen Widerſpruch. Oder gibt es etwas Erfreulicheres, als die ununterbrochene Beſchäftigung mit der Blüthe der Künſte und Wiſſenſchaften, wie ſie in den ſchönſten Zeiten, von den edelſten Menſchen, unter den ruhmvollſten und geiſtreichſten Völkern gepflegt worden? oder wäre ein würdigeres Geſchäft zu denken, als den Sinn für das Edelſte und Schönſte, was ſich je in dem menſchlichen Geiſte geſtaltet hat, andern zu öffnen, und die empfänglichen Seelen einer unverdorbenen Jugend mit des Alterthums Größe und Hoheit zu nähren? Kein Geſchäft iſt zugleich einfacher und mannichfaltiger; keines belohnender an ſich und in ſeinen

Folgen. Hier bedarf es keiner verſchlagenen Weltklugheit, keiner lauſchenden Vorſicht, keiner heuchelnden Falſchheit; keine der Künſte des Weltlebens umlagert dieſe Gemächer, in denen eine offenherzige Jugend, entfernt von aller Verworrenheit der Verhältniſſe, welche Rang, Stand und Vermögen in das Leben bringt, durch einen geraden, offenen und freyen Sinn am leichteſten gelenkt, und am ſicherſten gewonnen wird. Wo keimen leichter in uns Gedanken auf, als da, wo keiner gänzlich verlohren geht? wo belebt ſich unſere Thätigkeit mehr, als da, wo ſie den Anſtoß zu der mannichfaltigſten Regſamkeit gibt? wo blüht erheiternde Freude leichter auf, als da, wo die Erndte ſo nah und ſo ſichtbar auf die Ausſaat folgt? Mit Freudigkeit bekenne ich hier, daß ich in dieſem Geſchäfte immer die Heiterkeit und den frohen Sinn wiedergefunden habe, der mir etwa durch andere Verhältniſſe entwichen war; daß ich oft dieſe Zimmer voll Unmuths betreten, aber nie mit Unmuth verlaſſen habe. — —

Aber ach! indem ich dieſe Freuden in mein Gedächtniß zurückrufe, indem ich mich an den Bildern voriger Tage ergötze, ſchärfe ich ſelbſt den Stachel der bittern Schmerzen, mit denen ich von dieſem geliebten Orte ſcheide. Ach, ich fühle es jetzt nur allzuſehr, daß doch der größte Theil des Glückes,

deſſen ich mich erfreut habe, weniger an dem Stande, als an dieſer Stelle und den günſtigen Verhältniſſen haftet, in die ſie mich geſetzt hat. Die ganze zweckmäßige Einrichtung dieſer Lehranſtalt, die in derſelben herrſchende humane Disciplin, vor allem aber die Verbindung mit den trefflichſten Männern hat alle meine Beſtrebungen erleichtert, und manche derſelben geſegnet. Wenn mir irgend einiges Verdienſt zugeſchrieben, wenn mir in meiner Amtsführung einiger Beyfall meiner Vorgeſetzten und Obern zu Theil geworden iſt, ſo gebe ich dieſes meinen verehrten Collegen zurück, die meiner Unerfahrenheit durch ihre Erfahrung aufhalfen, mich mit ihrem Anſehn unterſtützten, durch ihre Kenntniſſe unterrichteten, durch ihre Freundſchaft mich ehrten. Nehmen Sie alle meinen herzlichen und aufrichtigen Dank für die zahlreichen Beweiſe der Liebe und des Wohlwollens, die Sie mir alle, ohne Ausnahme, bis auf den letzten Augenblick meines Hierſeyns gegeben haben. Nehmen Sie insbeſondere meinen Dank Herr Profeſſor Kaltwaſſer, den ich Ihnen als dem eifrigen und nachſichtigen Lehrer meiner Kindheit mit überſtrömendem Herzen zolle; Sie, Herr Kirchenrath Döring, bey dem ich in mannigfaltigen Verlegenheiten immer die bereitwilligſte Unterſtützung und eine immer gleiche Zärtlichkeit gefunden habe; Sie, Herr Profeſſor Kries, der mir,

Bayerische Staatsbibliothek München

wenn ich eines Bruders beraubt wäre, die Stelle eines Bruders erſetzt haben würde; Sie, Herr Profeſſor Galletti, den ich auch unter den Lehrern meiner Jugend zu nennen die Ehre habe; Sie, Herr Rath Lenz, deſſen Gefälligkeit ich ſo oft und nie umſonſt auf die Probe geſtellt habe. Doch es iſt keiner unter Ihnen, dem ich nicht mannichfaltige Verpflichtungen hätte, deſſen Freundſchaft mich nicht mit unauflöslichen Banden der Dankbarkeit feſſelte, deſſen Wohlwollen mir nicht die Trennung von dieſem würdigen Verein unendlich erſchwerte.

Auch von Euch, meine jungen Freunde, ſcheide ich mit ſchwerem und zerriſſenem Herzen. Ich liebe Euch wie meine Kinder, und viele von Euch haben auch mir eine wahrhaft kindliche Anhänglichkeit und Liebe bewieſen. Mit Freudigkeit erinnere ich mich ſo vieler trefflichen, liebenswürdigen und talentvollen Jünglinge, die ich hier habe aufblühen, und dem Ziele des Guten zuſtreben ſehn; ſo vieler, die jetzt in unſern und fremden Ländern ehrenvolle Aemter bekleiden, und durch ihre Kenntniſſe und ihren Character das Lob der Anſtalt preiſen, in der ſie erzogen worden. Möge jeder von Euch ein ſolches ehrenvolles Ziel ſich ſtecken; möge jeder von Euch durch eifriges Lernen, Bildung und Sittſamkeit ſich ſelbſt beglücken,

das Beſte anderer befördern, und das Anſehen dieſes Gymnaſiums und deſſen Ruhm durch ſeine Tugenden erhöhen. Eine ſolche Dankbarkeit iſt die glorreichſte, ſie iſt in eines jeden Gewalt, ſie belohnt ſich ſelbſt auf das herrlichſte. Laſſet die letzten Worte eines ſcheidenden Lehrers, den Ihr — ich weiß es — liebt, laßt ſie nicht vergebens ſeyn. Ein jeder ermanne ſich, und trete rüſtig in die Laufbahn ein, welche die ſchönſten und edelſten Preiſe verſpricht, wo ſchon das Beſtreben allein adelt, und jeder Schritt vorwärts ein Sieg und eine Belohnung iſt. Dieſe erndet auch der ſchon, den ein frühes Loos von dannen ruft, ehe er auf dem größern Schauplatz der Welt irdiſche Früchte ſeiner Bemühungen pflücken durfte. Mit Wehmuth denke ich hier an mehrere meiner jungen Freunde, die, nach menſchlicher Weiſe zu reden, allzufrüh in das Grab ſanken, und ihre Laufbahn hienieden vollendeten, als ſie kaum begonnen war; an dich, Carl Wichmann, den die ſchmerzhafteſten Leiden nur wenig in ſeinen edeln Beſtrebungen ſtörten; an dich, Philipp Wehnert, der mit raſtloſem Eifer alles Wiſſenswerthe zu erſtreben ſuchte, und alles Schöne mit offenem Sinne in ſich aufnahm. Ihr waret beyde meinem Herzen theuer, und beyde ſchwandet ihr aus dem Kreiſe derer, die euch liebten, in eurer erſten Blüthe. Doch nicht umſonſt habt ihr gelebt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Noch waltet euer Beyſpiel bey denen fort, die euch kannten, noch werden eure Nahmen mit Ruhm genannt, und mancher, welcher von euch höret, wird, durch ſtille Verehrung eurer Tugend, auf eure Bahn fortgeriſſen.

Nun ſo gehabe dich wohl, du theure und geliebte Stadt, mit deinen freundlichen Umgebungen, deinen guten Einwohnern und deinem Gymnaſium, dieſer heiligen Pflanzſchule der Gelehrſamkeit und Humanität. Du biſt die Wiege meiner Kindheit geweſen, du der Schauplatz meiner glücklichſten Jahre. In dir habe ich die treueſten Freunde gefunden, in deinen Straßen hat mir überall das Wohlwollen deiner Bürger begegnet. Auf jedem deiner Stege, in deinen Thälern, unter dem Schatten deiner Bäume wohnen frohe und wehmüthige Erinnerungen, und jeder Ruf weckt einen bekannten Ton des Wiederhalls aus ferner und naher Zeit für mich auf. Ich ſcheide von dir, aus dem Paradieſe meines jüngern Lebens, mit einem Herzen voll Liebe und guter Wünſche. Mögeſt du immer, wie bisher, der Sitz der Urbanität, feiner Sitten, der Mäßigkeit und Gerechtigkeit ſeyn; mögen, wie bisher, die Stürme politiſcher Veränderungen dein Haupt unberührt laſſen und das Brauſen der wilden Wellen dich, wie bisher, nur von fern beunruhi-

Bayerische Staatsbibliothek München

gen. Möge immer über dir der Geiſt und die Weisheit Ernſt des Frommen ſchweben, und der heilige Schutzgeiſt des zweyten Ernſtes über dir wachen, des biederſten und edelſten unter den Fürſten, deſſen Schatten ich hier das Opfer meiner Thränen bringe, hier in dieſem Heiligthume, das er mit fürſtlicher Huld, ja mit aller Zärtlichkeit ſeines ſchönen Herzens pflegte und ehrte. Möge insbeſondere dieſe Lehranſtalt ſich noch lange der trefflichen Lehrer erfreuen, denen ſie ihren Glanz verdankt, und auch ſpät noch, wenn ein unvermeidliches Schickſal über dieſe geboten hat, der Geiſt der Eintracht und Liebe in dieſen Mauern wohnen, und in ihnen die Sitten herrſchen, die in ihnen geprieſen werden! Möge immer hier eine blühende und ſittſame Jugend ihre Lehrer erfreuen, und die Augen des Vaterlandes durch Eifer und Tugend auf ſich ziehn; und noch viele Geſchlechter, immer ſteigend, ſich immer veredelnd, in dieſen Sälen dem hohen Rufe gelehrter und gebildeter Staatsbürger entgegenreifen! Immer möge dieſe Schule das Muſter anderer, und die Freude des Vaterlandes ſeyn; und wenn andere Städte, mit dem flüchtigen Glanze höherer Macht und eines größern Einfluſſes prangen, ſo mag die unſere auf ihre Schule, als eine ſchönere und unvergänglichere Krone zeigen. Dieſer harmloſe, durch kein Blut und Un-

heil der Menſchheit erkaufte Ruhm möge ſie über alle Städte Deutſchlands erheben, und die ſtolzen Veſten der Könige mögen neidend Gotha's ſtillem Verdienſte huldigen!

III.

Rede

gehalten

im

Lyceum zu München

den 7ten December

1807.

Meine geehrteſten Zuhörer.

Indem ich hier zum Erſtenmale vor Ihnen auftrete, um die ehrenvolle Laufbahn zu beginnen, welche mir der Ruf unſers allergnädigſten Königes und ſeiner erleuchteten Regierung in der Theilnahme an einer Lehranſtalt eröffnet hat, die unter der Leitung der verdienſtvollſten Lehrer, in dem Mittelpunkte des Königreichs und am Fuße des Throns, die aufblühende Hoffnung dieſes Landes, eine wißbegierige und für alles Gute empfängliche Jugend vereinigt, fühle ich mich durch die ſchönſten Ausſichten in die Zukunft erheitert, und von Hoffnungen umringt, die auch ein niedergeſchlagenes Gemüth begeiſtern und erheben könnten. Denn wenn ſchon der Anblick der unbeſeelten Natur, in ihrer blühenden Kraft und den Zeiten ihrer Entwickelung, ſelbſt ein wenig gebildetes Gemüth lebhaft bewegt und zur Heiterkeit ſtimmt; wie viel mehr muß uns der Anblick menſchlicher Thätigkeit er-

freuen, wo ſich das Höchſte der Natur, wo ſich der, das Ganze der Welt belebende göttliche Athem kräftig regt; wo ſich die ſchönſten ätheriſchen Blüthen des Geiſtes entfalten; wo das Schöne ſich mit dem Guten zu vermählen ſtrebt, und ein gemeinſamer edler und kräftiger Wille den Garten der Menſchheit baut! Und wo könnte das Gemüth von froheren Hoffnungen gehoben werden, als in dem Kreiſe einer Jugend, die aus eigenem edeln Triebe den Wiſſenſchaften geweiht, in den Wiſſenſchaften nur die eigne Bildung ſucht, ihr Gemüth mit den edelſten Geſinnungen erfüllt, und Schätze ſammelt, wie ſie das Glück und Gedeihen des Vaterlandes bedarf; in dem Kreiſe einer Jugend, die ſich hier, an den Altären der Wiſſenſchaft und Weisheit, mit den Gefühlen einer reinen und edeln Vaterlandsliebe, mit der Kraft Wahrheit und Recht zu vertheidigen, mit der Neigung, das Reich des Schönen unter den Menſchen überhaupt, vorzüglich aber unter ihren Mitbürgern, durch eine freye und edle Geſinnung, oder durch würdiges Handeln, oder durch belehrende und geiſtreiche Werke zu erweitern und anzubauen, auf das lebendigſte erfüllt; um einſt, wenn das Vaterland ihre Dienſte fordert, als Lehrer der Religion, als Beſchützer des Rechtes, als Führer und Vorbilder der Jugend, oder auch als freye Lehrer der Menſchheit überhaupt, die Wiſſenſchaften in ſich,

und ſich durch die Wiſſenſchaften zu ehren, und den Ruhm eines alten und ehrwürdigen Volkes den Anſprüchen gleich zu ſtellen, zu denen es die Freygebigkeit der mütterlichen Natur berechtigt hat.

In der freudigen Vorausſetzung in die Mitte einer Jugend geſtellt zu ſeyn, die von ſolchen Geſinnungen beſeelt, nach ſolchen Zielen ſtrebt, und dieſem Streben alle ihre Kräfte zu widmen entſchloſſen iſt, nähere ich mich Ihnen mit dem Vertrauen und Wohlwollen, das ich auch in Ihnen zu erwecken wünſche, und das ſich leicht zwiſchen denen erzeugt, die nur das Gute ſuchen, und frey von Eigennutz und unedler Mißgunſt, in der gemeinſchaftlichen Beförderung der edelſten Zwecke ihr Glück und die Belohnung ihrer Mühe finden. Dieſes gemeinſchaftliche Streben iſt es ja, aus welchem der Jugend ſchon jene tugendhaften und heiligen Freundſchaften aufblühn, welche ſie mehr als jede andere Gabe des Glücks verſchönern, und oft auch ein trübes Leben wie ein unvergängliches Morgenroth erleuchten; dieſer gemeinſame Wettlauf nach dem Höchſten und Edelſten iſt es, welcher reine Gemüther mit einer unauslöſchlichen Begeiſterung erfüllt, die oft, wenn ſich in der Verworrenheit des Lebens der rechte Weg verbirgt, allein hinreicht das Dunkel zu zerſtreuen, und den verlohrnen Faden wieder aufzufinden. Aber nicht bloß der Blüthe des jugendlichen Alters, auch dem

Manne, der ſich des Guten erfreut, kann meiner Ueberzeugung nach, kaum irgendwo ein glücklicherer Standpunkt angewieſen werden, als in der Mitte des Alters, das ſich mit offnem Herzen dem dargebotenen Guten hingibt, und weil es ſich noch frey von den Banden des verwirrenden Lebens bewegt, am leichteſten die Höhen idealer Vortrefflichkeit erſchwingt. Weit entfernt alſo das Schickſal anzuklagen, daß es ihm eine rauhe und freudenloſe Laufbahn beſchieden habe, wird er keinen andern Diener des Staats um die ſeinige beneiden, oder ſeine Umgebungen, dieſe frohe und heitre Jugend, mit den Umgebungen der Könige und ihrer Satrapen vertauſchen wollen. Iſt nicht jedes reine Herz, das ſich ihm öffnet, ein ſchönerer Anblick, als jeder Glanz, mit dem ſich der Reichthum umgibt? bietet ihm nicht jeder geſunde Keim, der ſeiner Pflege entgegenſchwillt, eine Fülle freudiger Hoffnungen dar? oder kann ſich die irdiſche Macht einer reicheren Ernte von Freuden rühmen, als der väterliche Lehrer, wenn er ſeine Beſtrebungen gelingen ſieht? Jedes edlere Gemüth iſt ihm verwandt; ſeine Schüler ſind ſeine Freunde; und was das Leben in ſeinen verſchlungenern Verhältniſſen ſelten bietet, das bietet die Schule, einen Bund reger Kräfte, die mit uneigennützigem Liebe nach einem gemeinſamen Mittelpunkte des Beſten und Edelſten ſtreben; Wetteifer

ohne Misgunſt, Freyheit mit Geſetzmäßigkeit, Liebe ohne Eiferſucht; mit Einem Worte, einen Verein der Humanität, in welchem Wiſſenſchaft und Weisheit von den Grazien der Liebe, der Anmuth und Schönheit umſchlungen wird.

Eine jede Lehranſtalt, wenn ſie ihren Zweck nicht verfehlen, wenn ſie nicht zu einem Arbeitshauſe herabgewürdigt werden ſoll, in welchem, mehr um der Strafe, als um des Gewinnes willen, ein trauriges Tagwerk von ſeufzenden Sclaven getrieben wird, die jeden Augenblick ihres belaſteten Daſeyns bis zu dem Tage ihrer Befreyung zählen — eine jede Lehranſtalt, in welcher das Wort der Wiſſenſchaft nicht blos tönen, ſondern leben und befruchten ſoll, muß ſich dieſem Bilde zu nähern ſtreben, wenn ſie es auch, bey der Mangelhaftigkeit aller irdiſchen Dinge, nicht vollkommen darſtellen kann. Damit aber das Mögliche erreicht werde, muß einem Jeden, dem Lehrenden, wie dem Lernenden, das Ziel ſeiner Beſtrebungen vor Augen ſtehn. Daher ſcheint mir nichts den Pflichten meines Amtes beſſer zuzuſagen, als wenn ich, bey dem erſten Eintritt in daſſelbe, Rechenſchaft ablege von den Vorſtellungen, die ich von dem Zwecke einer gelehrten Schule hege; theils, um die Blicke meiner künftigen Zuhörer auf das zu richten, was ich nach meiner innerſten Ueberzeugung für wahr erkenne; theils

auch den Weg zu rechtfertigen, den ich bey meinem Unterrichte zu verfolgen gedenke. Ich habe nicht nöthig, bey dieſem Gegenſtande Ihre Aufmerkſamkeit aufzufordern. Er hat eine allgemeine, von allen gebildeten Menſchen anerkannte Wichtigkeit, und er muß insbeſondere Ihnen wichtig ſeyn, denen er am nächſten liegt, und deren eigenſte Geſinnung ich auszuſprechen und zu entwickeln wünſche.

Jede höhere Schule ſoll eine Bildungsanſtalt für die ihr Anvertrauten ſeyn, und ſie ſoll ſich von andern Kunſt- und Gewerb-Schulen durch die Allgemeinheit des Zweckes unterſcheiden, den ſie beabſichtigt. Denn wäre ihre Abſicht nur darauf gerichtet, die Jugend zu gewiſſen Geſchäften und Fertigkeiten abzurichten, oder ſie mit einer Maſſe von Kenntniſſen anzufüllen, die dieſer Zweck erheiſcht, und wenn die Geſchäfte des Lebens auf den Mechanismus einer Maſchine zurückgebracht werden könnten, ſo wären ohne Zweifel alle Schulen, von den Zeiten des rückkehrenden Lichtes an, auf die unverſtändigſte Weiſe eingerichtet. Iſt der Menſch nur beſtimmt, gleich dem Thiere, von den Früchten des Landes zu zehren, und ſeine Kräfte in irgend einem angewieſenen Kreiſe bürgerlicher Thätigkeit abzunutzen, ohne je über dieſe hinauszuſchreiten, ſo wie Aeſchylus von dem Menſchengebilde ſagt, eh' es den

Funken des göttlichen Feuers in ſich aufgenommen, mit Augen begabt, ohne zu ſehen, mit Ohren, ohne zu hören — und ſo in dumpfer Beſchränktheit den düſtern Weg des Lebens zu durchwallen, nur um ſich einſt wieder mit dem Staube zu vermiſchen, aus dem er hervorgegangen; ſoll dieſes die Beſtimmung des Herrn der Schöpfung ſeyn, ſo iſt alles, was ſeinen Blick für die Ferne ſchärft, oder ein Verlangen in ihm weckt, über die engen Schranken ſeines dürftigen Seyns hinauszugehn, ſo iſt jeder Strahl der Aufklärung, jeder Funke aufſtrebender Begeiſterung, der in ſein Gemüth geworfen wird, nicht eine Wohlthat, ſondern eine Qual, und die Wohlthäter der Menſchheit ſind jene deſpotiſchen Dränger derſelben, die jeder Menſchenclaſſe, ja, jedem Individuo, die Talente und Fertigkeiten vorſchreiben, deren es etwa bedarf, um die Maſchine des Staates im Gange zu erhalten, und dem Sinne der Deſpoten Genüge zu thun. Nichts würde dann zweckmäßiger ſeyn, als der Mutter das Kind von der Bruſt zu reißen, ihm, ehe es ſelbſt wählen kann, ſeine Beſtimmung nach Willkühr und Kaſtenzwang anzuweiſen, jede fremdartige Neigung in ihm auszurotten, und jeden ſeiner Schritte auf dem engen Pfade zu dem feſtbeſtimmten Ziele hinzuwenden. Ein Staat, welcher ſich der Erziehung ſeiner Bürger auf dieſe Weiſe bemächtigte, würde

vor dem Ablaufe weniger Menſchenalter, eine Bevölkerung aufweiſen können, in welcher der Sclavenſinn anf das vollkommenſte ausgebildet, und durch ihn ſelbſt die Fähigkeit eines freyen Aufſtrebens erloſchen wäre. Dieſes Verfahren würde allerdings folgerecht zu nennen ſeyn; und diejenigen, welche in dem Sinne deſſelben in der Erziehung der Jugend und ihrem Unterrichte eine frühe Berückſichtigung der Zwecke des bürgerlichen Lebens fordern, werden nie dem Vorwurfe entgehen können, ſo viel an ihnen liegt, einen Zuſtand der Geſellſchaft herbeyzuführen, vor welchem die Menſchheit erbebt, und deſſen Vorſtellung ſchon jedes deutſche Herz mit Abſcheu zurückſtößt.

Indem nun alſo die Bildung der Jugend aus dieſen engen und unwürdigen Schranken gerettet wird, muß ihr ein höheres, der Freyheit angemeßneres Ziel geſteckt werden. Dieſes Ziel kann kein anderes ſeyn. als die Menſchheit ſelbſt in ihrer Schönheit und Würde. Die Jugend auf die rechte Weiſe bilden, heißt alſo ſie bilden zur Menſchheit — zur Humanität.

Wunderbar iſt der Menſch auf die Grenze zweyer Welten geſtellt. Durch ſeine ſinnliche Natur der Welt der Erſcheinungen angehörig, wandelt er mit den Thieren, ſchwächer als die meiſten der Thiere, hülflos und ohne leitenden Inſtinkt; während das, was in ihm denkt, das, was ihm

gebietet, wenn es gilt, jedes irdiſche Gut zu ver-ſchmähn, ja das Leben ſelbſt für nichts zu achten, ihn den Schranken der Sinnenwelt entreißt, und ihm einen Platz in der Götterwelt, als ſeiner eigenthümlichen Heimath, anweiſt. Dieſe beyden Naturen — die eine voll zügelloſer Anſprüche, welche ſich jeden Augenblick dreiſt hervordrängen; die andre mit einer unbeugſamen Würde ausgerüſtet, ſcheinen auf eine unverträgliche Weiſe gepaart, und von dem Augenblicke ihrer Paarung an ſcheint das Urtheil eines eben ſo heilloſen, als unverſöhnlichen Zwiſtes über ſie ausgeſprochen. Und ſo zeigt ſich auch die Natur bey denen, welche der rechten Bildung ermangeln. In ewigem Zwieſpalte mit ſich ſelbſt klagen ſie die Laune der Gottheit an, die ihnen heftige Triebe gegeben, aber neben dieſelben eine trotzige Zuchtmeiſterin geſetzt habe, welche ihre Befriedigung unterſage; und ſo geſchieht es denn oft, daß ſie, den innern Krieg zu ſchlichten verzweifelnd, ſich entweder der Uebermacht der Begierden Preiß geben, oder einer tyranniſchen Vernunft das Recht verleihen, jeden Anſpruch des ſinnlichen Triebes zu unterdrücken und auszurotten. Daß ſich dieſes Verfahren der Verzweiflung, das, trotz ſeines ſchroffen Gegenſatzes, doch nur allzuhäufig in demſelben Individuo wahrgenommen wird, ſelbſt als Weisheit auszubringen verſucht hat, iſt hinlänglich bekannt,

und die Cyrenaiſche Sittenlehre auf der einen, die Stoiſche auf der andern Seite iſt nichts anders, als die zum Syſtem erhobene, gewaltthätige Einſeitigkeit. Aber nie wird ſich dieſes Verfahren, welches den innern Krieg nicht ſchlichtet, ſondern verewigt, vor dem Urtheile einer höhern Weisheit rechtfertigen können. Die Natur, die eine Welt aus dem Chaos hervorgehen ließ, und immer die verſchiedenartigſten Elemente zur Einheit verſchmolzen hat, ſie hat auch in dem Menſchen eine ſolche Vereinigung beabſichtigt, und die entgegengeſetzten Naturen in ihm nicht gewaltſam verkettet, ſondern vermählt. Wenn ſie ſich einander durch die Vermittelung der Freyheit nähern, wenn ſich die Triebe der ſterblichen Natur in den Strahlen der göttlichen läutern und reinigen, wenn ſich die göttliche Natur, ohne Beeinträchtigung ihrer Würde, mit der Hülle der Sinnlichen umkleidet, und als Charis in ihr, nicht mehr gebieteriſch ſchreckend, ſondern durch gemilderten Ernſt erfreuend auftritt; da entſteht jene vollkommene und entzückende Harmonie, von welcher jeder andere Verein der Materie mit dem Geiſte nur eine Wiederholung und ein Abglanz zu ſeyn ſcheint. In dem höchſten Punkte dieſer Vereinigung tritt die Menſchheit hervor. Der freye Bund des Göttlichen mit dem Irdiſchen, der freye Zuſammenklang der Neigungen und Triebe mit den geſetz-

lichen Forderungen der Vernunft, die Erſcheinung göttlicher Würde in der Geſtalt des Edeln und des Erhabenen — dieß iſt der Menſchheit höchſter Triumph, und das Ziel ihres Strebens iſt eben die Hervorbringung der Humanität, in welcher der Zwieſpalt der ſtreitenden Elemente geſchlichtet erſcheint.

Die freye, leichte und anmuthige Geſtalt, in welcher ſich die Humanität der Welt zeigt, führt wohl oft zu dem Wahne, daß ſie auch auf einem leichten Wege erlangt werden könne, ſo wie dem Unkundigen ein vollendetes Werk der Kunſt, weil die Spuren der Mühe in ihm ausgetilgt ſind, auch ohne Mühe, durch den Zauberſtab des Willens ſeines Urhebers, geſchaffen ſcheint. Wenn aber kein Kunſtwerk aufgefunden werden kann, wie gering auch ſeine Anſprüche ſeyn mögen, in welchem nicht die Sprödigkeit eines widerſtrebenden Stoffes hätte beſiegt werden müſſen, ſo fordert auch das Kunſtwerk der freyen Menſchenbildung einen deſto ſchwerern und anhaltenderen Kampf, je thätiger der Stoff iſt, ſich gegen den ſchaffenden Geiſt zu empören, und je gewaltiger er ſich ſträubt, das Geſetz in ſich aufzunehmen und ſich mit ihm zu durchdringen. Lang und anhaltend müſſen daher die Uebungen, ſtark und kräftig muß das Beſtreben ſeyn. Nicht auf dem Roſenpfade der Bequemlichkeit wird das hochgeſteckte Ziel errungen; aber

die Kränze, die es bietet, der innre Friede, die Verſöhnung des Menſchen mit ſich ſelbſt, die ſtille und große Erhebung über die Untiefen des Irdiſchen — dieſe Belohnung, die den unverdroſſenen Kämpfer erwartet, ſie iſt

ein großer Gedanke, iſt des Schweißes der Edeln werth.

Wie nun in den Gymnaſien der Alten die Leiber freygebohrner Jünglinge geübt wurden, um nicht nur in allen Dingen dem Gebote des Willens gehorchen zu lernen, ſondern auch in Geſtalt und Bewegung eine edle und freye Weiſe zu zeigen; ſo bemächtigen ſich unſre Schulen, wenn ſie ihren hohen Beruf erfüllen ſollen, des jugendlichen Geiſtes, um ihn zu der Freyheit zu erheben, ohne die es keine Würde und Glückſeligkeit gibt, und indem ſie ihm, ohne Rückſicht auf künftigen Gebrauch, unabläſſig das Größte und Edelſte, wie es ſich in dem Geiſte der größten und edelſten Menſchen aller Zeiten geſtaltet und in den ſchönſten Formen dargeſtellt hat, vorhalten, eine ſolche Liebe und Achtung dafür entzünden, daß er alles Gemeine und Niedrige von ſich ſtößt, und jede Blüthe der Humanität in ſich zu entfalten unabläſſig bemüht iſt. Dieſes Bemühen, welches auf das würdigſte Ziel gerichtet iſt, nimmt jede Kraft des Geiſtes in Anſpruch, weckt die ſchlummernden,

und ſtärkt ſie durch erfreuliche Uebungen, in denen ſich alle Zwecke der jugendlichen Erziehung und Bildung vereinigen. Hierdurch aber ſind die Einrichtungen auf das Vollkommenſte gerechtfertigt, welche unſre weiſen Vorfahren bey der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften den gelehrten Schulen gegeben haben. Denn das ſchien ihnen eine ausgemachte und unbeſtrittene Wahrheit, daß von den Griechen zuerſt, und dann von nacheifernden Römern nicht nur in allen Gattungen der Wiſſenſchaft und Kunſt edle und muſterhafte Werke gebildet worden, ſondern daß auch das Leben und Thun der Alten in den Zeiten ihrer Blüthe wunderbar würdig und der Nachahmung werth ſey. Und haben nicht alle folgende Zeiten, trotz ihrer kühnen Fortſchritte zur Vortrefflichkeit, dieſes Urtheil immer von neuem beſtätigt? Haben nicht die glänzenden Jahrhunderte der Literatur die Fackel ihres Ruhmes an den Altären des Alterthums angezündet: und iſt nicht jedes Volk, wenn es von Selbſt-Bewunderung berauſcht, ſeiner edeln Führer entrathen zu können wähnte, in Nüchternheit oder aufgedunſene Schwätzerey herabgeſunken? Die innern Urſachen dieſer Erſcheinung aus einander zu ſetzen, iſt hier nicht der Ort. Es iſt genug, an die Thatſache zu erinnern, an die unbeſtrittene Vortrefflichkeit der alten claſſiſchen Welt, an die gereifte und Alles durchdringende Bildung ihrer

Heroen in jeder Kunſt, an die Menge ihrer Werke in jeder Gattung, in denen das Gleichgewicht des Stoffes und der Form uns entzückt, — es iſt genug an den unerſchöpflichen Reichthum dieſer Schätze zu erinnern, um die Einrichtung unſrer Vorfahren zu rechtfertigen, welche die Schriftſteller des claſſiſchen Alterthums als die reinſte Quelle betrachteten, aus welcher eine edle Bildung der Jugend könne abgeleitet werden. Auch ſie fanden vielleicht in ihrem Zeitalter, wie wir in dem Unſrigen, mehr als einen Schriftſteller, den die Zeitgenoſſen bewunderten; manchen vielleicht, der durch Fülle und Art des Stoffes, ſo wie durch die zeitgemäße Behandlung den Geiſt belebte und anzog; aber nicht dem unbewährten und hinfälligen Ruhme der Sterblichen, die, wie die Blätter zahllos im Frühling ſprießen und ſchnell verwelken, ſondern den Unſterblichen, die, wie Herkules, auf den Höhen des Oeta, die Feuerprobe der Zeiten beſtanden hatten, wollten ſie die Bildung der Jugend anvertrauen; ewige Muſter der Schönheit wollten ſie ihnen aufſtellen; Göttergeſtalten der Freyheit und Weisheit, die mit den Füßen den Boden der Natur, mit dem Scheitel den Himmel berühren, und in dem Gedränge der Nachahmer immer höher emporzuſteigen ſcheinen. Mit dieſen Heroen hatten ſie ihre Jugend befreundet; in ihrem Umgange ſtärkten ſie

ihr männliches Alter: bey ihnen ſuchte der Greis noch Erhebung und Frieden. Ein großer Theil ihres Lebens war dem Bemühen gewidmet, ſich dieſer Vertraulichkeit werth zu machen. Denn nicht zu den Trägen und Kraftloſen läßt ſich der Geiſt jener Mächtigen herab. Um in die Verſammlung der Götter aufgenommen und ihres Umganges gewürdigt zu werden, wurden dem Sohne des Zeus zahlreiche Kämpfe auferlegt, die er durch eigene Wahl mit vielen andern vermehrte. Nicht weniger wird von dem gefordert, der in den hehren Kreis jener Alten eintreten, ihre Lieder vernehmen und ihre weiſen Geſpräche verſtehen will. Dieſer Lohn iſt jeder Anſtrengung werth; und ſchon in ſich trägt die Anſtrengung ihren Lohn, indem ſie die Trägheit beſiegt, die ſelbſtſüchtigen Triebe niederſchlägt, den Saamen der Gemeinheit erſtickt, und zu jedem geiſtigen Geſchäfte ſtärkt. Dürfen wir uns wohl wundern, wenn in einem Zeitalter, wo das Studium des Alterthums ausſchließend die Schulen beſchäftigte, wo die wißbegierige Jugend ohn' Unterlaß auf die Erſcheinungen einer Welt geführt wurde, die ſich ſchon durch ihre Entfernung ſchöner geſtaltet; wo ſie mit den wenigſten Hülfsmitteln, aber mit deſto entſchloſſenerer Kraft jede Schwierigkeit überwand; dürfen wir uns wundern, wenn jener Zeit ein männliches und ſtarkes Geſchlecht erwuchs, das

durch Geſtalt und Geiſt den Ernſt ſeiner frühen Bildung beurkundet? Laſſen Sie uns die Spuren verfolgen, die uns jene Würdigen hinterlaſſen haben! Laſſen Sie uns, ſtatt über die Entartung der Zeit zu klagen, der frühern Zeit nacheifern, und mit ausdauerndem Muthe das hohe Ziel einer wahrhaft menſchlichen Bildung zu erreichen ſtreben. Ueberzeugen Sie ſich, daß es nicht blos das Wiſſen ſey, was Sie hier ſuchen ſollen, indem ja das größte Wiſſen mit der größten Verkehrtheit, und tiefe Gelehrſamkeit mit zurückſtoßender Roheit gepaart ſeyn kann; ſondern das aller Erwerb von Kenntniſſen die Bildung und Veredlung Ihres Gemüthes zum letzen Ziele haben ſoll. Zwar darf keine Wiſſenſchaft gering geſchätzt werden, wie unbedeutend auch immer ihre Gegenſtände ſcheinen mögen; aber es iſt doch gewiß, daß auch die größte Summe unſrer Kenntniſſe nur ein unendlich Kleines gegen die Maſſe deſſen iſt, was wir nicht wiſſen; es iſt eben ſo gewiß, daß ihr Beſtand oft zufällig iſt; daß Vieles heute erwieſen ſcheint, was morgen in Zweifel genommen, und bald darauf gänzlich verworfen wird; daß alſo das Capital des Wiſſens ſich vermindern kann, indem wir an ſeiner Vergrößerung arbeiten; während das S t r e b e n nach dem Wiſſen ſelbſt, das gewiſſenhafte, eifrige und verſtändige Lernen, einen vom Zufall unabhängigen Werth hat, ſo wie die ſittliche Bil-

dung, ganz unabhängig von dem **nützlichen** Wiſſen, für ſich ſelbſt vortrefflich und herrlich iſt.

Laſſen Sie uns jetzt unſerm Gegenſtande etwas näher treten, und einige der Forderungen betrachten, welche das Studium der Humanität — denn dieſen edlen Nahmen haben die Alten den Schulwiſſenſchaften mit Recht gegeben — an ſeine Jünger macht.

Wenn wir das Alterthum in ſeiner würdigſten Geſtalt als eine geſchloſſene Welt des Edelſten und Schönſten betrachten, was der menſchliche Geiſt, unter den günſtigſten Umſtänden, mit jugendlicher Kraft und männlicher Strenge gebildet hat, als eine Welt der Natur und Kunſt, in welcher ſich Alles, was das menſchliche Gemüth erheben, reinigen und befruchten kann, in den mannigfaltigſten und vollendeteſten Geſtalten offenbart; ſo kann uns nichts gleichgültig ſeyn, was dieſen heiligen Kreis erfüllt, und uns die wundervolle Werkſtatt öffnet, aus welcher jene Geſtalten hervorgegangen ſind. Dann iſt der ganze innere Zuſammenhang der alten Welt, die Stelle, welcher jeder ihrer Heroen einnimmt, die Verhältniſſe, unter denen er aufgetreten iſt, ſeine erhaltenen und ſeine verlohrenen Werke, die gegenwärtige Geſtalt dieſer Werke und ihrer Schickſale, der ſorgfältigſten Aufmerſamkeit werth. Vor allen zieht uns dann das kunſtvolle Gewebe der alten Sprachen an, und nicht bloß als Werkzeug

der Mittheilung, ſondern ſchon durch ſich ſelbſt. Wenn wir den Bemühungen des Naturforſchers Beyfall ſchenken, wenn er den kleinſten Erzeugniſſen der Natur mit mikroſkopiſchem Fleiße nachſpürt; oder dem Zergliederer, wenn er das Gewebe des menſchlichen Körpers entwirrt; wie ſollten wir den Grammatiker gering achten, wenn er das edelſte Werk der Vernunft, wenn er die heiligſte Gabe und das ſchönſte Band der Menſchheit, wenn er die Sprache in ihren kleinſten Beſtandtheilen mit unverdroſſener Liebe zu erforſchen ſtrebt? Iſt aber dieſes Beſtreben an ſich lobenswerth, ſo iſt es vorzüglich belohnend und fruchtbar, wenn es auf eine Sprache gerichtet iſt, die, aus welchem Saamen ſie auch immer zuerſt aufgegangen ſeyn mag, nachdem ſie in Hellas Boden Wurzel geſchlagen, ſich durch eigene Kraft und ſelbſtſtändig zu einem bewundernswürdigen Gewächſe gebildet hat; die wir eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, unter den mannichfaltigſten Umſtänden, immer frey von fremden Einflüſſen den Beſtrebungen der erſten Geiſter in den ſchönſten Werken der Kunſt und Wiſſenſchaft dienen ſehen; die endlich in Rückſicht auf Reichthum, Fülle, Mannigfaltigkeit, Beſtimmtheit, Geſchmeidigkeit und Zartheit alle andern Sprachen des Alterthums und die ausgebildeteſten der neuen Zeit in weiter Entfernung hinter ſich läßt. Wie wir

das Wachsthum zarter Pflanzen und ihre allmählige Veredlung mit Bewunderung und Liebe verfolgen, und aus jeder veränderten Erſcheinung neue Freude gewinnen; ſo verfolgt auch der Sprachforſcher mit nicht minder gerechter Liebe, den zarten Sproß der helleniſchen Sprache, wie er ſich zuerſt unter dem weichen Himmel Joniens mit friſcher Jugendfülle entfaltet, dann auf die Inſeln des Archipelagus und an die Küſten des ſüdlichen Italiens und nach Sicilien verpflanzt, die vollen duftreichen Blüthen der Lyrik treibt; dann wieder in Attika tiefe Wurzeln ſchlägt, und in höchſter Vollendung, zart und kräftig, ſich jedem Gebrauche der Kunſt und Wiſſenſchaft fügt; und wie ſie zuletzt, von der Hand des Despotismus berührt, auch im Abſterben noch an die ſchönern Tage ihrer Jugend erinnert.

So wie aber die Sprache des griechiſchen und römiſchen Alterthums — denn auch die Tochter fordert einen Zweig von dem Kranze ihrer Mutter — ſchon an und für ſich ſelbſt als ein wunderbares und faſt heiliges Werk der Natur und Kunſt, und als ein Spiegel der Bildung der cultivirteſten Völker, unſre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt; ſo fordert auch die Sprache jeder Gattung ihrer Werke, ja eines jeden der claſſiſchen Alten, ein eigenthümliches und angeſtrengtes Studium. Die Sorgfalt, mit welcher die Alten den Ausdruck wählten; die Anſtrengung, mit welcher ſie das

Studium der Beredſamkeit betrieben — ein Studium, welches den größten Theil unſrer humaniſtiſchen und äſthetiſchen Studien in ſich begriff —; der hohe Werth, den ſie auf die Angemeſſenheit des Vortrags ſetzten — das iſt Jedem bekannt, dem nicht das ganze Alterthum fremd iſt. Minder anerkannt iſt es, daß, ſo wie die Dichter für jeden Gegenſtand mit ſicheren Gefühl Maaß und Bewegung wählten, und die Geſetze des Sylbenmaaßes mit einer Strenge beobachteten, deren ſich die Poeſie keines neuern Volkes rühmen kann — ſo auch ihre Redner, ihre Geſchichtſchreiber und Philoſophen die freyere Muſik des proſaiſchen Numerus, in dem mannichfaltigſten Arten des Stils, mit gleicher Gewandheit geübt; daß ſie jeden Vortrag mit dem Maaße von Schönheit ausgeſtattet haben, welches er forderte oder vertrug; daß endlich der wundervolle Zuſammenklang des Inhalts und Ausdrucks, daß die Leichtigkeit und Freyheit, die in ihren Werken entzückt, nicht bloß ein glücklicher Wurf des Zufalls, nicht die Wirkung einer begünſtigten Natur, ſondern das Ergebniß des mühſamſten Fleißes war. Hierüber haben uns die Alten ſelbſt ſo vollſtändig belehrt, daß Jeder, wenn auch ſein eigenes Gefühl ſchweigen ſollte, dennoch durch die Ausdrücklichſten und vollgültigſten Zeugniſſe belehrt werden kann. Auch war ihnen dieſe Virtuoſität, das Werk langer und anhalten-

der Uebungen, ſo werth und wichtig, daß ſie ihr gern den vergänglichen Lorbeer einer Allgemeinheit opferten, nach welcher die neuere Zeit ſo begierig ringt. Der tragiſche Dichter verſchmähte es ungewiſſe Griffe auf der Harfe Homers zu thun, oder, nach abgelegtem Kothurn, nachläſſig über Thaliens Bühne zu wanken; der Epiker griff nicht nach dem Epheu, welcher die Stirn des Lyriſchen Dichters beſchattet; der Geſchichtſchreiber buhlte nicht um den Ruhm des öffentlichen Redners, noch wollte der Redner mit den Weiſen wetteifern, die an den Ufern des Jliſſus die Räthſel der Welt erklärten. So ſich ſelbſt mit weiſer Mäßigung beſchränkend, und nur bemüht, auf ihrer Stelle unerſchütterlich feſt zu ſtehn, ſammelten ſie alle Strahlen ihres Talentes auf Einen Punkt, und verſchmähten ſelbſt das Kleinſte nicht, wenn es der Vollendung eines Kunſtwerkes galt. Darum leuchten auch dieſe Werke, gleich den ewigen Sternen, noch nach Jahrhunderten, und erfreuen die Welt, und zeigen den Weg durch die Syrten des Ungeſchmacks zu dem Ziele der Kunſt.

Mit demſelben Ernſte aber, mit welchem die Alten ihr Geſchäfte betrieben haben, muß auch ihr Ausleger das ſeinige treiben. Er muß dem, was ſie mit ſo ausgezeichneter Liebe pflegten, mit nicht geringerer Liebe nachſpüren, nichts gering ſchätzen, was ſie ſelbſt achteten, und nicht, aus roher Be-

gierde nach Stoff und Inhalt, das kunſtvolle Gefäß, daß dieſen in ſich ſchließt, mit unheiligen Händen zerſtören. Darum iſt die erſte Forderung, die an den Ausleger der Alten gethan werden darf, genaue und umfaſſende Kenntniß der alten Sprachen in ihren mannigfaltigen Anwendungen; die Fertigkeit, den von den Alten in ihre Worte gelegten Sinn, rein und lauter aus ihnen auszuſcheiden; ein ſichres Gefühl endlich für die Schönheit und Richtigkeit der Form, in welcher der Gedanke dargeſtellt iſt. Dieſes ſind die erſten Bedingungen, an welche die Weihe gebunden iſt, die das innere Heiligthum der alten Welt aufſchließt; es ſind die Stufen, die zu einer gewiſſen Erkenntniß führen, und gegen den Trug luftiger Phantome ſchützen, die den Weg der Bequemlichkeit umgaukeln, die ernten will, wo ſie nicht gepflügt hat, und mit Wahn und Ahndungen ſpielt, die ſie wie Irrlichter in die Sümpfe des Truges führen.

Nun ſind aber die Werke des claſſiſchen Alterthums durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, auf verſchiedenen Wegen und durch mannichfaltige Schickſale zu uns gelangt; Vieles iſt an ihnen durch Zeit und Umſtände, Vieles durch Unvorſichtigkeit und Unwiſſenheit beſchädigt worden; oft iſt der Sinn bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, oder er ſchimmert nur aus verworrenen Zügen hervor; oft hat auch Betrug oder Irrthum

dem Wahren und Aechten Falſches beygemiſcht. Hier zeigt ſich für den Ausleger ein neues Geſchäft. Mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher der Bewahrer alter Werke der plaſtiſchen und darſtellenden Kunſt auch das Entſtellte und Verunſtaltete bewacht, wird auch er die Werke der redenden Künſte, ihm als ein gemeinſames Gut der Humanität anvertraut, vor weiterer Verunſtaltung ſchützen, und ſie, ſo viel er nur vermag, von dem Schmutze befreyen, mit welcher die Zeit ſie bedeckt hat. Daher iſt die Kritik — eine Kunſt, die ſich bisweilen durch verkehrten Gebrauch dem Spotte der Unwiſſenheit Preis gegeben hat, in der Wahrheit aber eine unerſchütterliche Würde behauptet, — eines der wichtigſten Geſchäfte des Alterthumsforſchers, und bey dem Geringſten, wie bey dem Wichtigſten und Größten unerläßlich. Durch ſie wird er in den eigentlichen Mittelpunkt der geſammten Alterthumskunde geſtellt. Denn um das Wahre von dem Falſchen, das Aechte von dem Unächten, das urſprünglich Alte von dem angedichteten Neuern zu ſcheiden, und nicht nur das Beſſere überhaupt, ſondern das Angemeſſenere, das den Verhältniſſen der Zeit und des Ortes zukommende nach ſichern Gründen zu wählen, reicht die Kenntniß der Sprache nicht hin. Nur durch das Gebiet der Geſchichte gelangt er zum Ziel. In der Geſchichte der Begebenheiten, in der Kenntniß der Verfaſſung

und Sitten, in dem Zuſammenhange der Literatur und Kunſt der Alten findet er das, was er zu ſeinem Geſchäfte bedarf. Ohne dieſe Kenntniſſe iſt ſelbſt die Grammatik tod; aber in den Geiſt des Alterthums einzudringen; jedes ſeiner Werke aus ſeinem richtigen Standpunkte zu beurtheilen; ſeine innere Vortrefflichkeit nach Zeit und Umſtänden richtig zu ſchätzen; jedes ſeinem wahren Urheber zuzutheilen; jedes in jeglicher Rückſicht an die ihm gebührende Stelle zu ſetzen; alle dieſe Geſchäfte der Kritik ſind ſchlechterdings an jene Kenntniſſe gebunden, und ohne dieſelben mit allen Gaben des Geiſtes und des Ahndungsvermögens nicht zu vollbringen.

So ſind wir wiederum auf den Standpunkt gekommen, von dem wir ausgegangen. Die Erwähnung des grammatiſchen Studiums, als der erſten Bedingung der Alterthumskunde, hat uns zu etwas Größern und Höhern geführt, zu der durchdringenden Anſchauung der claſſiſchen Welt überhaupt, ſo wie ſie vornemlich in ihren muſterhaften Erzeugniſſen erſcheint. Hier ordnen ſich die einzelnen Elemente zu geiſtvollen Ganzen, die an ſich der tiefſten Betrachtung werth, in ihrem Zuſammenhange eine Vollendung der Menſchheit zeigen, wie ſie nie weder vorher noch nachher erſchienen iſt. Dann ſteht nicht mehr jedes Werk allein, wie meiſt in der lückenhaften Geſchichte der neuern

Literatur, ſondern Eines reiht ſich an das Andre an, Eines ſetzt das Andere voraus und erzeugt das Andre; und ſo zieht ſich ein langer ſchöner Kranz der höchſten Beſtrebungen durch das ganze claſſiſche Alterthum hindurch, der an den Tempeln der Götter, der Verfaſſung und der politiſchen Geſchichte befeſtigt iſt. Die Betrachtung dieſes innigen, dem helleniſchen Alterthume durchaus eigenthümlichen Zuſammenhanges der Begebenheiten, der Sitten, des innern und äußern Lebens, der Künſte und Wiſſenſchaften, der Geſetzgebung und theoretiſchen Weisheit, iſt ein ſo erfreulicher, Herz und Sinn rührender Anblick, wie der einer blühenden Oaſis in den Wüſten der Weltgeſchichte, der das Gemüth, wenn es der Unzuſammenhang der Gegenwart quält, mit Troſt und Hoffnung erfüllt. Hier treten, in einem engen Raume der Zeiten und Länder zuſammendrängt, Schaaren von Heldenſöhnen um uns her, um deren ſtrahlende Scheitel ſich der Kranz der Vaterlandsliebe, des feſten Heldenglaubens, der Verachtung der Gefahr und des Todes, ja meiſt auch der Kranz zarter Gefühle und der edelſten Bildung ſchlingt. Den Heroen des Vaterlandes geſellen ſich die Helden der Wiſſenſchaft zu, und beyde miſchen ſich freundlich, ohne Furcht, ſo wie ohne Mißgunſt und Stolz. Der Dichter erfreut ſich des Kriegers und ſeiner begeiſternden Thaten; der Krie-

ger des Dichters und ſeiner unſterblichen Geſänge und oft iſt es dieſelbe Hand, die im Frieden die Palme der Kunſt, auf dem Schlachtfelde Lorbern der Tapferkeit bricht. Mit beyden wandeln die Weiſen in freundlichem Verein durch die Haine der Gymnaſien und die Hallen der Tempel. Einer lernte von dem Andern, Einer entzündete den Andern, einer bildete den Andern auf die freyſte und edelſte Weiſe durch ein belebendes Zuſammenſeyn. So geſchah es, daß die Krieger nicht nur Großes thaten, ſondern auch weiſe dachten und ſprachen; die Weiſen aber nicht bloß Gutes lehrten, ſondern auch Edles und Kühnes vollbrachten.

Diejenigen, welche das Alterthum aus dieſem Standpunkte betrachten, werden über die Beantwortung der Frage, „warum man die Jugend auf einem mühſamen und dornenvollen Wege in das dunkle Land eines ausgeſtorbenen Volkes führe, und ſie Jahre lang mit dem Erlernen einer untergangenen Sprache quäle?“ — nicht in Verlegenheit ſeyn. Es war eine Zeit, und dieſe Zeit iſt noch nicht lange vorüber, wo dieſe Frage mit Lebhaftigkeit aufgeworfen ward, und viele verſtändige und wohlgeſinnte Männer dem alten Gebrauche der Schulen entgegen traten. Und ihrer Anſicht und dem Stande der Dinge nach, mit Recht. Oder wäre ihnen das Mitleiden zu verargen geweſen, das ſie mit der Jugend fühlten, die ihre beſten

Jahre mit der Handhabung eines toden Werkzeuges verlohr? Oder wäre ihre Behauptung irrig geweſen, daß das Erlernen einer fremden Sprache, inſofern ſie aus Wörtern und Redensarten beſteht, die man mit den Wörtern der Mutterſprache hinüber und herübertauſcht, nur das Gedächtniß übe, den Geiſt aber nicht belebe, ſondern töde? Und wer möchte leugnen, daß auf vielen Gymnaſien die Beſchäftigung der Lehrer und Lernenden durch eiteln Wortkram erſchöpft wurde, bey welchem die Werke des claſſiſchen Alterthums nur als ein Mittel dienten, das, was durch eine heilloſe Umkehrung aus dem Mittel zur Hauptſache gemacht worden, daran zu knüpfen? Daher galten jene Angriffe wohlmeinender Pädagogen nicht eigentlich dem Studium des Alterthums, ſondern der Verkehrtheit, mit welcher es betrieben wurde. Aber indem ſie einen unleugbaren Irrthum rügten, ſchweiften ſie ſelbſt auf einen andern Irrweg ab, bekriegten die gelehrten Anſtalten in ihrem Mittelpunkte, ſtürzten die Altäre und Tempel der Alten um, und, ſetzten dem Unterrichte der Jugend, ſtatt der Bildung, den nächſten Nutzen zum Ziel. Durch dieſen ökonomiſchen Geiſt, welcher die Blicke der Jugend auf ein Materielles und Nahes beſchränkte, welcher ſie gewöhnte, nur ſolche Beſtrebungen zu achten, welche die ſchnellſten Früchte erwarten ließen, durch dieſen rechnenden Geiſt,

wurden die Gemüther unvermeidlich herabgezogen, die Einbildungskraft erſtickt, und das Götzenbild des Vortheils auf den Altar der Tugend erhoben. Die Folgen dieſes Irrthums konnten nicht lange unbemerkt bleiben, und ſeine Enthüllung führte auf den richtigen Weg zurück. Mit neuer Liebe wurde das Alterthum aufgeſucht. Noch war unter den umgeſtürzten Altären das heilige Feuer nicht erloſchen; noch ſtanden die Säulen ſeiner Tempel unerſchüttert. Von allen Seiten ſtrömten ihnen Prieſter und Jünger zu. Eifriger als je wurde der Herrlichkeit des Alterthums gehuldigt, jeder ſeiner Reſte an das Licht gezogen, ſeine Tiefen erforſcht und aufgehellt. Wie auf dem ganzen Gebiete der Wiſſenſchaften, ſo iſt auch hier die erfreulichſte Regſamkeit ſichtbar, und unter dem Andrange feindſeliger Verhältniſſe hat ſich die Kraft des deutſchen Volkes in dem Streben nach den edelſten Zielen rühmlich bewährt. Die großen Ereigniſſe der neuern Zeit haben uns das Alterthum näher gerückt; ſeine Schriftſteller werden fleißiger geleſen und beſſer verſtanden; und faſt iſt kein Theil in dem weiten Gebiete der claſſiſchen Welt, der nicht durch neue und folgereiche Forſchungen beleuchtet worden. Mehr als je ſind daher die Gemüther von ihrer Größe und Würde ergriffen; mehr als je wird der kindliche Sinn ihrer wunderbaren Werke erkannt, mehr als je die edle Einfalt

gefühlt, die ihrem ganzen Leben aufgedrückt iſt. Schon nehmen wir auch in den Erzeugniſſen der neuern Zeit die Wirkung einer ſo rühmlichen Begeiſterung wahr. Das Gemeine weicht immer mehr und weiter zurück; das Edle tritt an ſeine Stelle, und Alles was empfängliche Gemüther erheben kann, wird mit ausgezeichneter Liebe und dem glücklichſten Erfolge gepflegt. Raſch ſchreitet der Genius der Cultur, wie die Muſe der Wiſſenſchaft fort; täglich wächſt ihr Gebiet, und ihre Grenzen erweitern ſich. Hier iſt kein Verweilen, kein Stillſtehn erlaubt. Indem wir reden, entflieht uns die Zeit. Laſſen Sie uns alſo nichts verſäumen, wozu uns die Stimme der Zeit, die Forderungen unſers beſſern Ichs, und die Ehre des Vaterlands aufruft. Laſſen Sie uns mit gemeinſamen Eifer den bezeichneten Weg betreten, und das hohe Ziel in das Aug faſſen, das uns mit ſeinen Kränzen winkt; und nehmen Sie von mir in dieſer feyerlichen Stunde, wo zugleich der Rückblick auf eine glückliche Vergangenheit, auf eine geliebte Heimath, auf eine blühende Anſtalt, welcher ich eine Reihe von Jahren hindurch zu dienen die Ehre gehabt, und zugleich die Ausſicht auf die mir in dieſem Königreiche und an der berühmteſten ſeiner Schulen geöffnete Laufbahn, die ich mit dem größten Vertrauen auf Ihren Eifer betrete — während Alles das mein Gemüth auf das

An dem Ende eines furchtbaren Krieges, und bey der Feyer eines Friedens, welcher oft umſonſt gehofft und verſucht, endlich durch die Eintracht der Fürſten, durch die Tapferkeit ihrer Völker und durch eine Reihe fördernder Ereigniſſe, die wir dankbar der göttlichen Güte zuſchreiben, dem gequälten Europa geſchenkt worden, ziemt es uns, in der Fülle unſrer gerechten Freude, der Tapfern eingedenk zu ſeyn, die ſterbend für uns, die Bedingungen des Friedens mit ihrem Blute geſchrieben haben [1]). Mit der Erinnerung an dieſe Treflichen, die uns, den Nachgebliebenen und den künftigen Geſchlechtern, durch das Opfer ihres blühenden Lebens, des Lebens höchſtes Gut, die Freyheit, erkauften, wollen wir die Feyer dieſer ſchönen Tage erhöhen; und indem wir ihre Gräber mit den Kränzen unſrer Dankbarkeit ſchmücken, den Forderungen eines gerührten Herzens Genüge leiſten. Denn das ſey fern von uns, mit ſchlaffen Klagen die Gefallenen zu betrauern, oder durch

Indem wir uns alſo, dieſer Lehren eingedenk, mit gerührtem Herzen zur Feyer des Friedens um die vaterländiſche Eiche ſammeln, die, mit dem Blute unſrer Freunde und Mitbürger getränkt, ihre Arme kräftiger als je zum Himmel erhebt, feyern wir das Andenken der Todten auf eine würdige Weiſe, ſo wie es deutſchen Männern geziemt *). Laſſet uns aber, damit dieſe Feyer vollkommener werde, vor allem die Güter in die Augen faſſen, die dieſer Krieg uns gewonnen, um ſie eben ſo männlich zu vertheidigen, wie ſie errungen worden, und indem wir ſie in ihrem ganzen Umfange ſchätzen, ihre Urheber deſto ſchöner und würdiger ehren. So werden wir auch zugleich die Erinnerung an die harte Zeit verſüßen, die jetzt hinter uns liegt, und, in dem Genuſſe der errungenen, in der Hofnung der künftigen Segnungen, die noch offnen, blutenden Wunden des Vaterlandes vergeſſen dürfen **).

Wenn wir aber hier der gewonnenen Güter gedenken, ſo ſind damit keineswegs diejenigen aus-

*) Feminis lugere honestum est, viris, meminisse. Tacitus de Mor. Germ. c. 27.

**) Non pigebit memoriam prioris servitutis ac testimonium praesentium bonorum composuisse. Tacit. Vit. Agric. c. 3.

ſchließend gemeint, welche der Eigennutz in dem gemeinen Verkehr des Lebens mit dieſem Nahmen beehrt. Zwar darf es niemand tadeln, wenn da, wo die Schickſale der Völker gewogen werden, die Rückſicht auf ihren Wohlſtand in die Wagſchale gelegt wird. Den meiſten Kriegen, welche je geführt worden, hat dieſe Rückſicht zum Grunde gelegen, und ſie befleckt den Ruhm des Sieges nicht. Denn erſtlich ſind unter gebildeten Völkern die Sitten an ein gewiſſes Maaß des Wohlſtandes geknüpft, das nicht weſentlich verringert werden kann, ohne die Grundlage der Rechtlichkeit zu erſchüttern; zweytens aber werden ſelbſt Handelskriege nicht ſowohl um baaren Gewinn, als um freye Bewegung in dem Verkehre der Theilnehmer des Handels geführt. Dieſe freye Bewegung iſt es, in welcher der Reichthum der Staaten liegt; nicht in der Maſſe der Metalle, die ihnen zuſtrömt; wie wir denn auch die Entführung des letztern leichter ertragen haben, als den Zuſtand der Gebundenheit und die willkührlichen Schranken, mit welchen die Uebermacht der Sieger das Beſtreben nach Verbeſſerung unſrer Lage, und nach Vermehrung unſers Wohlſtandes umſchloß. Umſonſt verwies man uns auf die entfernte Zeit der Reifung des großen Syſtems, und beſchwichtigte uns, wie weinende Kinder, mit der Verheißung eines Glücks, das, wenn es auch erſchienen wäre,

doch ſchwerlich ſein Füllhorn über Deutſchland ausgeſchüttet hätte. Nur das war uns gegönnt, die Gefahren des Kampfes zu theilen, durch den unſre Schranken immer enger geſtellt wurden; aber daß der Sieger den Völkern, die ſeine ſchirmender Aegide verſteinerte, Antheil der Ernte von dem Acker ſeiner Alleinherrſchaft würde geſtattet haben, wer hätte das hoffen dürfen? Er würde, das wußte man, die blutige Errungenſchaft ſeiner Siege in den Schlund ſeiner Finanzen und Hoffahrt geleitet, und ſich an dem ſtummen, gierigen Zuſchaun der getäuſchten und entwürdigten Völker nach ſeiner Weiſe erfreut haben. Freyheit wäre uns nicht geworden. Freyheit aber iſt des Handels erſtes Geſetz, und ſeine Quellen trocknen aus, wo ſich zu Hermes friedlichem Stabe das Schwerd geſellt. Hier iſt alſo der Gewinn offenbar, wo das vorhandene Uebel unerträglich iſt, und ſtatt der Heilung, die Gefahr arger Verſchlimmerung drohte. Und ſchon jetzt, da kaum die aufgelegten Banden gefallen ſind, iſt ein froheres Leben an die Stelle der erzwungenen Ruhe getreten. Neue Hoffnung belebt den Fleiß; und es ſind nicht bloß mehr die Bedürfniſſe des Krieges, welche die Straßen und Märkte füllen. Nicht mehr ziehen die verwaisten Flüſſe in ſtiller Trauer durch das Land; ſie haben das fremde Joch abgeworfen, und gehören wieder dem Vaterlande

an; und an den Ufern des Meers umfangen die freygewordenen Häfen mit neuer Luſt die Schiffe aller Zonen in ihren geöffneten Armen. So ſind die Schranken gefallen, welche die gewaltſam getrennten Völker von einander hielten; und das Band des Handels, jenes ſchöne Band, das alle Theile der Erde freundlich umſchlingt, hat ſich von ſelbſt in dem Augenblicke wieder geknüpft, wo Napoleons harter Hand der Zepter der Zwietracht entfiel. Dem freyen Austauſche der Erzeugniſſe folgt auch der freye Verkehr der Geiſter nach. Kenntniſſe, Ideen, Erfindungen gehen wieder ungehindert von Land zu Land; die Völker Europas ſind wieder zu einer Familie geworden, und ſchon bietet auch die neue Welt der alten die Hand, den Groll vergeſſend, den franzöſiſche Liſt in die Gemüther ausgeſtreut hatte. So wird auf die Freyheit der Länder auch die Freyheit der Meere folgen; alle Völker werden ihren Antheil an den Wohlthaten des Handels nehmen; alle werden in Betriebſamkeit, in Kunſtfleiß und in Redlichkeit wetteifern; ſie werden um den Gemeingeiſt und alle die bürgerlichen Tugenden ringen, ohne die alle politiſche Macht und die ſchwimmenden Veſten der Meere nur ein eitles Schaugepränge ſind; die aber oft allein genügen, um mitten in den feindlichſten Stürmen das Schiff des Staates über den Wellen zu halten. Dann wird ſich auch ſelbſt der

Pöbel ſchämen, über unmoraliſchen Krämergeiſt zu läſtern, der eben in den großartigen Grundſätzen des Welthandels untergeht; Grundſätzen, die auf ſo feſten und tiefen Wurzeln ruhn, daß ſie auch durch eine verderbte Regierung nicht erſchüttert werden, und eben dadurch den Stand des Kaufmannes zu einem der ſicherſten Pfeiler des Staates machen [2]).

Alſo auch in dieſer Art von Gewinn, der von allen am meiſten in die Augen fällt, und von vielen allein geſchätzt wird, liegt das Sittliche dem Irdiſchen nah, und wir dürfen uns der Freude nicht ſchämen, die wir bey ſeinem Erringen gefühlt haben. Doch iſt er keineswegs der einzige, und auch der größte nicht, der aus den Siegen dieſes glorreichen Jahres erwuchs. Aeußere Freyheit iſt achtbar; Wohlſtand iſt angenehm; aber beydes iſt hinfällig, wenn es nicht auf die Sitten gegründet iſt. Dieſe Grundlage iſt uns gerettet; ſie hat in den meiſten Gegenden unſeres Vaterlandes die feindlichſten Angriffe überlebt, und der mühſam errungene Sieg hat ſie von neuem befeſtigt. Die Herrſchaft der Welt ſchien der willkührlichſten Gewalt dahingegeben; Betrug und Argliſt gingen ihr zur Seite; leiſe nur ſeufzte die Wahrheit noch und ſelten ungeſtraft; der Glaube an die ſittliche Kraft des Guten ward durch jeden neuen Sieg des Bedrückers geſchwächt; der Pfuhl des Verderbniſſes

erweiterte ſich immer mehr, und riß ein Volk nach dem andern in ſich hinab. So war es noch, als Napoleons Heer ſiegreich über den Boryſthenes zog, und ſeine ſtolzen Adler auf die alte Burg der Moſcowitiſchen Czaren pflanzte. Welcher Wandel ſeitdem! Mit welcher Beruhigung ſehen wir jetzt auf die Wege der Vorſehung zurück, die den übermüthigen in den Staub wirft, wenn er die Zinnen des Himmels zu erfaſſen gedenkt, und ihm, indem er ſich einen Nahmen zu machen denkt *), Sinn und Sprache verwirrt. Dieſes Schauſpiel, nicht minder erhebend als ſchreckend, iſt uns zu Theil geworden; eines der größten, das je vor den Augen Eines Menſchengeſchlechtes begonnen und geendet hat. Nur das eben entkräftet ſo oft die Lehren der Geſchichte, daß die Wirkungen der gemisbrauchten Gewalt und des Uebermuthes gewöhnlich ſo fern, oft durch Jahrhunderte von ihrer Quelle getrennt ſind; ſo daß die ſchreckende Kraft der Lehre durch die frevelhafte Hoffnung gelähmt wird, die Strafe der Ungerechtigkeit werde, wenn ſie je erfolge, erſt auf ferne Geſchlechter fallen. Aus dieſem Schlummer der Sicherheit ruft die Geſchichte unſrer Tage Völker und Fürſten auf:

---

*) 1 Buch Moſis. Cap. 11. V. 4.

„Daß ſie bey Zeiten gewarnt Gott und die Gerechtigkeit ehren*);“ und die Strafen des Frevels für ihre eignen Häupter fürchten **).

Laßt uns demnach zuerſt unſre Blicke auf Frankreich richten.

Als hier, nach den erſten glorreichen und verheißungsvollen Tagen der von König und Volk gemeinſam begonnenen Wiedergeburt, durch ungemäßigten Uebermuth und geheime Ränke das Feuer der Zwietracht angeſchürt und ſolche Stürme erregt worden waren, die alles Böſe aus der Tiefe auswühlten, da kam auch wiederum der alte Hochmuth des franzöſiſchen Volkes mehr als je an den Tag. Berauſcht von ſtolzen Hofnungen, die ihnen aus den begeiſternden Reden ihrer Führer glänzend und leuchtend aufſprühten, verachteten ſie alle Völker, die mit treuer Ergebenheit an ihren alten Geſetzen hielten, als feige Knechte, verhöhnten ihre Nüchternheit, und verhießen, im feſten Glauben an die Untrüglichkeit der eignen Einſicht, ihren Meinungen den Sieg der Welt. Wie ſie dieſe Anmaaßungen bis zum Wahnſinn

*) Discite justitiam moniti, nec temnere Divos.

**) Pauci prudentia honesta a deterioribus, utilia a noxiis discernunt; plures aliorum eventis docentur. Tacitus Annal. IV. 33.

getrieben, wie ſie alte Verträge übermüthig gebrochen, fremdes Gut an ſich geriſſen, Könige und Völker ſchimpflich bedroht, und ſo endlich die Waffen auch der Friedlichſten gegen ſich gekehrt; Alles das iſt nicht vergeſſen, obſchon durch die Menge und Schnelligkeit nachfolgender Ereigniſſe in die Ferne gerückt. Wie aber gleich beym erſten Beginn der politiſchen Wiedergeburt der reine Eifer für das Rechte und Gute, welcher ohne allen Zweifel in vielen Gemüthern glühte, durch thörigte Eitelkeit und unbeſonnene Hitze getrübt ward, ſo daß das Ernſteſte und Größte, durch theatraliſchen Prunk entſtellt, bald in höhnenden Muthwillen und Zerſtörungsluſt ausging [3]); ſo ſchlug das ganze Unternehmen, in ſeinem Beginn als vollendet, und bey ſeinem erſten Verſuch als unübertrefflich geprieſen *), nach vielen neuen und immer vereitelten Verſuchen, zum Verderben ſeiner Urheber und

*) So heißt, um nur Eines von vielen anzuführen, in J. J. Regnault Siècle de Louis XVI. das Werk der conſtituirenden Nationalverſammlung, le fruit des oracles de tous les philosophes, le fruit de la sagesse de tous les hommes de bien, le fruit de la bonté de tous les philanthropes, la Constitution le chef d'oeuvre de l'Univers. Kurz darauf war der Nahme einer ungeſtalteten Misgeburt der mildeſte, mit dem ſie belegt wurde.

zum Hohne der Welt aus *). Aus einer und der-ſelben Quelle eiteln Hochmuthes entſprang zugleich das Kindiſchſte und das Verabſcheuungswürdigſte; dem Uebermaaße der Verfeinerung folgte das Uebermaaß der Rohëit, und ſie brüſteten ſich mit dieſer nicht weniger, als ſie ſich mit jener gebrüſtet hatten. Die Strafe, die ſie erfuhren, war hart. Sie, welche ihr Werk mit einer Thorheit beginnend, die allgemeinen Grundſätze des Naturrechtes zum Geſetz erhoben, und unter dem prunkenden Nahmen einer Declaration der Menſchenrechte, gleichſam als das Banner der neuen Freyheit, öffentlich ausgeſtellt hatten, und ſich ohn' Unterlaß in dem Staunen über die alten räthſelhaften Orakel dieſes neuen Götzen berauſchten; ſie ſahen ſich bald, durch ihre eigene Thorheit und die von Tag zu Tag bis zur Un-

*) Forthwith a hideous gabble rises loud
Amongst the builders: each to other calls
Not underſtood; till hoarse, and all in rage,
As mock'd, they ſtorm. Great laughter was in heav'n,
And looking down, to ſee the hubbub ſtrange,
And hear the din. Thus was the building left
Ridiculous, and the work Confuſion nam'd.

Milton's Parad. Loſt. XII.

menſchlichkeit geſteigerte Wuth der Factionen, der gemeinſten bürgerlichen Rechte beraubt, und ihr entehrtes und entweihtes Land in einen blutigen Kerker umgewandelt. In dieſem Reiche, welches ein Reich der Vernunft zu heißen begehrte, ſaß der Wahnſinn auf dem Throne; die Freyheit war in Ketten gelegt; jeder Schein der Ordnung zerſtört; keine Sicherheit des Lebens, noch des Eigenthums; kein feſtes Geſetz, als fern von den Grenzen, im Lager und auf dem Schlachtfelde. Aber auch der Schein der Kraft zerrann, als das Reich der blutigen Willkühr zertrümmert war; und nach tauſend eiteln Verſuchen, die Form der republicaniſchen Freyheit einem Lande aufzudringen, das durch ſeine ganze Beſchaffenheit und durch die Gewohnheit von vierzehn Jahrhunderten der Monarchie geweiht war, mußte ſich Frankreich glücklich preißen, als es ein Corſe mit ſtarker Hand dem Strudel der Anarchie entriß, die Stellvertreter des Volkes zerſtreute, und indem er die ſchlaffen Zügel ergriff, den Wagen ſeiner Triumphe über den Leichnam der Freyheit lenkte, deren Erhaltung er beſchworen hatte [4]). Von unbeſchränkten Herrn *) zu Unterthanen herabgewürdigt [5]), gab das jubelnde Volk die ſo ſtolz verkündigten, und in blutigen Schlachten ſo

*) Le peuple souverain.

glorreich vertheidigten Rechte auf, indem es für die verlohrenen Anſprüche Erſatz im Frieden hoffe. Nicht eitel ſchien dieſe Hoffnung zu ſeyn. Das Morgenroth einer beſſern Zeit ging über Frankreich auf. Die Fackel der Zwietracht erloſch; die zerſtörten Altäre erhoben ſich; Geſetz und Recht kehrte zurück. Aber auf dem neubefeſtigten Grunde der Ordnung erhob ſich der Kaiſerthron; und der Purpur, der Napoleons Schultern umfloß, brachte ihm ſelbſt, wie das giftgetränkte Gewand des Alciden, und denen, die ihm nahten, den Untergang. Die Kluft, die dieſen ſtolzen Thron von den alten Sitzen europäiſcher Herrſcher ſchied, konnte nur mit Leichen ausgefüllt werden; nur im Kriege war Heil gegen Untergang; Kriege keimten aus Kriegen auf; und die Streiter für das Kaiſerthum bedeckten ſich, wie einſt die Vertheidiger der Republik, mit unfruchtbaren, aber glänzenden Lorbeeren. Von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung geführt, vergeſſen ſie ihre eigne Knechtſchaft; und der ſtolze Schall der Drommette des Ruhms, welcher die Welt erfüllt, übertäubt das Wehklagen der Erſchlagnen und den Jammer der Mütter, die um die entführten, oder verſtümmelten oder getödeten Kinder weinen [6]). Selbſt unterjocht, bringen ſie andern Völkern das Joch; und wie ſie ſich ſelbſt vor dem Throne ihres Kaiſers, dem Werke ihrer Hand, in den Staub werfen, ſo ſollen auch fremde

Völker keinen andern Willen als den ſeinigen anerkennen. Und wie früher Jacobiniſche Heere den unfruchtbaren Freyheitsbaum, ſo trugen jetzt die Satelliten des Kaiſerthums das Geſetz der Weltherrſchaft im Gefolge ihrer Adler von Land zu Land; erfreuten ſich der Bedrückung freyer Völker, und nährten mit dem Haſſe, der ihnen folgte, ihren ſchwindelnden Stolz. Unerſchütterlich wähnt das eitle Volk den Thron ſeiner Herrſchaft gegründet, und bey dem Glanze des kaiſerlichen Purpurs, bey den Siegen ſeiner Heere, der wachſenden Ausdehnung ſeiner Grenzen, und dem glücklichen Gelingen aller Künſte der Liſt, verſchwindet ihm der Gedanke an die heimiſche Erniedrigung. Aber auch dieſes Trugbild wird ihm zerſtört. Die Lorbeeren ſeiner langen und blutigen Siege verwelken über Nacht; verſpottete Horden treiben die Unüberwindlichen vor ſich her; und mit geheimerer oder lauterer Freude vernehmen die bejochten Völker die ſchmähliche Flucht und den ſchrecklichen Untergang ihrer Bedrücker. Die Weltherrſchaft zerrinnt, wie der Schnee des Winters vor den Strahlen der Frühlingsſonne. Die gezwungenen Bundesgenoſſen fallen ab; die alte Feindſchaft erhebt frey ihr Haupt, und bis zu den Ufern des Rheins hin folgt den Beſiegten der rächende Donner der Sieger nach. Umſonſt umſchlingt ein dreyfacher Gürtel von Veſten Frankreichs altes Gebiet. Die tapfern Heere der Verbündeten über-

ſpringen jeden Widerſtand, zerſtreuen den Feind, dringen in die ſtolze Hauptſtadt ein, und gebieten den Frieden. England ſendet einen König über das Meer, der aus jeder Freyſtatt vertrieben, endlich an Albions Ufern Schutz und Gaſtfreundſchaft gefunden hatte, und dieſer König widerlegt die Schmähungen der Feinde ſeines Stammes durch Vergeſſenheit. Und wie mit dem geſetzmäßigen Herrn väterliche Milde [7]), ſo zieht mit den ſiegreichen Fürſten ſchonende Großmuth ein, die jede Rache verſchmähend, mitten in ihren Triumphen die Nemeſis ehrten. Vielleicht iſt auch dieſe Lehre an dem unheilbaren Volke verlohren. Schon täuſcht es ſich ſelbſt mit mancherley Trug über ſeine Erniedrigung; ſchon vergißt es den Jubel, mit dem es die Sieger empfangen hat *); ſpottet der Schonung, die es erfahren, und ſinnt vielleicht jetzt ſchon auf neue Kriege und der verlohrenen Beute Erſatz. Dann laßt uns die Unheilbarkeit ſeines verſtockten Sinnes beklagen, und wenn es, milder Herrſchaft undültſam, das eherne Joch der Tyranney zurückverlangt, dann laßt uns gerüſtet

*) Clamor vocesque vulgi, ex more adulandi, nimiae et falsae studiis votisque certabant, non metu aut amore, sed ex libidine servitii. Tacit. Hist. 1. 90.

unſre Grenzen bewachen, feſt im Glauben, und auf den Arm des ewigen Rechtes trauend. Kein Volk der Erde aber wende die Blicke unbelehrt und ungebeſſert hinweg.

„Wer ſterblich gebohren iſt, ſcheue den Uebermuth; eine Saat des Verderbens ſprießt aus ihm auf, und eine Ernte voll Thränen wird von dieſen Saaten gemäht*).

Wie die Geſchichte des franzöſiſchen Volkes in dem Misbrauche ſeiner Macht den Völkern große und furchtbare Lehren predigt, ſo iſt das Schickſal des Mannes, der ſich auf das ungebändigte Roß der franzöſiſchen Freyheit ſchwang, nicht minder belehrend für die Inhaber der höchſten Gewalt, für den Einzelnen nicht minder erſchütternd. Wir ſind weit entfernt zu bezweifeln, daß in der Seele dieſes außerordentlichen Mannes ein Saamen ächter Größe lag, und es gab eine Zeit, wo ſich der Bewunderung der glorreichen Thaten des Feldherrn, auch Freude an der edlen Großmuth und Humanität des Siegers zugeſellen durfte. „Wie aber der warme Tag die Nattern hervorlockt," ſo brütete das Glück in ſeiner Bruſt den verderblichſten Ehrgeiz aus **). Er, der im Felde un-

---

*) Aeſchylus Perſer V. 818.

**) Shakeſpeare im Julius Cäſar.

verzagt dem überlegenſten Feinde trotzte, unterlag der Verſuchung, in die ihn die Unbedachtſamkeit des berauſchten Volkes zog [8]), und gab ſich den Dämonen des Ehrgeizes, der Selbſtſucht und Eitelkeit hin. Die Mäßigung wich von ihm. Die Kronen, die er nun auf ſeinen Scheitel häufte, waren, wie ein Geſchenk der Ate, verwirrend: ein ſchlimmer Wahn „daß menſchliche Anſtrengung nichts vermöchte gegen ſeine Macht [9]), daß ihm keiner ſeiner Plane ſcheitern, keine ſeiner Unternehmungen mislingen könne", wurde der Leitſtern ſeiner Handlungen, und dieſes tückiſche Phantom riß ihn in die Syrten wilder Herrſchbegier, ſtolzen Eigenſinns, und falſcher Liſt *). Von früher menſchlicher Größe blieb ihm nur ein hohles Schattenbild zurück. Doch ſchien er noch groß auf dem Gerüſte, das ſeine Klugheit mit ſeltner Kunſt aufgeführt hatte; ja, dieſer ſtolze Bau ſchien durch Benutzung aller Verhältniſſe, in welche jedes menſchliche Gefühl, jede Begierde, jede Leiden-

---

*) Praevalebant jam fata consiliis omnemque animi ejus aciem perstrinxerant. Quippe ita se res habet, ut plerumque cujus fortunam mutaturus est Deus, consilia corrumpat, efficiatque, quod miserrimum est, ut, quod accidit, id etiam merito accidisse videatur, et casus in culpam transeat. Vellej. Paterc.

ſchaft ſchlau verflochten war, der Mißgunſt und der Zeit trotzen zu können. Mit dem Lorber wurde die Myrte verſchlungen, und was das Schwerd gegründet hatte, mußte die Liebe befeſtigen. Ein Erbe noch ſchien der Dauer des Thrones zu fehlen; auch dieſer Erbe erſchien, und empfing in der Wiege ſchon die bedeutungsvollſte Krone aus den Händen der alten Beherrſcherin der Welt. Frankreich jubelte um die Wiege ſeines künftigen Herrn; die andern Völker aber erzitterten bey dem Gedanken einer zahlreichen Nachkommenſchaft aus Napoleons Lenden. Denn wie der friedliche Wilde, ſo oft ihm ein Kind gebohren wird, einen neuen Piſang neben ſeine Hütte pflanzt, in deſſen Schatten jenes einſt die Freuden und den Unterhalt ſeines einfachen Lebens finde, ſo ſchuf Napoleon für jedes Glied ſeines Hauſes einen neuen Thron und ein neues Reich, jenem als Ausſtattung, ſich ſelbſt zur Sicherheit. So wuchs das Gerüſt ſeiner Macht trotzig dem Himmel zu, und ſchien der Stürme zu ſpotten, welche die Politik der Nachbarn zu ſeinem Umſturze aufrief. Und dieſes Werk ungewöhnlichen Glücks, glänzender Siege, ſeltner Klugheit und beyſpielloſer Thätigkeit, dieſer kühne Aufbau eng verketteter Eroberungen, nach menſchlicher Anſicht unzerſtörbar, wie ſchnell warf ihn der Misbrauch des Glücks [10]), ein Hauch der Widerwärtigkeit, und die verkannte

Kraft entfeſſelter Völker nieder! Schneller für wahr als er gedacht worden! Das Geſtirn Frankreichs erblaßte [11]), wie ein furchtbares Luftzeichen, vor der nahenden Sonne. Er, welcher noch in den letzten Tagen ſeiner ſinkenden Macht, immer ſich ſelbſt gleich, den abtrünnigen Völkern Züchtigung drohte; er, welcher ſich den Großen, den Einzigen, den Unüberwindlichen, einen Ausfluß des Ewigen, und den Mann von der Rechten Gottes nennen ließ [12]); er, welcher zu den Schweizern ſagte: „Wenn ich einmal des Nachts von Euch träume, ſende ich Euch eines meiner Heere, und eh' es Abend wird, ſeyd Ihr unauflöslich mit meinen Staaten vereint;" er, der in dem weiten Umfange ſeines Reiches jeden Willen gefeſſelt hielt, und die Gedanken ſelbſt zu beherrſchen glaubte *); er ſieht binnen wenigen Monaten ſeinen Kriegsruhm verdunkelt, Frankreich von allen Seiten angegriffen, ſein Heer zerſtreut und ſeine Hauptſtadt erobert. Und in dem Augenblick, wo der ſiegreiche Feind über die Schranken von Paris

*) — ademto per inquisitiones et loquendi audiendique commercio memoriam quoque ipsam cum voce perdidissemus, si tam in nostra potestate esset oblivisci quam tacere. Tacit. Vit. Agric. c. 2.

ſchreitet, ſchiebt der Senat, das Geſchöpf der kai-ſerlichen Macht und das blinde Werkzeug ſeines Willens, ſeine eignen Verſchuldungen dem kaum noch vergötterten Herrſcher zu, ſtürzt ihn haſtig vom Thron, ruft den Ueberreſt ſeiner Heere bey Strafe des Hochverraths ab, ſtürzt ſeine Trophäen um, vertilgt die Zeichen ſeiner Dynaſtie, und hul-digt, nur den eignen Vortheil gewahrend, dem gebohrenen Erben des Throns. Jetzt vernimmt er ſeit langer Zeit zum erſtenmal wieder die Stim-me der Wahrheit. Der Jubelruf des wandelba-ren Volkes, mit dem es den Triumphwagen der Sieger umringt, die Beſchlüſſe des undankbaren Senats, die Ausfälle der Zeitungsſchreiber, die dreiſten Anſpielungen der Schauſpieler, das ver-verworrene Geſchrey aller losgebundenen Zun-gen [13]), dringt von allen Seiten her zu den Oh-ren des Mannes, der kurz vorher verheißen hatte, dem Drange der Noth auch wohl allein zu trotzen, und kein Dorf von Frankreich abzutreten, ſollte auch der Feind auf den Höhen von Mommartre ſtehn. Von den Stützen ſeiner Macht verlaſſen, verläßt er ſich endlich ſelbſt, handelt um Geld und Titel, und nimmt von der Grosmuth der Sieger Leben, Unterhalt und eine Freyſtatt an. So ent-kleidete ſich dieſer Sohn des Glücks von den Strah-len, die ſo lange die Welt geblendet hatten, und trat würdelos von dem Schauplatze ab, den er

zwanzig Jahre hindurch *) mit ſeinem Nahmen, ſeinen Siegen und ſeinem Uebermuthe erfüllt hatte [14]). Von wenigen beklagt, von vielen verachtet, ſelbſt mit Verwünſchungen verfolgt, entflieht er dem betäubten Volk, um ſich in das Aſyl eines Eilandes zu retten, das ihn kaum zu herbergen im Stande iſt. In ſeinem Scheiden aber von der Achtung der Welt hinterläßt er die Beſtätigung der großen Lehre der Gerechtigkeit, welche die Sophiſten der Regierungskunſt in dem gemeinen Leben zwar für nützlich, in der Verwaltung der Staaten aber und in dem höhern Verkehr der Fürſten und Völker für eitel Thorheit zu halten pflegen:

daß das Reich der Willkühr auf Sand gebaut iſt, und daß es keine Klugheit gibt, die den Mangel der Gerechtigkeit und Güte erſetzen kann.

Dieſe Lehre, wenn ſie nicht unfruchtbar zur Erde fällt, iſt der erlittenen Uebel wohl werth, und wir dürfen mit Zuverſicht hoffen, daß ſie den Fortſchritten der willkührlichen Herrſchaft beſſer

*) Continua per viginti annos discordia: deterrima quaeque inpune et multa honesta exitio fuere. Tacit. Annal. III. 28.

wehren wird, als alle Schreckniſſe der Revolution, die, indem ſie abwechſelnd Haß und Furcht erreg= ten, bald zu gewaltthätiger Strenge aufriefen, bald die verächtlichſte Schwäche und den heilloſeſten Wankelmuth an das Licht brachten. Jenes Mis= traun aber, deſſen Saamen jene unſelige Zeit faſt überall ausſtreute, kann künftighin nicht mehr Wurzel ſchlagen. Gutes iſt aus dem Uebel er= wachſen; die edle Saat hat das Unkraut erſtickt; Völker und Fürſten ſind Eins geworden, und in der Vertheidigung der Thronen, ihrer Rechte und Würde, hat ſich der Deutſchen treuer Sinn, ihre Liebe zur Ordnung und die Gerechtigkeit ihres An= ſpruches auf die Freyheit bewährt. Das iſt aber die ſchönſte Probe einer gerechten Regierung, daß ſich im Unglück der Bürger inniger an ſeinen Für= ſten ſchließt, und der Erhaltung deſſelben Gut und Blut willig zum Opfer bringt; der Unter= drückte hingegen, wenn die Stürme der Wider= wärtigkeit das kunſtreiche Netz despotiſcher An= maaßungen zerriſſen haben, den Zwingherrn au= genblicklich verläßt, und gleichgültig über ſeinen Untergang oder frohlockend, ſein Brod an einem andern Tiſche ſucht. Hier öffnet ſich für ernſte Betrachtungen ein weites Feld; eine Saat ſchöner Hofnungen blüht uns auf, und der Ausgang des denkwürdigſten Trauerſpiels, läßt ein geſetzmä= ßiges Reich der Gerechtigkeit, der Mäßigung

und jeder Tugend erwarten, wie es der Fürſten Deutſchlands und ihrer im Unglück geprüften Völker würdig iſt.

Wenn aber das Reich der Sitten, das Einzige, welches in allen Beziehungen und in allen Verhältniſſen der höchſten Beſtrebungen würdig iſt, ſich tiefer unter uns gründen ſoll, ſo muß die Ergebenheit an ausländiſche Unart und Unſitte durch befriedigende vaterländiſche Einrichtungen, die uns von der Ueberſchätzung des Ausländiſchen befreyen können, bis auf die letzte Spur in den Grenzen des deutſchen Vaterlandes vertilgt werden. Nie hat jene Ergebenheit gute Früchte getragen, aber in dieſer letzten Zeit der franzöſiſchen Oberherrſchaft iſt uns die Gefahr der Vermiſchung deutſcher und galliſcher Weiſe mehr als je vor die Augen getreten. Früh ſchon hatte die glatte Geſchliffenheit ihrer Zunge die deutſche Treuherzigkeit oft getäuſcht; und ehe noch der Glanz des vierzehnten Ludwigs Europa blendete, aber doch von jener Zeit an am meiſten, fingen wir an, unſre gehaltreichern Sitten gegen wälſchen Flittertand umzuſetzen. Je ferner wir uns von den Eigenſchaften fühlten, durch die ſich der Franzos an den Höfen der Großen, in dem Cabinet, im Geſellſchaftszimmer und den Herzen gefallſüchtiger Weiber den erſten Platz leichten Kaufes gewann, deſto ſtärker erregten ſie unſre Wünſche; und um nicht immer über unſere

Blödigkeit zu erröthen, unternahmen wir oft einen unſeligen Wettſtreit der Frivolität mit den Meiſtern der Verführungskunſt. Wenn aber auch dieſer Wettſtreit meiſt ohne Erfolg blieb, und wi nur etwas lächerlicher wurden als zuvor; ſo verwirrten ſich doch die Sitten dadurch auf eine gefährliche Weiſe, und wir ſetzten gerade den beſſern Theil unſers Weſens, unſere Geradheit und Redlichkeit, und damit auch zugleich unſre Freyheit auf's Spiel *). Dieſe Gefahr vermehrte ſich, als in Frankreich auf die anſtandvolle Sittenloſigkeit des Hofes eine heuchleriſche Frömmeley, und dann durch eine allzugewöhnliche Rückwirkung, die ruchloſeſte Ausgelaſſenheit von den höhern Ständen auf die niedern herabſtiegen, und Grundſätze, ſchlimmer als Handlungen, dem Laſter eine Stütze boten [16]). In Frankreich war es, wo die Philoſophie des Eigennutzes, die, wie ein Giftkraut, eben aus dem Moor der Unſittlichkeit entſproß, und wiederum auf ſie zurückwirkte, dieſer Atheismus der Moral, mit allem Schimmer ei-

---

*) Toutes ces bêtises que les nations corrompues appellent politesse, grâce, agrément, élégance, sont autant de chaînes qui doivent servir à lier et à garrotter des esclaves. Mably.

ner trügeriſchen Beredſamkeit ausgeſchmückt, von allen Künſten der Sophiſtik umringt, in die geiſtreichen, tonangebenden Cirkel der Hauptſtadt eingeführt, und von da als die Blüthe der Weisheit, in das Ausland verſendet wurde. Dreiſte Verſpottung deſſen, was den Völkern ſeit Jahrhunderten ehrwürdig geweſen war, kam an die Ordnung des Tages; ein verwirrender Unglaube erhob ſein Haupt; die Ehrbarkeit wurde lächerlich, die Unſterblichkeit eine Fabel; der augenblickliche Genuß der einzige Götze, dem die Weiſen huldigten. Dabey blieb indeß die Heiligkeit des Scheines unangetaſtet, und indem das Innere ein Grab der Zerſtörung war, log die Maske des Anſtandes und ein eitles Gepräng mit Worten den Beſitz, längſt verlohrner und herzlich verachteter Tugenden [16]. Zufrieden, Sittſamkeit in gewählten Worten zu heucheln, (unter denen doch auch oft die Nattern ſittenloſer Zweydeutigkeit ziſchten), und in der äußern Geberdung eine Mäßigung zu zeigen, der das innere Gemüth und die That widerſprach, gewöhnte man ſich immer mehr, Argliſt mit Würde, Treuloſigkeit mit Anmuth zu paaren, und ſo das Urtheil der Welt, wie das eigne Gefühl zu verwirren [17]. Bald entdeckte man, daß eben durch dieſen heilloſen Betrug die Befriedigung böſer Begierden pikanter werde. Da erſchien der einfache Genuß nur für den Pöbel noch gut; den

Beſſern wurde er durch Grauſamkeit und Spott gewürzt, durch Raffinement die ſchlaffe Begierde geweckt, und die Luſt der Sinne durch frechen Meineid und kalten Betrug veredelt [18]). Dieſe gräßliche Philoſophie, die von den höhern Ständen mit Vorliebe und Geſchmack ausgebildet worden, wendete ſich gegen ſie ſelbſt in jener furchtbaren Zeit, wo die Hefe des Volkes und ſeine Führer ihre Gewaltthätigkeit mit Grauſamkeit würzten, und dieſe durch rohen und frechen Hohn ſchärften [19]). Jenes leichtfertige Spiel, welches liebenswürdige Wüſtlinge in dem Schooße der feinen Geſellſchaft mit der Unſchuld und Argloſigkeit getrieben hatten, wuchs jetzt in ſeiner großen Anwendung plötzlich, wie die homeriſche Eris, rieſenhaft auf, und ſcherzte mit dem Leben ganzer Geſchlechter um die Altäre franzöſiſcher Freyheit, die zu Altären des Buſiris wurden, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie eben ſo wohl von dem Blute der Einheimiſchen als der Fremden troffen. Jener heilloſe Krieg zwiſchen Wort und That, welcher in dem geſellſchaftlichen Verkehr der großen Welt längſt ſchon den Glauben an Wahrheit zerſtört hatte, drang jetzt auch in das Gebiet des Rechtes und der Freyheit ein, und alle Lehren der Weisheit alter und neuer Zeit, welche das witzige Volk noch nicht mit Spotte befleckt hatte, wurden in dieſer Epoche der Verwüſtung zu gleicher Zeit in

Worten hoch verehrt, durch Thaten freventlich verhöhnt. Mit Wohlgefallen vernahm das aufgeklärteſte und gerechteſte, das liebenswürdigſte und ſanfteſte Volk des Univerſums die Berichte ſeiner Abgeordneten von zerſtörten Städten, zerſchmetterten Maſſen unbürgerlicher Bürger, republicaniſchen Hochzeiten, Treibjagen der Andersgeſinnten, Hinrichtungen fanatiſcher Kinder [20]), um die Grundſätze der Freyheit und Menſchenrechte auf dem ganzen Gebiete der Republik herrſchend zu machen, während ſich die Ausgewanderten dieſer Greuel erfreuten, von deren Ueberſchwang ſie den Ausbruch einer günſtigen Gegenbewegung erwarteten [21]). So geſchah es, daß die großen Verheißungen von der Wiedergeburt der Welt in eine große Täuſchung ausgingen, und das freye Land, eine Reihe von Monaten hindurch, wie ein Negernſtaat erſchien, in welchem ſechshundert Könige, mit einem Schwarme kaltblütiger, aber berauſchter Satelliten umgeben, ihre Feſte durch Proſcriptionen und Hinrichtungen feyerten. So befleckt mit dem Blute unzählicher Opfer, von vielen gehaßt, von ihren eigenen Freunden gemishandelt und verhöhnt, mit geſchwornen und gebrochenen Eiden vielfältig belaſtet, ging die Republik in die Conſulariſche Dictatur, und aus dieſer in das Kaiſerthum über. Durch das ruchloſe Spiel mit Geſetzen, Verfaſſungen und Eiden, durch das

gewaltthätigſte Schalten über das Leben der Bür-ger, durch nicht minder gewaltthätige Verſetzung des Eigenthums in Kraft willkührlicher Geſetze *), war die Geringſchätzung geſetzlicher Ordnung bey einem großen Theile des Volkes unglaublich gewach-ſen, ſo daß ihm im Innern ein ehernes Joch, aus-wärts aber, um ſeine verwilderte Heftigkeit zu be-ſchäftigen, Kriege nöthig waren. Der Sitten ward nicht gedacht [22]). Mehr als je beherrſchte Habſucht und Gier nach Genuß das dem Schre-cken entronnene Volk. Reichthümer, wie man ſie nie vorher in den Händen von Privaten geſehn, wurden durch jegliches Mittel ohne Bedenken auf-gehäuft, und da Glanz und Größe des Reichthums die Blicke der Menge von der Art des Erwerbes ablenkte, ſo fanden die Beſitzer derſelben in allen Ständen Neider und Nachahmer. Die Verbre-chen vermehrten ſich; die nächſten und heiligſten Verhältniſſe wurden verletzt; und unter den Laſtern,

*) Postea id quoque accessit, ut saevitiae causam avaritia praeberet, et modus culpae ex pecuniae modo constitueretur; et qui fuisset locuples, fieret nocens, et sui quisque periculi merces foret, nec quidquam videretur turpe, quod quaestuosum esset. Vellej. Paterc. II. 22.

die dem blutigen Boden wild und üppig erwuchſen, waren Wolluſt und Schwelgerey die unſchuldigſten. Der Triumph des böſen Princips ſchien vollbracht; eine trügeriſche, verwirrende Politik ſaß auf dem Throne; die Wahrheit war überall in das innerſte Geheimniß der Herzen zurückgeſchreckt; nur die Stimme der Lüge, war laut, und dieſe Eine Stimme, durch ein tauſendfältiges Echo dienſtbarer Zungen wiederholt, maßte ſich den Thron und die Inſignien der Wahrheit an.

Indem nun Frankreich durch die Ueberlegenheit ſeiner Waffen im Kriege, durch die Argliſt ſeiner Politik im Frieden die benachbarten Völker in weiter Ferne an ſich kettete, ſah ſich Europa durch die Unſittlichkeit der franzöſiſchen Oberherrſchaft in den edelſten Beſitzungen des Geiſtes noch mehr als in dem Beſitze irdiſcher Güter und dem Genuſſe ſeiner Rechte gekränkt. Die Macht des Beyſpiels noch bey Seite geſetzt, war die Herabwürdigung der Gemüther in den unterjochten Ländern der franzöſiſchen Oberherrn erſtes und wichtigſtes Geſchäft. Die alten Tugenden, Liebe des Vaterlandes und der Freyheit, Anhänglichkeit an angeſtammte Rechte und Sitten, wurden in ihrer Wurzel angegriffen, bald durch Spott gekränkt, bald durch Drohungen zurückgeſchreckt; eine neue Ordnung ward eingeführt, jede Erinnerung voriger Selbſtſtändigkeit verbannend; ein neues Recht und neue Geſetze

wurden aufgelegt, oft unpaſſend, wie die franzöſiſchen Sitten es der deutſchen Biederkeit ſind, und tauſend dienſtbare Hände wurden in Bewegung geſetzt, die nach dem Gebote eines galliſchen Zuchtmeiſters, die Ruder ihrer Galeere tactmäßig ſchwangen. Das Murren der Völker, die Klage der Bedrückten ward nicht gehört. Der Zwingherr war ſeiner Herrſchaft gewiß, ſo lange die Talismane der Furcht und Hofnung ihre Kraft behielten; der feigen Furcht, ihm zu misfallen; der beſſern, durch Widerſtand größere Uebel ohne Nutzen für die gute Sache herbeyzuführen; der niedrigen Hofnung, durch gefällige Dienſte einen Antheil der Gunſt und Beute zu gewinnen; und der edlern, durch Klugheit größeres Unheil abzuwehren, und in dem Schiffbruche des Ganzen wenigſtens einige Trümmern zu retten. Dieſe Gefühle wurden auf alle Weiſe in Bewegung erhalten, bey den Einen durch Beweiſe der Achtung, bey den Andern durch Drohungen. Die Einen wurden in den Dienſt des Staates verſtrickt, die Andern zur Theilnahme an verhaßten Unternehmungen genöthigt; Viele durch den Glanz gebotener Belohnungen verführt; Alle endlich mit dem furchtbaren Netze einer geheimen Polizey umſponnen [23]), welche freye und vaterländiſche Geſinnungen bis in die geheimen Schlupfwinkel des Herzens verfolgte. Jenes ſchändliche Gewerbe, dem das ruchloſe Mistrauen

der Tibere und Domitiane den Schwung gegeben, und welches damals ſchon Bettler mit Reichthum, Nichtswürdige mit Macht und Anſehn belohnte*), war auch jetzt wiederum zu einem ehrenvollen Staatsdienſte geworden, der ſich mit Titeln und allen Zeichen der Ehre brüſtete [24]). So wurden die Gemüther entadelt, die Banden des Vertrauens zerriſſen, und an die Stelle der Rechtlichkeit, die das Gemeinweſen vormals zuſammenhielt, knechtiſche Unterwürfigkeit geſetzt. Die Fortſchritte dieſes Syſtems waren reißend; die Zahl der Verführten vermehrte ſich; das Beyſpiel der Herrſchenden gab der böſen Begierde einen Vorwand, und oft machte ihr Wille das Verbrechen zum Geſetz. Eine ſchamloſe Beſtechlichkeit, von den Obern ſchlau begünſtigt, und nicht ſelten durch ihr Beyſpiel autoriſirt, kam an die Ordnung des Tages; die Gewalt der Willkühr drang durch alle Zweige der Verwaltung, und bisweilen war ſchnöde Luſt der Preis der Gunſt, der Ehrenſtellen und des Rechts. Alle Zügel der Sitten hingegen erſchlafft herab. Männer beneideten ſich den Lohn der Schande, und ausgeartete Weiber warben um die Gunſt und die Gaben der fremden Herrſcher. So ſchien der Deutſchen alte Tugend zu erlöſchen unter dem

*) Tacit. Annal. I. 74.

Qualme franzöſiſcher Allgewalt, die ſelbſt in dem Getümmel der Schmeichler, umwogt von betäubendem Weihrauch, das Ziel der Entwürdigung alles noch übrigen Großen und Guten nicht aus den Augen verlohr. Dann erſt waren die Wünſche des Despotismus erfüllt, wenn der Stolz angeſtammter Tugend gebrochen war, und nur das blaſſe, willfährige, geſchmeidige Laſter in den Strahlen der Macht, an dem Fuße des Thrones kroch [25]).

Dieß alſo war das Glück, das uns Frankreichs Herrſchaft und Einfluß brachte. Ein Theil dieſer Uebel war neuen Urſprungs, und die Frucht der Niederlagen, die wir erlitten hatten; vieles aber — wir wollen es uns nicht verbergen — war ſeit langer Zeit vorbereitet durch uns ſelbſt, unſer Thorheiten, unſre Nachahmungsſucht, und unſre Trachten nach dem kargen Lobe der Ausländer. Mit den Gütern des Vaterlandes wenig bekannt, voll phantaſtiſcher Sehnſucht nach dem Entfernten, oft der Heimath entfremdet, achtete bisher die größere Zahl der deutſchen Vornehmen, ihr Vaterland, ihre Sprache und Schriftſteller immer geringer als das Ausländiſche, deſſen Aneignung, wie ſie meynten, gegründetere Anſprüche auf den Ruhm der Bildung gab. Dieſer Vorwurf iſt alt, und durch die Erfahrung der Zeit nicht zurückgewieſen. Wie der vornehme oder begüterte Reiſende die Fluren und Städte Deutſchlands oft nur

dürchſtürmt, und erſt jenſeit des Rheins und der Alpen die Augen öffnet, ſo durchfliegen nicht wenige in übermäßiger Eile die Werke des deutſchen Genius — wenn ſie dieſe überhaupt einiger Aufmerkſamkeit würdigen; unbemüht die eigene Sprache zu bilden, und ohne Schaam über Fehler und Misgriffe, die ſie in der fremden und angelernten entweder nicht begehen, oder durch beſchämtes Erröthen ausſöhnen würden. Sehr früh hat vornehmlich Frankreichs glatte und bequeme Sprache, ſie, welche das eigenthümliche Organ des Witzes zu ſeyn, und denen, die ſie mit Fertigkeit gebrauchen, Witz zu leihen ſcheint, die Herzen und Ohren der höhern Geſellſchaft beſtrickt, und gegen die Kraft und Herrlichkeit unſrer deutſchen Mutterſprache gleichgültig gemacht [26]). Der Grund dieſer ungerechten Vorliebe lag weniger, wie man gemeint, in äußern und politiſchen, als in innern und moraliſchen Urſachen. Unſtreitig iſt für das Leben der Höfe, für diplomatiſche Verhandlungen, und einen kalten, aber gefälligen Verkehr mit fremden, fern von uns ſtehenden, ja widrigen Naturen keine Sprache beſſer geeignet als die franzöſiſche. Ihr Reichthum an zierlichen, aber wenig bedeutenden Wendungen, an artigen und anſtändigen Zweydeutigkeiten, an Wort- und Witzſpielen aller Art, macht ſie zu dem bequemſten Werkzeuge, um, wenn man will, ein übrigens

leeres und müſſiges Geſpräch mit einem Scheine innern Lebens und nicht ohne mannichfaltige Ergötzung fortzuſpinnen. Durch den Gebrauch der großen und feinen Welt und von dem redſeligſten aller Völker durchgebildet, ſcheint ſie den drückenden Unterſchied der äußern Verhältniſſe aufzuheben, ohne doch irgend etwas von ſeiner Stelle zu rücken, und, ohne daß eine Perſönlichkeit der andern, ein Herz dem andern näher käme, ein allgemeines Band um alle Glieder der gebildeten Geſellſchaft zu ſchlingen. Sie ſpricht ſo viel Achtung und Wohlwollen aus, ſie hat ſich ſo mit allen Tönen des Affectes, mit allen Farben der Schmeicheley und oberflächlicher Anmuth geſchmückt! ſie berührt mit ihren flatternden Tönen jeden Gegenſtand ſo leicht, daß ihr Schwalbenflug über den glatten See der Unterhaltung ſtreift, ohne eine dauernde Spur, oder überhaupt irgend etwas anders, als den Eindruck eines vorübergehenden Schimmers zurückzulaſſen. So ſcheint ſie recht eigentlich der oberflächlichen Unterhaltung und conventionellen Täuſchung geeignet; wie denn wohl Niemand iſt, der, wenn er ſich zur Lüge und Schmeicheley erniedrigt, ſie nicht leichter und ſchaamloſer in franzöſiſcher Zunge ausſpricht, als in ſeiner Mutterſprache. Durch den Hofgebrauch — und wie nah liegt uns die Zeit, wo an deutſchen Höfen kein deutſcher Laut vernommen wurde! — führte

ſich die franzöſiſche Sprache auch in die Häuſer derer ein, welche die Sitten und Thorheiten der Höfe aus Eitelkeit nachahmten, oder ſich an die Glieder des Hofes andrängten; und dieſes oft mislingende Streben nach einem Abzeichen der vornehmen Welt, welches an ſich nur lächerlich geweſen wäre, wurde, theils durch den mächtigen Einfluß, den die Farbe der Sprache unvermeidlich auf das Gemüth hat [27]), theils durch die Erleichterung des Umganges mit den Fanten und Gecken, die uns Gallien ſendete, eine verderbliche Veranlaſſung zum Ausarten deutſcher Sitten, deutſchen Sinnes und aller uns angeerbten Tugenden. Wie leicht verlockte der Franzos mit dem oft ſpottenden Lobe des Talentes in dem Gebrauche ſeiner Sprache [28]), dem er dann wohl das noch höhere einer franzöſiſchen Tournüre folgen ließ, die argloſe Leichtgläubigkeit unſrer Söhne und Töchter in ſein Netz, daß ſie ſich ſeinen Verführungen hingaben, und erſt aus Eitelkeit, dann aus Geſchmack, den liebenswürdigen Leichtſinn (légerté), die pikante Treuloſigkeit (perfidie), endlich auch wohl die freche und herzloſe Büberey (rouerie) ihrer überrheiniſchen Muſter nachahmten. So wurde ſchon früh der franzöſiſchen Unſitte durch den Misbrauch der Sprache der Weg gebahnt, und auf dieſer bequemen Bahn zog die franzöſiſche Gewaltherrſchaft wie eine Freundin bey uns ein.

Der Fremdling hatte ſeine Sprache wie einen Herold vor ſich her geſendet, um ihm den Thron der Welt zu bereiten; das franzöſiſch-ſprechende Deutſchland war ſchon halb beſiegt, ehe das Schwerd es überwand; und indem wir ſelbſt das Palladium unſrer Freyheit verlaſſen hatten, wurden wir dem Feinde zur Beute, der nur allzuleicht unſre Selbſtverachtung theilte, und das wirkſamſte Mittel der vollſtändigen Unterjochung mit Schlauheit und Nachdruck benutzte [29]).

Dieſer Misbrauch der franzöſiſchen Sprache würde indeß einen noch heilloſern Einfluß gehabt, und in den reinen und feſten Kern der Nation noch tiefer eingedrungen ſeyn, wenn ſich die franzöſiſche Litteratur auf der Höhe hätte erhalten können, zu der ſie, um von frühern Zeiten nicht zu ſprechen, die Voltaire und Rouſſeau, die Montesquieu, Büffon, Dalembert und Diderot erhoben hatten. Dem verderblichen Einfluſſe, welchen einige dieſer geiſtreichen Sophiſten, zum Theil bittere Feinde der chriſtlichen Religion, die ſie nur in ihrer Ausartung kannten, und zum Theil Verkündiger eines zügelloſen Cynismus [30]), auf eine große Menge deutſcher Leſer gehabt hatten, wirkte in Deutſchland, vornemlich in dem gebildeten Mittelſtande, das immer ſteigende Streben nach claſſiſcher Bildung durch das Studium der alten Welt, und der hohe und herrliche Schwung, welchen deutſche

Dichtkunſt und Litteratur genommen, auf die heil⸗ſamſte Weiſe entgegen. Hier fand die heranwach⸗ſende Jugend ein Schild gegen die welſche Abgöt⸗terey, ſo daß ſie ſich meiſt von den beengenden Formen der franzöſiſchen Claſſicität mit Kaltſinn, von dem Unglauben und der Sittenloſigkeit ihrer Sophiſten mit Abſcheu wegkehrte, deren erborg⸗ter Schimmer vor dem reinen Tage des griechiſchen Alterthums, und der Pracht der romantiſchen Poeſie wie die Flamme des Irrlichtes erblaßt, das bey dem Aufgange des Tages unbeachtet in den Sumpf zurückkehrt, aus dem es erzeugt worden. Auch das erneute Leben auf dem Gebiete der Phi⸗loſophie, die Alles, was nach Wahrheit durſtete, zu ſich einlud, kam der Bildung des deutſchen Characters und ſeiner Befeſtigung von einer an⸗dern Seite zu Hülfe. Die deutſchen Hochſchulen, die Wohnſitze der Gelehrſamkeit, des Fleißes und der edelſten Freyheit des Geiſtes, deren alte, der freyen Bewegung der Wiſſenſchaft und der Erzie⸗hung ihrer Jünger angemeſſene Verfaſſung unver⸗ſtändiger Neuerungsſucht Widerſtand thaten, be⸗lebten die zuſtrömende Jugend mit der Liebe des Großen und Guten, und impften ihr eine unaus⸗löſchliche Ehrfurcht gegen die Rechte der Vernunft ein. Dieſe großen und heiligen Anſtalten, die ſelbſt in den Zeiten unſrer Erniedrigung nicht bloß erhalten, ſondern vermehrt wurden, die Begeiſte⸗

rung, welche einzelne Heroen unſrer Litteratur in den beſſern Seelen erzeugten, und die immer ſteigende Liebe zu tiefer Wiſſenſchaft und Kunſt, dieſes alles hat der Strom der Sittenloſigkeit, welcher von Frankreich her einbrach, einen Damm entgegengeſetzt, und das edle Gewächs deutſcher Cultur in dem kräftigſten Theile der Nation bewahrt. Nicht unbemerkt blieb dieſe Wirkung dem franzöſiſchen Autokraten und ſeinen argwöhniſchen Satrapen, ob ſie ſchon keineswegs die Höhe der Bildung ahndeten, zu der ſich Deutſchland erhoben hatte. Denn daß einige ausgezeichnete Männer mit Achtung behandelt wurden, darf uns hierbey nicht irren. Die Auszeichnung, die ihnen zu Theil wurde, war, indem ſie die Menge blendete, vollkommen geeignet, Hofnungen zu wecken, durch welche einige wohlfeilen Kaufs gewonnen, andere gelähmt wurden; während das Anſehn der Ausgezeichneten ſelbſt in den Augen ihrer Mitbürger ſank. Dagegen wurde in allen Ländern deutſcher Zunge, die unmittelbar dem Kaiſerlichen Zepter unterworfen waren, der deutſche Sinn nach Möglichkeit ausgetrieben, der Unterricht in die ſchmählichſten Feſſeln geſchlagen [31]), der öffentliche Gebrauch der deutſchen Sprache abgeſchafft, die Philoſophie verachtet und bekriegt, alle wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen durch tauſendfältige Hinderniſſe gehemmt und erſchwert [32]). Die deutſchen

Univerſitäten, die dem Despotismus Brenn-punkte aufrühreriſcher Geſinnungen ſchienen, ſahen, wenn der Sieger nur Zeit gewann, ihrem Unter-gange, oder, was eben ſo viel galt, ihrer Umſtal-tung nach franzöſiſchen Formen entgegen; und in der That wurde Halle zweymal wegen ſeines ſchlechten Geiſtes aufgehoben, Jena und Leipzig bedroht, und in Göttingen, da Entehrung nicht gelang, wenigſtens die Stimme der Freyheit zum Schweigen gebracht. Was zu erwarten ſtand, hätte der Sieg ſich wiederum zu den franzöſiſchen Adlern gewendet, iſt leicht abzunehmen aus dem Grimme der Ueberwundenen gegen Preußens tapfre Jugend, als ſich dieſe dem Schooße der Wiſſenſchaft entriß, und durch die edelſte Begeiſterung über ſich ſelbſt erhoben, dem waffengeübten Feinde unerſchrocken entgegen trat. Umſonſt hoffte Napoleon ihren Muth hinwegzuſpotten; umſonſt verhöhnte er die wahn-ſinnigen Knaben, die, ſtatt Latein zu lernen, mit den Waffen ſpielten, und gegen ihn, den Allmäch-tigen, den ſchwachen Arm erheben wollten [33]. Seine Krieger haben die Kraft dieſes Armes gefühlt, und nie iſt einer dieſer Jünglinge durch Unglück oder Mishandlung der Feinde erniedrigt worden.

Nicht allein aber iſt die Abwehrung der Ge-fahr, die den Sitten durch Gewalt und Beyſpiel drohte, ein reicher Gewinn des wohlgelungenen Kampfes, ſondern nicht weniger der kräftige

Schwung, den die Völker Deutſchlands genommen, und der ſie, mehr als Ermahnungen und Lehren, gegen den Rückfall in die ausländiſche Unſitte ſchützen wird. In der Zeit der Gefahr haben wir den eignen Schatz unſerer Tugenden beſſer erkannt, und das Gelingen unſerer Anſtrengungen hat das Vertrauen und den Muth befeſtigt, welche der Tugend Grundlagen ſind. Nie werden wir künftig, zu gemeinen Paraſiten erniedrigt, an dem Tiſche fremder Herrn um den Genuß des eignen Brodes betteln; auch werden wir die geiſtigen Güter, die ſchöner auf dem vaterländiſchen Boden gedeihen, nicht mehr an den Ufern der Seine ſuchen, noch die dürftigere Sprache zur Dolmetſcherin unſerer Gedanken und Gefühle machen. Wir werden aufhören uns ſelbſt gering zu achten; unſre Kräfte werden erſtarken durch den Gebrauch; unſer Reichthum wird ſich vervielfältigen durch das Forſchen in uns ſelbſt; ein gerechter Stolz auf des Vaterlandes Werth und Herrlichkeit wird die Pflanze der Vaterlandsliebe ſchirmen, und ein neues Jahrhundert der Wiſſenſchaft und Bildung gebähren. Unſre tapfre Jugend kehrt, mit Kränzen des Ruhmes geſchmückt, in das Vaterland und das bürgerliche Leben zurück, geſtärkt durch Gefahren und gehoben durch den Erfolg; der Freyheit, die ſie gerettet, dem Lande, das ſie gereinigt und wiedergewonnen, mit größerer Liebe zugethan, und inni-

ger durchdrungen von der Furcht Gottes, der das gefahrvolle Unternehmen geſegnet, und zu einem erfreulichen Ziele geführt hat. Der muthigere Mann pflegt auch der beſſere zu ſeyn, und ein Herz, das ſich ſchöner Thaten bewußt iſt, gibt der Stimme des Laſters nicht leicht Gehör. Das iſt mehr, als die wohlgemeinteſten Mittel der Erziehungskunſt leiſten möchten, wenn eine große Zeit ein Volk ergreift, und es der Dumpfheit entreißt, die der Tod des Geiſtes und der Tugend iſt. Die Laufbahn iſt geöffnet, der Weg zu allem Großen und Edeln gebahnt, ein hohes Ziel iſt geſteckt; und wenn nur keine fremdartige Gewalt den Aufſchwung zum Guten hemmt, wenn nur das Vertrauen der Mächtigen die edle Flamme erhält und nährt, ſo iſt an Deutſchlands Wiedergeburt, ſo iſt an ſeiner Erhebung vor allen Völkern Europens kein Zweifel mehr. Der Stoff zu dem großen und edeln Bau liegt bereit. Es bedarf keiner neuen Opfer, keiner verwickelten Plane, keiner künſtlichen Anſtalten; nur des Willens bedarf es und des Zutrauens. Herrliche Tugenden quellen in der Deutſchen Gemüth. Mäßigkeit, Treue, Gerechtigkeit, Fleiß und Bedachtſamkeit wohnen in ihm; und durch milde Freyheit begünſtigt, gegen fremden Einfluß geſchützt, wächſt ſeine Tugend, wie die heimiſche Eiche, ſtark und kräftig auf. Für dieſe Güter ſind Ströme des reinſten und edelſten Blutes gefloſſen;

wäre es umſonſt vergoſſen, es würde zum Himmel um Rache rufen gegen die, welche durch Trägheit oder Eigennutz die herrlichen Früchte ſo großer Opfer verlöhren, oder durch böſen Willen, ſtolze Verachtung und feigherziges Zagen die ſo ausgezeichnet geſegneten Anſtrengungen des Muthes vereiteln wollten. Solche Schuld bleibe fern von uns! Mehr als je iſt des Deutſchen kernhaftes Weſen zum Guten gekehrt. Gönnet ihm alſo, daß er ſich ſchützen dürfe, gegen auswärtige Gewalt mit den Waffen, gegen innere Bedrückung der Willkühr durch beſcheidenen Antheil an der Verwaltung des gemeinen Weſens [33]). Die Erfüllung dieſer Wünſche liegt nah. Beyden kömmt die Zeit, in vielen Provinzen des Vaterlandes auch die alte Verfaſſung zu Hülfe, ſo daß es nur einer Verbeſſerung der Formen bedarf, um dem Tempel der Deutſchheit einen feſten und haltbaren Grund zu geben [34]). — Die Nachtheile ſtehender Heere, als einer ſchlimmen Erfindung der alten franzöſiſchen, nach Alleinherrſchaft geizenden Politik, ſchon ſeit langer Zeit anerkannt, haben ſich doch mehr als je in unſern Tagen fühlbar gemacht, wo wiederum nach Frankreichs Vorgang, die Maſſen ſich bis zum Unglaublichen vermehrten, alle Stände belaſteten, und die, auch durch andre Uebel zerrütteten Finanzen der Staaten faſt bis zum Untergange drückten [35]). Doch war das ſchlimmere Uebel, obgleich weniger

erkannt, jene unſelige Trennung des Wehrſtandes von den übrigen, die noch mehr im Frieden als im Kriege empfunden wurde; der Uebermuth, mit dem der Söldner auf den Bauer und Bürger herab ſah, und der Haß des Bürgers und Bauern, der in dem Söldner eine unnütze Bürde des Staates ſah. Die Schranken, welche dieſe Stände von einander hielten, ſind gefallen; die Sorge weiſer Regierungen wird ſeyn, daß ſie ſich nie wieder erheben, daß durch dauerhafte Verbindung des Getrennten, Einheit und Eintracht in das gemeine Weſen zurückkehre. Nie hat eine Zeit dieſen frommen Wunſch beſſer begünſtigt. Froh eilt die Dankbarkeit des Bürgers den Kriegern entgegen, die als Befreyer des Vaterlandes in die Heimath zurückkehren; dankbar erkennt auch das Heer die Liebe ſeiner Mitbürger, und ihre Bereitwilligkeit jedes Opfer zu bringen, ja mit Eifer dem Bedürfniſſe der Heere zuvorkommen. Beyde Stände von gleichem Zorn entbrannt, von gleichen Wünſchen begeiſtert, haben ſich auf dem Schlachtfeld gemiſcht, und oft die Lorbern ſiegreicher Tage getheilt; durch die Theilnahme an denſelben Gefahren, und durch dieſelben Entbehrungen iſt ein Band gegenſeitiger Achtung und Freundſchaft geknüpft worden, wie nie zuvor; und indem jetzt ein großer Theil dieſer Krieger in das bürgerliche Leben zurücktritt, findet der Soldat forthin überall Waf-

ſenbrüder, die er ſich gleich ſtellt, und die auch ihn ihrerſeits gern für ihren Bruder erkennen. Es darf alſo von der Weisheit unſrer Fürſten erwartet werden, daß ſie den kriegeriſchen Geiſt, der ſo herrlich in dem Volke erwacht iſt, durch die Erneuerung der alten, jetzt auch in ihrer Trefflichkeit bewährten Inſtitutionen erhalten und nähren werden. Schon in jener bangen Zeit, wo das franzöſiſche Volk durch das Anerbieten ſeiner Freyheit und Gleichheit die Völker verwirrte, hemmte die Landwehr, wo es Noth that, und wo die Fürſten der Treue ihrer Unterthanen vertrauten, mit dem glücklichſten Erfolge die verheerende Fluth; und ſollte ſie nicht jetzt aufrecht erhalten werden, da altes Mistraun getilgt, Fürſten und Völker inniger vereint, und die Waffen der Unterthanen das ſicherſte Bollwerk der Throne geworden ſind? Wie, nach dem Ausſpruche der Alten, dem muthigen Manne nichts gebricht; ſo mangelt auch dem Fürſten nichts, der einem muthigen Volke gebietet, und dieſem Volke vertraut. Aber die Funken der Tapferkeit, die in jedem biedern Herzen ſchlummern, bedürfen, um im Sturme der Gefahr weder zur wilden Flamme aufzulodern, noch vor der Zeit zu erlöſchen, auch im Schooße des Friedens einer fortgeſetzten und weiſen Pflege. So wie nun jetzt das Volk durch den Drang der Zeit aus dem Wahne geriſſen worden,

daß es den ſtehenden Heeren allein die Sorge für des Landes Sicherheit überlaſſen müſſe; ſo möge ſein neu erwachtes Vertrauen und ſein Muth durch zweckmäßige Einrichtungen zugleich genährt und geregelt werden. Ein Reichthum herrlicher Wirkungen liegt in der einfachen Vergünſtigung, ſich auch im Frieden rüſten, und unter Leitung ſelbſtgewählter Führer, aber unter den Augen und nach dem Geſetze ſeiner Obern, für den Krieg üben zu dürfen. Wo jeder Bürger Soldat, wo das ganze Volk ein Heer iſt; wo der Jüngling frühzeitig durch paſſende Uebungen abgehärtet und zum Gehorſam gewöhnt, Jeder aber durch das Bewußtſeyn einem großen und ſtarken Ganzen anzugehören, erhoben wird: da verſchwindet die Feigheit mit der Weichlichkeit; ein männlicher Sinn durchdringt die Gemüther und wurzelt in ihnen feſt; der Ehrgeiz der Tugend verbreitet ſich, und der öftere Verkehr der verſchiedenen Stände bey den feſtlichen Uebungen — denn die großen Tage dieſer Uebungen werden Volksfeſte ſeyn — weckt Achtung und Freundſchaft unter den Einzelnen, Gemeingeiſt und Liebe zum Vaterland unter Allen. Die Maſſen der ſtehenden Heere werden ſich mindern; das Gemeinweſen, von ſeiner drückendeſten Bürde entladen, wird wieder aufathmen; nützliche Anſtalten zur Bildung und Verſchönerung des Lebens werden gegründet, die beſtehenden vervoll-

kommnet werden, und was jetzt die ewig fluthende Charybdis des Heeres verſchlingt, wird dem Bedürfniſſe der Unterthanen, der Belebung der Gewerbe, dem Schmucke der Länder und der Blüthe der Künſte zugewendet werden.

Um aber den Character der deutſchen Nation zu befeſtigen, die Eintracht ihrer mannichfaltigen Theile zu erhalten, und das heilige Feuer der Liebe auf dem Altare des Vaterlandes zu nähren, reicht dieſes Eine nicht hin; noch ein Zweytes fordert die Zeit; eine feſte, der Willkühr wehrende, geſetzmäßige Verfaſſung im Ganzen und Einzelnen. Auch hierzu liegt der Stoff bereit; er darf nur ergriffen, gebildet, den Erfahrungen der Zeit und ihren Einſichten gemäß zuſammengefügt werden. Nie ſind in Deutſchland die Wurzeln des Baums der Freyheit vertrocknet; zu allen Zeiten haben die Völker in den Schatten ſeiner Zweige Schutz und Freude, die Fürſten dauernden Ruhm, Sicherheit und Liebe gefunden. Um ihn drängen ſich jetzt mit erhöhtem Gefühl und lauteren Wünſchen die Söhne Germaniens, und alle Schutzgötter kehren in ſeinen heiligen Schatten zurück, der Eintracht ſich freuend, die in dieſem Augenblicke alle Völker deutſcher Zunge, den Süden mit dem Norden umſchlungen, und in dem ruhmvollen Streben nach Einem Ziel jede Erinnerung alter Misgunſt ausgetilgt hat. Daß dieſe Eintracht daure,

daß das gemeinſame Band der Vaterlandsliebe, leicht wie Luft, aber ſtark wie Eiſen, die einzelnen Kräfte zuſammenfaſſe; daß die Grenzen geſichert, daß die Ehre des deutſchen Nahmens in allen Provinzen befeſtigt werde — das muß das Werk der Verfaſſung ſeyn, die wir jetzt von der Weisheit der verſammelten Fürſten und ihrer Räthe erwarten, und welche Mittel bieten wird, das was gemeinſame Noth wie durch ein Wunder bewirkt, auch für die Zukunft zu ſichern. Dann wird ſich wiederum in Deutſchlands Mitte ein Senat von Amphiktyonen erheben, in welchem jeder einzelne Staat die Stellvertreter ſeiner Rechte erblickt, nicht um über leere Anſprüche mit endloſen Worten zu hadern, ſondern um über die Wohlfahrt des gemeinſamen Vaterlandes ernſt, einfach und würdig zu rathſchlagen [36]). Dann werden auch die einzelnen Theile empfangen, was dem Ganzen heilſam iſt. Die ſtändiſche Verfaſſung, dieſes Palladium der Freyheit, des Wohlſtandes und des Credits der Länder iſt in mehrern Staaten von Deutſchland auch von ſouveränen Herrn unverletzt erhalten worden; in einigen, wo ſie früher unterdrückt war, hat ſie die Weisheit deutſchgeſinnter Fürſten wieder in das Daſeyn gerufen [37]). Die Wiederherſtellung der Stände, wo ſie erloſchen, ihre Erweiterung und Verbeſſerung da, wo ſie in der veralteten Form noch beſtehen, das iſt

einer der heißeſten Wünſche des befreyten Deutſchlands, und eine der ernſteſten Forderungen der gegenwärtigen Zeit. Ein Schriftſteller, den man keiner unbeſonnenen Vorliebe für ungeprüfte Verſuche zeihen wird [38]), ſagt, wie es uns ſcheint, mit Recht: „Jedes Volk, das nicht entweder unmittelbar, oder durch ſeine, von Zeit zu Zeit gewählten Stellvertreter einen Antheil an der geſetzgebenden Macht hat, hat eine ſchlechte Verfaſſung.“ Von ſeiner Verfaſſung, deſſen Mittelpunkt das Parlament iſt, ging Englands Größe und Kraft aus; Frankreich aber, das ſeit mehrern Jahrhunderten nicht einmal den Schein einer ſtändiſchen Verfaſſung gehabt, hat ſich, des Gemeingeiſtes beraubt, nie zu einer wahrhaft freyen Sinnesart erheben können [39]). Eine Regierung, die ſich aller Zweige der Gewalt ausſchließend bemächtigt, findet ſich über lang oder kurz ohne Grundfeſte der Macht; und ein Volk, das ſich, aus Schwäche oder Gleichgültigkeit gegen das gemeine Wohl, ſeines Rechtes an der Geſetzgebung begibt, bereitet ſich eine langwierige Reue, die zu mannichfaltigem Unheil führt, und zuletzt der Gewaltthätigkeit und dem Verbrechen weicht. Um auf die Ergebenheit der Völker rechnen zu dürfen, die, um ſicher zu ſeyn, nicht blind ſeyn darf, um jenes verdachtloſe Vertrauen zu erwecken, das man mit Recht den eigentlichen Schwerpunkt der

bürgerlichen Geſellſchaft genannt hat, muß die höchſte Macht eine feſte Ueberzeugung von ihrem Wohlwollen, ihrer Weisheit, ihrer Gerechtigkeit und Unerſchrockenheit begründen, welches nicht wohl möglich iſt, wenn ſie die Geſtalt der Freyheit ſcheut, und die Stimme des Volkes zu hören verſchmäht [40]. Wenn aber in einer wohlgeordneten Verfaſſung der Oberherr den treuen Ständen die Maaßregeln ſeiner Regierung offen und redlich vor Augen legt, die Stellvertreter des Volkes ſie frey und offen beurtheilen dürfen, ſo entſteht, was viel werth iſt, ein gegenſeitiger Austauſch der Ideen über die wichtigſten Dinge, durch den die Regierung auf der Höhe der Zeit erhalten, und eben ſo ſehr vor der Gefahr ſchlaffer Gewohnheit, als vor der Verſuchung der Gewaltſamkeit und Willkühr bewahrt wird; die Stände und das Volk aber werden mit der Regierung durch die Theilnahme an ihren Maaßregeln in Eintracht erhalten, zu den nothwendigen Opfern bereitwillig gemacht, und mit einer lebendigern Liebe des geſammten Vaterlandes, von dem ſie ſich erſt jetzt als einen weſentlichen Theil fühlen, durchdrungen. Geſchieht nun noch überdieß, was die Natur der Sache fordert, daß den Verhandlungen eine zweckmäßige Oeffentlichkeit gegeben wird, und die Gegenſtände des gemeinen Wohls auch zu Gegenſtänden gemeinſamer Theilnahme werden, ſo wird

das Volk, welches jetzt ohne Kenntniß nach Vorurtheil und Leidenſchaft urtheilt, und gleichſam wie im Finſtern auf Freund und Feind ſchlägt, die Schritte der Regierung mit Einſicht und Ruhe würdigen, und ihr vertrauensvoll, mit freyem und willigem Sinne entgegen kommen [41]). Hierbey werden die Regierungen wie die Völker gewinnen, und weit entfernt, daß die Würde und Sicherheit der erſtern gefährdet würde, werden ſie vielmehr durch dieſes Mittel gegen die Angriffe des Irrthums und böſen Willens, die keine hohe Polizey, noch militäriſche Macht abzuwehren vermag, ſicher geſtellt. Es iſt aber aus demſelben Grunde heilſam, nicht bloß die Geſammtheit des Volkes in der Verſammlung der Stände durch frey gewählte Abgeordnete vertreten zu laſſen, ſondern auch den einzelnen Theilen deſſelben untergeordnete Stellvertreter zu gönnen; den Land-Gemeinden ſelbſtgewählte Schultheißen und Schöppen; den Bürgern in den Städten freygewählte Senate. Dieſe Maſſe von Magiſtratsperſonen, welche ihre Würde dem Zutraun ihrer Mitbürger verdanken, und ihr Ehrenamt unentgeltlich verwalten, wird den Kern des gemeinen Weſens bilden, und ihre Denkungsart, ihre Einſichten und Sitten werden ſich ihren nächſten Umgebungen mittheilen. Auch die Zünfte mit ihren ſelbſtgewählten Vorſtehern und Obermeiſtern gehören zu den Eigenthümlichkeiten

einer germaniſchen Verfaſſung, und es darf viel⸗
leicht beklagt werden, daß ſie in mehrern Staa⸗
ten, um durch freye Concurrenz die Gewerbe em⸗
porzubringen, ſtatt ſie den von der Zeit gebotenen
Verbeſſerungen zu unterwerfen, gänzlich aufgeho⸗
ben und unterdrückt worden ſind. Wie viel ſie,
da wo ſie beſtehn, zur Erhaltung äußerer Sitte
und einer rechtlichen Denkungsart wirken, iſt hier⸗
bey nicht hinlänglich beachtet worden; in jedem
Fall aber ſind ehrbare Sitten, dieſe ſtillen Ver⸗
beſſerer mangelhafter Geſetze, feinen Fabricaten
vorzuziehn. Wenn nun auf die beſagte Weiſe alle
Stände, durch ihre Vorſteher und Stellvertreter
hinlänglich bevorwortet, ihre Rechte und Freyhei⸗
ten von der höchſten Macht geehrt und geſchützt ſehn,
ſo daß jeder den Antheil von Freyheit und Achtung
genießt, der ihm in ſeinen Verhältniſſen gebührt,
ſo iſt die öffentliche Ordnung geſichert, ohne geheime
Polizey, und ohne das Selbſtgefühl der Einzelnen
unnützerweiſe zu verletzen, wie da geſchieht, wo
die Regierung mit entwürdigender Geringſchätzung
der Einſichten, oder mit eiferſüchtigem Mistrauen
in die Redlichkeit der Unterthanen, alle Zweige der
Verwaltung bis in ihr letztes Geäder erfaßt, nur ſich
und ihren Willen in ihren Dienern vertritt und ver⸗
vielfältigt, dem Volke aber nur den leidenden Gehor⸗
ſam in der Erfüllung der erlaſſenen Gebote, und die
Sorge für die Befriedigung der höchſten Anforde⸗

rungen überläßt. Wie aber die öffentlichen Tugenden aus der Mitte des häuslichen Lebens hervorgehen müſſen, und nicht erwartet werden kann, daß ein ſchlechter Hausvater ein guter Bürger ſey, ſo muß ſich auch insbeſondere der Gemeinſinn und die Liebe der Geſammtheit in den einzelnen Vereinigungen, in den Dorfgemeinden, den Zünften und den Municipalitäten bilden. Vor allen Dingen muß, wie im Gewächs, ſo im Staat, Saame und Wurzel geſund ſeyn; ferner muß der geſunde Keim ſich ungeſtört entwickeln dürfen; denn nur ſo, nicht aber bey krüppelhaftem und gehemmtem Wachsthume, wird ſich die höchſte Blüthe in vollendeter Schönheit entfalten können; ſo daß die fürſtliche Würde ihre Herrlichkeit da am vollkommenſten zeigt, wo die Würde jedes einzelnen Unterthanen am meiſten geehrt und geachtet iſt. Der verlangt das Unmögliche, der, mit Ueberſpringung der Mittelſtufen, den guten Willen des unterſten Staatsgliedes unmittelbar an das Machtgebot des oberſten knüpfen will, und freye Opfer und ein williges Ertragen der Laſten begehrt für Etwas, was der, welcher ſie bringen und tragen ſoll, aus ſeiner Ferne nicht erkennt, oder verzerrt erblickt, und auf keine Weiſe mit Theilnahme ergreifen kann. Furcht vor Gewalt aber iſt ein ſchlechter Stellvertreter des freyen Willens, ſo wie die Anwendung der Gewalt ſelbſt als des oberſten

Princips, deutſcher Regierungen unwürdig, und ſelbſt der Klugheit zuwider iſt, weil ſie den Geiſt des Widerſtandes aufruft, deſſen Entwickelung und Erfolge nie zu berechnen ſind, und dasjenige trennt und ſpaltet, was ſeinem Weſen nach Eins ſeyn ſoll. Eine edle und menſchlicher Staatsweisheit würdige Einheit wird hervorgebracht nicht durch zufälliges Erfaſſen in Einer Hand, ſondern durch freye organiſche Entwickelung der mannichfaltigen Theile, durch die und in denen ein Staat beſteht. Zu dieſen Theilen rechnen wir auch einen erblichen Adel, der deutſchen Verfaſſung eben ſo eigenthümlich, als die Erblichkeit der höchſten Macht; aber einen Adel, der nicht einzeln im Staate zu ſtehen begehrt, ſondern mit dem Ganzen harmoniſch zuſammenſtimmt. Möchte doch unſre Zeit auch dieſes hervorbringen! Möchte jener unſelige Zwieſpalt des Adels und Bürgerſtandes, welcher der vorgeſchrittenen Bildung beyder ſo wenig angemeſſen iſt, durch weiſe Mittel gehoben, und die Quellen der Ungunſt verſtopft werden, welche den Adel faſt überall drückt. Auch hierzu, dünkt uns, liegt Alles bereit, und was ſchon früher hier und da in dieſer Abſicht verſucht worden, iſt in dieſem Kriege durch die Näherung beyder Stände zu dem gemeinſchaftlichen großen Zweck, und das ruhmvolle Beyſpiel der Opfer, welche der Adel in vielen Gegenden Deutſchlands freywillig dargebracht hat, der Voll-

endung näher gerückt worden. Möge der Adel immer dieſen ruhmvollen Weg verfolgen! Möge er immer den andern Ständen auf der Bahn der Ehre vorleuchten; in allem Guten und Großen Muſter und Beyſpiel ſeyn, und die Thronen, denen er billig zunächſt ſteht, nicht bloß durch den Schimmer der zufälligen Geburt, des Reichthums und äußerer Auszeichnung, ſondern durch die Tiefe ſeiner ſittlichen Bildung, durch innere Würde, hohen Sinn, Uneigennützigkeit, Tapferkeit und Grosmuth mit Glanze bedecken.

Fürwahr, nie hat das Vaterland ſchönern Tagen entgegengeſehn; nie hat uns die Hoffnung des Beſſern in allem, was edeln Gemüthern wünſchenswerth iſt, freundlicher angelächelt. Ein frohes Gefühl der Geneſung durchſtrömt uns; und indem die Schatten des geiſtigen Todes von unſrer Seele gewichen, tritt uns jedes Gut eines höhern Lebens, auch was wir früher gering achteten und verkannten, wie ein Freund in der Fremde entgegen. Alle Elemente des Guten, ja des Vortrefflichſten, ſind in Deutſchland vorhanden, und es hat nur dieſer Stürme und Gefahren bedurft, um ſie uns beſſer kennen und weiſer benutzen zu lehren. Laßt uns nur die Gaben der Zeit ergreifen; laßt das Zerſtreute uns ſammeln, und die einzelnen friſchen Bäche der Cultur, wie alle Quellen des Herrlichſten, die in dem deutſchen Gemüthe ſprudeln, beſ-

ſer zuſammen leiten! — Ach hierzu wird die engere Verbindung der einzelnen Staaten den Weg bahnen; und wenn ſich nur erſt die Völker Deutſchlands als ein Ganzes fühlen, ſo werden ſie auch ihre geiſtigen und irdiſchen Güter mehr als ein Gemeingut achten und nutzen lernen. Daß auch in Deutſchlands unbedeutenderen Winkeln wiſſenſchaftliche Bildung, ein öffentlicher Unterricht und Drang nach Kenntniſſen herrſcht, wie ſonſt nirgend, das iſt indirecte Wohlthat der alten, oft verkannten und verſpotteten Verfaſſung; einen engern Verein dieſer Wohlthaten aber, und daß eben dadurch ſich das Gute kräftiger nähre und beſſer entzünde, dieſen erwarten wir von einer neuen Verfaſſung, die demſelben Dauer und dem politiſchen Körper des Vaterlandes größere Feſtigkeit verheißt. Aber fern von uns ſey der Gedanke und Wunſch, das Licht und den Wohlſtand der einzelnen Theile zu mindern, um Einen Mittelpunkt mit reicherem Glanze auszuſtatten; in welchem Falle es ohne Zweifel beſſer wäre, in dem, wenn gleich mißlichen Zuſtande zu verharren, welcher für die Verbreitung der Cultur ſo heilſam geweſen iſt. Nimmer möge uns das Urtheil derer bethören, die bezaubert durch den Glanz und Reichthum von Paris, durch die Menge und Größe ſeiner wiſſenſchaftlichen Anſtalten, den Prunk ſeiner Muſeen und Kunſtſammlungen, ſeine Thea-

ter und Luſtbarkeiten, und was dergleichen mehr, den Mangel eines ſolchen Mittelpunktes in Deutſchland beklagten, und unſer Zurückbleiben in dem, was die Hauptſtadt von Frankreich auszeichnet, einzig auf jenen Mangel zu ſchieben pflegten. Sie vergaßen dabey den dürftigen Zuſtand des übrigen Frankreichs und ſeine wiſſenſchaftliche Verödung, da die Hauptſtadt in ihrem unerſättlichen Schlunde die Reichthümer, die Bildung und Tugenden der Provinzen verſchlang; und daß es ohne Zweifel beſſer ſey, wenn jeder an ſeinem heimiſchen Heerde das nöthige Licht findet, als wenn ſich nur an Einer Stelle die Feuerſäule der Wiſſenſchaft und Bildung in der Wüſte erhebt. Mangelt uns auch jene Einheit und Einförmigkeit des Geſchmacks, der ſich in der Maſſe gebildeter Franzoſen wie eine Religion und das Werk einer Offenbarung geltend machen will; ſo ſind wir dagegen auch frey von den Vorurtheilen und Einbildungen, die ſich von Paris aus über die Provinzen ergießen, um dort eine tyranniſche Gewalt auszuüben. Mag daher auch immerhin unſere Literatur ein wenig das Anſehn der alten Reichsverfaſſung haben, ſo genießt ſie dafür der Freyheit, ſich unbekümmert um willkührliche Ausſprüche in jeder Form zu bewegen, und das Schöne und Gute auf jedem Wege aufzuſuchen. Mag auch unſre Sprache jene geſetzmäßige Einhelligkeit entbehren, welche in Frankreich

das Urtheil ſo ſehr erleichtert; ſo iſt ihr dafür eine Bildſamkeit, eine Mannichfaltigkeit der Formen, der Töne und Farben geblieben, welche der franzöſiſchen durch die willkührliche Anmaaßung der Hauptſtadt und ihrer Akademie längſt und auf immer entriſſen worden. Ein gleiches kann von den Geſetzen, den Rechten und Einrichtungen geſagt werden, indem das Läſtige, was ihre Mannichfaltigkeit begleitet, durch ihre Uebereinſtimmung mit dem Charakter der Provinzen, in welchen ſie herrſchen, und der Freyheit, die ſie verſtatten, reichlich vergütet wird. Wie ſich ein jeder Hausvater ſeine Wohnung gern nach ſeinen eigenthümlichen Bedürfniſſen, ſeinen Geſchäften und ſeinem Geſchmacke einrichtet, und nur in dieſer Einrichtung ſich behaglich fühlt, ſo richten ſich auch Städte und Völker, wenn ihnen in unſchuldigen Dingen freye Bewegung gegönnt iſt, gern ihrem ganzen Weſen gemäß ein, und die oft ſonderbare Mannichfaltigkeit dieſer Einrichtungen in den Grenzen eines Reiches, iſt das ſchönſte Lob einer freundlichen, menſchlich fühlenden Regierung, der das behagliche Daſeyn ihrer Völker werther iſt, als ihre eigne Bequemlichkeit und der nichtige Ruhm, die Geſammtheit ihrer Unterthanen in die Form des Staats, wie in ein Bett des Prokruſtes, gezwängt zu haben. Nur in geiſtigen Dingen liebt der Deutſche den Wechſel; in dem irdiſchen Leben verläßt

er ungern das gewohnte Gleis; eine öftere Veränderung ſeiner Lage, wie dieſe auch ſein mag, nimmt ihm die Freude und den Genuß des Lebens; und manche Regierungen haben, troz der beſten Abſichten, und während ſie ihre Unterthanen mit Wohlthaten aller Art überſchütteten, dennoch durch Neigung zur Veränderung und häufigen Wechſel der Formen entweder die Liebe ihrer Völker verſcherzt, oder doch Undank und Mismuth erregt. Es iſt aber darum keineswegs nothwendig, daß das Alte ewig und unveränderlich ſey; es iſt vielmehr nothwendig, daß auf dem Boden einer neuen Zeit vieles Altes untergehe [42]); das Gute ſoll das Schlechte überwachſen und verdrängen; aber wie an der Eiche, welche die dürren Blätter abſtößt, indem ſie ein friſches Grün treibt; nicht durch Einimpfen oder äußere Gewalt. Auch die heilſame Arzney, wenn ſie Widerſtrebenden aufgedrungen wird, verliert ihre Wirkſamkeit; noch mehr die Bildung, welche erzwungen weden ſoll. Es iſt aber in dem deutſchen Volke eine treffliche Bildſamkeit und Liebe des Guten; und ſo wie jezt der Geiſt der Nation auf eine ungewöhnliche Weiſe erwacht iſt, ſo wird, wenn nur die Flamme auf dem heiligen Altar nicht freventlich erſtickt wird, kein Stamm, keine Provinz, keine Stadt zurückbleiben; alle geiſtigen Kräfte werden ſich regen; ein allgemeiner Verkehr der Ideen wird Völker

mit Völkern verbinden; jedes wird dem andern mittheilen, was es bedarf; und ſo wird Deutſchland, wie es durch politiſche Eintracht die überſchwengliche Macht ſeiner Feinde beſiegt hat, auch im Verein ſeiner geiſtigen Kraft, durch Tiefe der Bildung, Reichthum der Wiſſenſchaft und weit verbreitete Aufklärung den noch ſchönern Sieg der Humanität erringen. Nie ſind die Zeiten einer großen und edeln Begeiſterung, nie iſt die Beſiegung drohender Gefahren, nie iſt ein Kampf der Freyheit gegen willkührliche Gewalt ohne herrliche Folgen für die geiſtige Erhebung der Völker geblieben. Sie werden auch in einem Volke nicht mangeln, das ſich ſchon lange her durch Wiſſenſchaft und Kunſt, gerechte Schätzung alles Guten, Erfindſamkeit, Forſchungsgeiſt und redlichen Fleiß unter den Völkern Europa's ausgezeichnet hat. Nichts was ſchön und gut, nichts was edel und nützlich iſt, wie weit es auch durch Räume und Zeiten getrennt ſeyn mag, liegt ihm zu fern; und auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt kennt es keine Vorliebe, keine Mißgunſt und Neid. Und wenn ſich einige unſerer Nachbarn nur in dem Widerſcheine einer untergegangenen Zeit ſonnen, die, je weiter ſie zurückweicht, immer weniger Licht und Wärme verleiht, rollt ſich über der deutſchen Erde ein Himmel voll Licht auf, an welchem ohn' Unterlaß die untergehenden Geſtirne durch neue

erſetzt werden. Dieſer Ruhm gehört dem ganzen Vaterlande an, und es iſt kein Theil deſſelben, wie verſchieden auch an Religion, Sitten und Mundart, der nicht hieran ſeinen gebührenden Antheil fordre. Möchte ſich doch auch hierin der deutſche Sinn immer mehr befeſtigen, und von der Eiferſucht, die in frühern Verhältniſſen Deutſchlands Völker von einander hielt, nur der edlere Wetteifer übrig bleiben, auf der Bahn des Guten und Rühmlichen gleichen Schritt mit den Beſten zu halten, das Gute, wo es ſich auch finden mag, nach Würden zu achten, das Vaterland durch jede Art rühmlicher Anſtrengung zu ehren, und ſo durch Wiſſenſchaft, Wahrheitsliebe, Bildung und Humanität dem deutſchen Nahmen bey allen Völkern der kultivirten Welt Achtung zu ſchaffen.

Mit ſolchen Wünſchen und Hoffnungen, deren Erfüllung uns dieſe glorreiche Zeit verheißt, wenden wir uns wiederum mit gerührtem und dankbarem Herzen zu den Gräbern der Tapfern, welche an den Pforten dieſer Zeit ruhmvoll gefallen ſind. Sie haben ihres Theils des Vaterlandes geſunkene Ehre gerettet, es ihren Freunden theurer, und den Feinden furchtbar gemacht. Sie haben den Vorwurf von uns entfernt, daß wir die Freyheit zwar in Worten und Schriften zu preiſen, in der That und Wahrheit aber nicht zu erhalten verſtänden; und indem wir den Muth und die Tha-

ten vergangener Jahrhunderte zwar in Schulreden bewunderten, aber nicht nachzuahmen wagten, an unſrer eignen Tugend zu verzweifeln ſchienen. Mit der Rettung des Vaterlandes haben ſie auch das Zeitalter von der Schmach ſclaviſcher Ergebung in fremde Gewalt gerettet, und ſind den kommenden Jahrhunderten ſelbſt ein Muſter und Beyſpiel der Nachahmung geworden *). Sie haben uns gelehrt, daß, wenn auch nicht der einzelne Menſch, doch ganze Vôlker „Meiſter ihres Schickſals" ſind, und daß ein Volk, wie beklommen auch immer ſeine Lage ſeyn môge, nicht verlohren iſt, wenn ſich noch reiner Muth in der Bruſt einer unverdorbenen Jugend regt. Dieſer Muth der Jugend war es, der in dem Gewirr der Verhâltniſſe das Rechte ergriff, und mit den Flammen ſeines Unwillens die Gerûſte der Tyrannei zerſtôrte. Sie war es, die auch dem zagenden Alter Vertrauen und Stârke gab, die Vâter begeiſterte, und die Herzen der Mûtter mit einem hôhern Gefûhl als der Zârtlichkeit mûtterlicher Liebe erfûllte. Wenn vorher Kinder zu haben ein Unglûck ſchien, und ihr Loos in dem unterjochten Lande nur Thrânen erregte; wenn ſogar die Gebrechlichkeit der Sôhne

*) Non omnia apud priores meliora; sed nostra quoque aetas multa imitanda posteris tulit. Tacit. Ann. III. 55.

für eine Wohlthat des Himmels gehalten wurde; ſo wünſchten ſich, als die unerſchrockne Jugend das Joch zerbrach, tugendhafte Mütter zu ihrer Fruchtbarkeit Glück; die Väter ſandten was dem Dienſte der Tyrannei entronnen war, freywillig zu dem Banner der Freyheit; und wenn das Schickſal der Schlacht das Leben edler Jünglinge mähte, prießen ſich ihre Hinterlaſſenen glücklich, dem Vaterlande muthvolle Vertheidiger geſendet zu haben. In die Gemüther der Streiter aber war der alte Sinn der Germanen zurückgekehrt, ſich mehr zu entſetzen vor den Trophäen der Feinde, als vor Wunden und Tod *). Denn wie unter allen Uebeln, welche die Tyrannei edeln Menſchen zufügen kann, der Tod das kleinſte iſt; ſo iſt er auch gegen die Güter der Freyheit gehalten, ein billiger Preis. Knechtſchaft und die Feigheit, welche ihr anhängt, iſt ein tauſendfacher Tod; und kein wackres Gemüth mag, wenn das Licht der Tugend und des Geiſtes gewichen iſt, in den feuch-

*) Tacit. Annal. II. 18. Miles struxit aggerem et in modum tropaeorum arma, subscriptis victarum gentium nominibus, inposuit. Haud perinde Germanos vulnere, luctus, excidia, quam ea species dolore et ira adfecit.

ten Grüften eines ſolchen Lebens dauern. Mit ſolchen Gefühlen ſtarben unſre Mitbürger an den blutigen Tagen ihres Ruhms, und hinterließen uns, mit dem Andenken an ihren Tod, das Erbtheil ihrer Geſinnungen. Sie rufen uns aus ihren Gräbern zu, nicht übermüthig zu werden und nicht einzuſchlummern im Glück *); nicht der Hand die Waffen, und nicht dem Herzen den Abſcheu der Willkühr entſchlüpfen zu laſſen; ſondern die Güter, welche uns zu Theil geworden, durch ſtandhaften Willen und Verachtung jeder Gefahr, auf unſre Kinder und Enkel fortzupflanzen. Nur dann aber wird dieſes Erbe dauernd ſeyn, wenn wir dem kriegerſchen Muthe reine und reiche Quellen in der Gerechtigkeit und Ordnung eröffnen; wenn wir uns ſelbſt achten, die Stimme der Verführung fliehen, und, weil auch das edelſte Gemüth ſich ſelbſt entwendet werden kann, uns nur zu den Beſten und Edelſten halten. Laſſet uns Frankreichs Geſchichte mit unauslöſchlicher Schrift in die Herzen geſchrieben ſeyn, und indem wir in ihr die Hand des Allmächtigen demüthig und bewundernd erkennen, laſſet uns die ſchlüpfrigen Wege fliehen,

---

*) Secundae res acrioribus stimulis animos explorant, quia miseriae tolerantur, felicitate corrumpimur. Tacit. Hist. I. 15.

auf denen jenes Volk zum Verderben hinabglitt! Laſſet uns die Fürſten ehren, die Gott uns gab; aber noch mehr als ſie den König der Könige, und die erhabenen Geſetze, die er uns durch unſer eigenes Herz zurufen läßt. Nie mögen Deutſchlands biedre Fürſten das Ungerechte von uns fordern; aber wenn es gefordert würde, ſo ſey es fern von uns, durch ſchimpfliche Willfährigkeit das Unrecht zu theilen, und als Werkzeuge eines böſen Willens die höchſte Würde zu erniedriegen, indem wir ihr zu dienen ſcheinen. Denn alles Böſe kehrt ſich gegen ſich ſelbſt, und die Macht iſt, wie die Freyheit, nur ein tückiſches Trugbild, wenn ſie nicht aus der Tiefe eines harmoniſchen Gemüthes entſprungen, durch ſittliche Würde geadelt und geſichert wird. Gewaltherrſchaft untergräbt den Thron; aber auch die Freyheit zerſtört ſich, die ihrer Pflichten uneingedenk, nur auf Rechte trotzt. Trotz liegt dem Frevel nah, und Uebermuth iſt der Vater des Verderbens, wie die Zügelloſigkeit deſſen Mutter iſt. Laſſet uns alſo feſt glauben, daß die goldne Zeit nur dann zu den Menſchen herabſteigt, wenn Gerechtigkeit, Güte und Weisheit den Thron ſchmücken, und ein tapfres, geſittetes und frommes Volk die Stufen des Thrones umringt; wenn jeder, von ſeiner Pflicht erfüllt, ſich ſeiner Rechte durch Rechtlichkeit würdig zeigt; wenn ſich alle um den Altar des gemeinen Weſens froh

und brüderlich verſammeln, und jeglicher mehr um die Tugend, als um der Tugend Belohnungen eifert. Zu ſolchem Eifer ermahnt uns die jetzige Zeit, Frankreichs Geſchichte, unſre Siege und die Gräber der Gebliebenen. Darum, o ihr Väter und Mütter, führet eure unmündigen Kinder zu den Wahlſtätten, die mit gebleichten Gebeinen bedeckt, die Geſchichte unſrer Schmach und unſers Ruhmes erzählen. Sagt ihnen an dieſen ewig denkwürdigen Stellen, wie wir durch innern Unfrieden, engherzige Eiferſucht, Mangel an Zutrauen, Misbrauch der Gewalt und ungerechte Habſucht in die Hände eines fremden Beherrſchers gefallen, welcher, mit Verheißungen, wie mit Würfeln ſpielend, uns zuerſt durch unſre eignen Fehler beſiegt, durch ſcheinbare Erhebung erniedrigt, und dann ſo unterjocht habe, daß wir unſer eignes Grab wühlen, und in daſſelbe Leben und Ehre, und alle Güter des Glücks und der Freyheit werfen mußten [43]). Wenn dann ihre zarten Herzen über des Vaterlands Erniedrigung bluten, dann ſagt ihnen, wie das Uebermaaß des Uebels Gutes erzeugt und den zurückgeſcheuchten Muth wieder erweckt habe; wie zuerſt an den Ufern der Spree und Oder die Flammen der Freyheit zum Himmel gelodert, wie ein großer und edler Wille alle Stände ergriffen, der Boden des Vaterlandes erglüht, und, von der Nordſee bis zum adriatiſchen Meer,

von der Weichſel bis an den Rhein, Krieger aus ſeinem Schooße gebohren, unerſchrocken, mit Muthe geharniſcht, glühend von Vaterlandsliebe und Fremdenhaß, das Schrecken der Feinde und die Gründer einer neuen Zeit. Erzählet euren Söhnen, wie dieſe Tapfern auch im Nachtheil unbeſiegt, in ihren Niederlagen ſelbſt dem vordringenden Feinde ſeinen nahen Untergang verkündigt, dann durch glänzende Siege ſeine Hoffnungen zerſtört, das Gebäude der Gewalt und des Trugs, vieler Jahre Werk, niedergeſtürzt, den Raub ihm entriſſen, den Zwingherrn von Thron geſtoßen und Europa befreyt haben. — Schreibet dieſe Geſchichte mit glühenden Worten in ihre zarte Bruſt, damit, wenn das ſtolze und unheilbare Volk, das ſchon jetzt ſeine Niederlagen vergißt oder abläugnet, ſich von neuem erkühnt, den Boden von Deutſchland zu beflecken, die germaniſche Jugend, ſtark durch die Erinnerung an fremde und das Gefühl der eignen Tugend, in ihrem Unwillen aufſtehe, und den übermüthigen Feind in die Fluthen des zürnenden Rheins zurückſtürze.

Und möge in dieſen ſchönen Tagen der Feſte kein Deutſcher ſeyn, der nicht an dem Altare des Friedens und in ſeinem eignen Herzen den heiligen Schwur brächte: treu zu ſeyn den Sitten des Vaterlandes, die Freyheit zu ehren über Alles, der Obrigkeit zu gehorchen, Gerechtigkeit zu hand=

haben, und die errungenen unſchätzbaren Güter durch Mäßigung und Muth zu bewahren!

Und ihr, Lehrer der Jugend, erfüllet die Gemüther der euch Vertrauten mit herzlicher Liebe zu dem heimiſchen Land, indem ihr ihnen was es nur herrliches in ſeinen Grenzen hat, vor Augen ſtellt; erſtlich, die unverächtlichen Gaben der Natur; dann der Völker eigenthümliche Tugenden; am meiſten aber die ſchönen Thaten der Fürſten und Bürger zu aller Zeit. Wer irgend ſein Leben für die gemeinſame Sache und den Ruhm des Vaterlandes daran ſetzte, müſſe von euch geprieſen werden; vor allen aber die, welche in dieſem heiligen Krieg den rühmlichſten Tod geſtorben ſind. Ihr werdet ſie aber am beſten preiſen, wenn ihr die Geſinnungen, mit denen ſie ſtarben, in den Herzen der Jugend erweckt und nährt; und die Jugend wird ſie am ſchönſten ehren, wenn ſie mit ihnen in Muth und Entſagung wetteifert.

Anmerkungen und Zugaben.

1.

Wie Othryades der Spartaner, welcher ſterbend auf der Flur von Thyrea das Siegeszeichen errichtete, und es mit dem Blute beſchrieb, das aus ſeinen Wunden ſtrömte. Ein Epigramm des Simonides feyert dieſe ruhmvolle Begebenheit:

Wir, die Dreymalhundert, o Vaterland, kämpften mit gleicher
Zahl um Thyreas Flur, Sparter mit Inachos Volk.
Ohne zu wenden das Haupt, da, wo wir die Ferſen geſtützet
Bey dem Beginnen der Schlacht, ſanken wir nieder in Staub.

Sieh, das männliche Blut des Othryades ruft
von dem Schild her
Jeglichem: Thyrea, Zeus, ward den
Spartanern zu Theil.
Floh ein Archiver des Todes Geſchick, ſo war er
Adraſtos
Enkel. Nicht Lebens Verluſt, Flucht iſt
dem Sparter der Tod.

2.

„Der Kaufmann eines ungebildeten Zeitalters iſt kurzſichtig, betrügeriſch und lohnſüchtig; aber mit den Fortſchritten und dem vollkommneren Zuſtande ſeiner Kunſt, erweitern ſich ſeine Anſichten, ſeine Grundſätze werden befeſtigt, er wird pünktlich, liberal, zuverläſſig und unternehmend; in der Periode allgemeiner Verdorbenheit, beſitzt er allein jede Tugend, und vermißt nichts, als die Kraft, ſeine Erwerbungen zu vertheidigen. Er bedarf keine Hülfe vom Staate, außer den Schutz deſſelben, und oft iſt er für ſich allein das einſichtsvollſte und achtungswürdigſte Glied des Staates." Fergusons Hiſtory of civil Society. P. III. Sect. IV. P. 218. ed. Baſil. „Das Ge-

ſchäft des Kaufmanns in einem beſchränkten Kreiſe ausgeübt, bringt aus Unfähigkeit oder Abneigung zu andern Beſchäftigungen, mit einem Verlangen nach einem den Mitteln unangemeſſenen Gewinn, den Krämergeiſt hervor, der mit Recht als egoiſtiſch und einer edeln und uneigennützigen Denkungsart widerſprechend gemisbilligt wird. Aber wenn der Handel von einer großen und aufgeklärten Nation getrieben wird, bey der die Wiſſenſchaften und die Künſte, die Gewerbe und der Ackerbau ſich in dem Maaße vervollkommnen, als die Handelsberechnungen ſich erweitern, dann führt er nothwendig zu edlern Anſichten, und macht weltbürgerlich. Nicht allein um blühend zu ſeyn, bedarf es des Friedens und der Freyheit, ſondern einem vorzugsweiſe handelnden Volke liegt daran, daß auch die andern dieſer Güter genießen.“ A. W. v. Schlegel über das Continentalſyſtem. S. 72. f.

3.

Wie im Junius 1790 die unnütze, nur Erbitterung erregende Verbrennung und Zerſtörung aller Adelsbriefe, Urkunden, Stammbäume, Wappen

und andrer Inſignien des Adels, nachdem dieſer ſchon auf ſeine Vorrechte Verzicht gethan; im März 1791 der im Palais royal gegen den Papſt inſtruirte Prozeß, und die Verbrennung einer lächerlichen Puppe, die ihn vorſtellte; ſpäterhin (im November 1793) der Zug der Soldaten, die das Begräbniß des Fanatismus feyernd, mit Stolen und Biſchofsmützen geſchmückt, vor den Schranken des National-Conventes erſchienen, mit den heiligen Gefäßen unter einem Baldachin, bey deſſen Erſcheinung die Melodie, Ah le bel oiſeau, angeſtimmt wurde; um dieſelbe Zeit das Feſt der Vernunft, vorgeſtellt durch eine Tänzerin, die im Nat. Conv. ihren Platz an der Seite des Präſidenten nimmt, und von ihm und ſeinen Secretären unter ſchallendem Beyfall den Bruderkuß empfängt. Und dieſes und ähnliches geſchah zu einer Zeit, wo Ströme von Bürgerblut an den Grenzen und in dem Innern Frankreichs floſſen!

4.

Die nachdrücklichen und oft wiederholten Betheurungen, mit denen Bonaparte auf jeder Stufe zur Alleinherrſchaft, ſeine unverbrüchliche Anhänglichkeit

an die Republik und die großen Grundſätze der Revolution betheuert hat, rückt ihm Carnot in der, auch noch jetzt höchſt leſenswerthen Rede vor, in welcher er gegen Bonapartes Erhebung zum Kaiſer proteſtirt. Es gab längſt keine Freyheit und keine Volksrepräſentation mehr, als er noch immer dieſe Worte im Munde führte, um die Leichtgläubigen und Schwachen zu berücken, die ihren Antheil an der Herrſchaft eben ſo leichtſinnig in die Hand des Feldherrn niederlegten, als ſie ihn den Händen des Königs entwunden hatten. Bonaparte unterließ nicht, das Opfer, welches er bringe, indem er ſich mit der Sorge für das gemeine Wohl von Frankreich belaſte, in ſeinen Reden geltend zu machen, und in zahlreichen Adreſſen des Volkes, kehrte der Wiederhall dieſer Reden von allen Gegenden Frankreichs zu den Stufen des Thrones zurück. Gern vernahm es der erſte Conſul, wenn der Redner des Drom-Departements zu ihm ſagte: „Freyheit, Gefühl großer Seelen, du ſo oft entweiht, ſo oft verkannt, du haſt dich endlich mit der Milde und Dultung neben den Mann niedergelaſſen, den die Gottheit erwählt hat, über Frankreich zu herrſchen (règner). In einer Adreſſe des Land-De-

partements, in welcher es heißt: Der franzöſiſche Geiſt war erloſchen. Wir waren nicht mehr jenes Volk, jenes Muſter aller Völker. Sie haben es wieder hergeſtellt. Die franzöſiſche Nation iſt Ihr Werk, und Sie betrachten ſie heute von dem Gipfel ihres Ruhmes herab." — enthalten die letzten Worte zugleich einen Charakterzug des Mannes, an den ſie gerichtet ſind, und des Volkes, das ſie ausſpricht.

5.

Dieſer Ausdruck, von dem Revolution-Schwindel als ein Verbrechen der Könige gebrandmarkt, wurde von dem erſten Conſul verſuchsweiſe gewagt; dem Kaiſer ward er geläufig. Der rechtliche deutſche Bürger hält ſich durch dieſen Ausdruck nicht erniedrigt; er verlangt nicht ſeinem Fürſten gleich zu ſtehn; ja, aus Religion iſt er unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Die Koryphäen der Revolution deuteten dieß dem edeln Volke zur Schande. „Der Deutſche, ſagte Merlin von Thionville (Jan. 1794. Moniteur. nr. 110.), zum Joche gebildet, zieht in ſeiner Gefühlloſigkeit die ſtille

Ruhe der Knechtſchaft der Freyheit vor.“ Und ein anderer behauptete (Moniteur. 1794. nr. 119.), die Menſchheit ſey in Deutſchland abgeſtumpft durch die monſtröſe Föderation des deutſchen Reichs.

6.

Quod ad eum finem memoravimus, ut, quicunque casus temporum illorum noscent, praesumtum habeant, quoties fugas et caedes jussit princeps (Nero), toties grates deinde actas, quaeque rerum secundarum olim, tum publicae cladis insignia fuisse. Tacit. Annal. XIV. 64. Als durch einen organiſchen Senatsbeſchluß vom 14. Jul. des Jahrs X. (Articl. XLV.) die Freyheit der Staatsgefangenen einer gänzlichen Willkühr Preis gegeben war, eilten alle öffentlichen Autoritäten dem erſten Conſul für die Wohlthat zu danken, „daß er das große Problem der Revolution gelößt, alle Einwohner Frankreichs frey und der Freyheit würdig gemacht, ihnen allen die Ausübung ihrer Rechte geſichert, und die Wohlthaten der Revolution auf immer befeſtigt zu haben.“ Wie oft iſt dieſes falſche Spiel in der Folge erneuert worden!

7.

Der Milde des Königs, ſeiner Klugheit und Mäßigung wird die Geſchichte das gebührende Lob nicht verſagen; von denen aber, die mit ihm zurückkehrten, oder die, als dem Throne angehörig, ſich abſondernd von der Nation, zu dem Könige wendeten, können jene Tugenden nicht in gleichem Maße gerühmt werden. Ihr abſichtliches Verkennen der neuen Verhältniſſe, der Uebermuth, mit dem ſie jetzt, und erſt jetzt auf die Feldherren und Staatsmänner der geſtürzten Regierung herabſehen, ihr offenes Streben, die Revolution rückgängig zu machen, und unter dem Schutze fremder Autorität die mit ſo vielem Blute ausgetilgten Misbräuche zurückzuführen, rief ein Jahr nachher, als dieſe Rede geſchrieben war, den verbannten Kaiſer nach Frankreich zurück, gab ihm ohne Schwerdſtreich die Zügel der Regierung noch einmal in die Hand, und erneuerte das zweifelhafte Spiel des Kriegs. Daß die Würfel noch Einmal für den König fielen, daß Ein großer Sieg das blutige Drama für immer endigte, war nicht das Verdienſt derer, die es verſchuldet hatten.

Wenn übrigens in dieſem Abſchnitte der Rede

nur des Uebermuthes der Revolution und der kaiſerlichen Regierung erwähnt wird, mit Uebergehung deſſen, was von der andern Seite verſchuldet worden; ſo war dieſes der Veranlaſſung des Ganzen und ſeinem Zwecke angemeſſen. Das große Trauerſpiel ſchien geendigt, als dieſe Schrift abgefaßt wurde; alle Blicke waren auf ſeinen Ausgang gerichtet; ein großer Jubel erſcholl durch alle Grenzen von Europa; und es ſchien mir, daß in dieſem Jubel die Freude befriedigter Rache ſtärker und herrſchender ſey, als das religiöſe Gefühl. Darum hielt ich es nicht für unſchicklich, in dem Schickſale der Beſiegten vornehmlich auf die Sünde hinzudeuten, zu der ſich die Menſchen im Genuſſe des Glücks nur allzu leicht hinneigen; wobey es an einigen Grundſtrichen und an der Erwähnung einiger Thatſachen genügte, die von ſelbſt an das Nahliegende und Verwandte erinnern konnten. Die weitre Ausführung mußte der Geſchichte überlaſſen werden. Dieſe wird einſt den unſeligen Wettſtreit des Uebermuthes in dieſer ewig denkwürdigen Zeit nicht überſehen, und die heilige Nemeſis entſchleyern, die ſich in ihr allen, die ſehen wollen, mehr als je, überall und auf allen Seiten kund gegeben hat.

8.

Es iſt nie zu erwarten, daß durch eine Verände=rung der Verfaſſung eines Volkes auch ſein, durch lange Gewohnheit gebildeter, Character plötzlich umgeſchaffen werde, und was die Franzoſen nach dem Ausbruche der Revolution in dieſer Rückſicht von ſich rühmten, that ſich bald genug als Täuſchung kund. So ſehr ſich die größere Anzahl der Vortheile erfreute, die ihr aus der Vernichtung drückender Misbräuche etwuchs, ſo gering war doch die Zahl derer, die auch die Laſten der Freyheit zu ertragen geneigt waren. Die meiſten entſagten daher wahrſcheinlich mit Vergnügen der Ausübung läſtiger Rechte, welche die Alleinherrſchaft in ſich aufnahm; und die übrigen liebten doch die Freyheit nicht genug, um dem Despotismus ſtandhaften Widerſtand zu thun *). Die

*) Les vices que la molesse, le luxe, 'avarice et une ambition servile ont fait contracter aux Français depuis le règne de Louis XIII, ont tellement affaisé leur âme, qu'ayant ancore assez de raison pour craindre le despotisme, ils n'ont plus assez de courage pour aimer la liberté. Mably Obss. sur l'Histoire de France. Livre VIII. 8. Tome VI. p. 213.

wenigen Stimmen, die vor der neuen Gefahr warnten, als man ſich ein Unterpfand der Sicherheit nach dem andern entreißen ließ, waren die Stimmen der Kaſſandra; das Volk ſtürzte ſeinem Verhängniſſe und dem Joche des Alleinherrſchers zu. Manchen gereute wohl ihre Willfährigkeit zu ſpät, und zu ſpät wollten ſie warnen, als das Uebel ſchon unheilbar war. So ſchrieb Camille Jordan, ein edler Mann, nachdem das lebenslängliche Conſulat decretirt worden, es ſey dieſes in der feſten Ueberzeugung geſchehen, der erſte Conſul werde ſeiner Gewalt ſelbſt Schranken ſetzen, und in dem Schooße der Nation eine wahrhaft nationale Gewalt bilden, durch welche Geſinnungen jenes Decret eben zu einem ſtillſchweigenden Vertrage zwiſchen der Nation und ihrem Vorſteher werde. Da es aber eine Cabale von niederträchtigen Schmeichlern gebe, die alle Ideen von Schranken verabſcheue, und ſich ſchon ihres nahen Triumphs zu rühmen wage, ſo wären es ſich die guten Bürger ſchuldig, das Intereſſe des Volkes und ſeines Vorſtehers öffentlich auseinander zu ſetzen. — Er kömmt dann auf den Vorwurf, daß die franzöſiſche Nation der Freyheit un-

fähig ſey — ein Vorwurf, den die Freunde des Despotismus in Frankreich ſelbſt geltend zu machen ſuchten, und ſchiebt ihn der monarchiſchen Regierung zu: „Wer hat endlich dieſe verdorbenen Sitten verſchuldet? Vor allen die Willkühr. Wer wird ſie fortdauernd machen? Vor allem die Willkühr, durch jenen Mangel an Feſtigkeit in allen Regeln des Lebens, durch Mangel an Schätzung der Tugend, durch das Stillſchweigen der Meynung durch Herabwürdigung des Characters. — Welch' eine Art Fehler zu verbeſſern, indem man alles wieder einführen will, was ſie begünſtigt?" Weiter hin erinnert er Bonaparten an die Ehre, den Ruhm, den er auf das Spiel ſetzt, und dem er nur durch freye Beſchränkung ſeiner Macht ein dauerndes Leben bey der Nachwelt ſichern könne. „Er wird nicht, ſetzt er hinzu, wie ein gemeiner Eroberer, blos ſeinen Namen auf Trophäen ſchreiben, ſondern in großen und ſchönen Einrichtungen ſeine Seele ſelbſt abdrücken u. ſ. w." Und da ſchon damals der Gedanke der Erblichkeit verbreitet wurde, ſagt Jordan — das Verdammungsurtheil über ſeine Nation zum Voraus ausſprechend: „Es wäre der höchſte Gipfel der

Schaamloſigkeit einer kleinen Anzahl von Schmeichlern, wenn ſie uns jenen Vorſchlag zu thun wagten; ſo wie von unſerer Seite der Gipfel von Niederträchtigkeit und Unbeſonnenheit, wenn wir eine neue Erblichkeit genehmigten, ohne zugleich alle gehofften Reformen durch eine feyerliche Conſtitution befeſtigt zu ſehn — und uns auf ſolche Weiſe, uns und unſere Nachkommen, der Willkühr eines Nachfolgers von Bonaparte Preis zu geben, der uns hinter ſeinem Wagen her in wahnſinnige Kriege ſchleppte, der uns im Frieden mit der Laſt ſeines übermüthigen Luxus erdrücken, und über dieſes geſegnete Land die doppelte Nacht des Aberglaubens und Despotismus verbreiten, und uns ſo gefeſſelt, herabgewürdigt, in Staub getreten, den Blicken der beſiegten Völker bloßſtellen könnte." Zuletzt proteſtirt er noch ausdrücklich gegen den Vorſchlag, „mit dem, wie man ſage, einige Hofſchranzen umgingen" Bonaparte den Titel eines Kaiſers der Gallier zu geben: „kein Name, der den Sinn des Oberhauptes aufblähen, den Regierten herabwürdigen, und beyde ihr urſprüngliches Verhältniß vergeſſen machen kann!" Eitle Warnungen! Hatten doch

die Franzoſen in ihrer Freude über die erſten heilſamen Schritte der conſulariſchen Gewalt, Bonaparte in ihren Adreſſen beſchworen, nichts zu hören als ſeine Gewalt! — Hatten ſie ihm doch geſchrieben: Général Consul! Plus le peuple français vous accorde de pouvoirs, plus il augmente la masse de sa félicité. Votre gloire et notre amour, vos vertus éclatantes et notre devoûment sans bornes, voilà le fond du pacte social! — Dieß war nicht die Sprache freyer Bürger oder ſolcher, die es zu ſeyn verdienten.

9.

So ſchrieb er in jenem berühmten Manifeſt in Aegypten: Je pourrais demander compte à chacun de vous des sentimens les plus sécrets de son coeur; car je sais tout, même ce que vous n'avez dit à personne; mais un jour viendra, que tout le monde verra avec évidence, que je suis conduit par des ordres superieurs, et que tous les efforts des humains ne peuvent rien contre-moi. S. Collection générale des Lettres, Proclamations, Discours etc. de Napoléon le Grand. par Chr. Aug. Fischer. Tome I. p. 67. f.

10.

„Welchem Fürſten fiel damals (im Anfange des XVten Jahrh.) ein, daß ſich ein Reich durch die allzu große Ausdehnung ſeiner Grenzen ſchwächt, und daß es durch Eroberungen, wie glänzend ſie auch ſcheinen mögen, ſeinen Verfall und Untergang beſchleunigt? Selbſt jetzt noch, nach ſo vielen Erfahrungen, die uns hätten aufklären ſollen, verkennen wir dieſe wichtige Wahrheit; oder wenn ſie einigen Philoſophen bekannt iſt, welche die Natur der Regierung und der Geſellſchaft ergründet haben, ſo iſt ſie doch in den Cabinetten der Fürſten unbekannt.“ Mably Rem. sur l'Hist. de Fr. Tome V. p. 103. Auch Bonaparte ſelbſt, oder doch ein in ſeinem Sinne abgefaßter heftiger Aufſatz gegen England (im Moniteur. an IX. Pluv. 20.) eifert weiſſagend gegen die Gefahr ehrgeiziger Ausdehnungen; aber ſeine Weiſſagungen haben ſich gegen Frankreich gekehrt: „Alle Völker des feſten Landes, heißt es dort, haben Grenzen, die ſie ohne Gefahr nicht überſchreiten können. Ueberſchreiten ſie dieſelben, ſo ſchwächen ſie ſich. Die Natur, ſtärker als ihr Ehrgeiz, führt ſie, nach allen Anſtrengungen, wieder zwiſchen die Meere, Flüſſe und Gebirge zurück,

die ſie ihnen zur Grenze beſtimmt hatte. Ohnehin können ſie ſich nicht ſchlagen, ohne ſich wechſelſeitig zu erſchöpfen; ſie büßen ihre Siege wie ihre Niederlagen."

11.

In einem anonymen Artikel des Moniteur (1802. 5 Nov.), in welchem man Napoleons Stil erkennt, heißt es: Il serait plus facile aux vagues de l'océan de déraciner le rocher qui en brave la fureur depuis quarante siècles, qu'à la faction ennemie de l'Europe (die engliſche Regierung) de ranimer la guerre et toutes ses fureurs au sein de l'Occident, et surtout de faire pâlir un instant l'astre du peuple français.

12.

Eine Sammlung ſolcher Ausdrücke und Wendungen würde ein Buch füllen, und dieſes Buch würde der Codex ausgeſuchter Schmeichelkünſte ſeyn. So wie an dem Hofe Ludwig des XIV. diejenigen, welche in den Augen der Regierung die meiſten Fehler gut zu machen hatten, ſich der Selbſterniedrigung am meiſten

beeiferten (Mably Obs. sur l'histoire de Fr. L. VIII. 7. Tome VI. p. 206.), ſo waren es jetzt die Enthuſiaſten der Revolution, oder die, welche der Vorliebe für republicaniſche Formen verdächtig waren, die ſich in jenen Künſten zu überbieten ſuchten. Als den 30. April 1804 im Tribunat über die erbliche Kaiſerwürde berathſchlagt wurde, rief Duveyrier aus: „Bonaparte allein widerſteht noch! Er zaudert! kann er zaudern? Darf er es? Von hier aus gelange mit dem Willen der Nation das unveränderliche Gebot des Schickſals an ihn. Wir fordern heute den feyerlichen Vertrag, der 1789 verlangt und verſprochen wurde. Die Zeit iſt gekommen, wo die dritte Dynaſtie aus dem Buche der Erblichkeit getilgt, das Geſchlecht Carls des Großen hevortreten läßt, welches Rache fordert, und einen Nachfolger, würdig der drey Helden, die es gegründet haben." Und da Carnot in einer oben erwähnten Rede zu verſtehen gegeben hatte, daß Bonaparte den Kaiſerthron lange in Augen gehabt und ſeine Erhebung vorbereitet habe, erwiederte Carrion Niza: „Der erſte Conſul ſey der letzte geweſen, der in dieſe Art von heiliger Verſchwörung zu Gunſten des Vaterlandes

eingegangen; aber er habe dem Willen des franzöſiſchen Volkes gehorchen müſſen. Die öffentliche Stimme habe ihn gezwungen, endlich die Adreſſen bekannt zu machen, die, mit dieſem Willen erfüllt, ſeit ſechs Monaten aus allen Theilen der Republik an ihn gelangt wären.“ So nahm die Knechtſchaft die Maske alter trotziger Freyheit vor; und es iſt kein großes Wunder, wenn Bonaparte ein Volk verachtete, dem die Knechtſchaft ein ſolches Bedürfniß ſchien. Caeterum tempora illa adeo infecta et adulatione sordida fuere, ut non modo primores civitatis, quibus claritudo sua protegenda erat, sed omnes consulares, magna pars eorum, qui praetura functi, multique etiam pedarii senatores certatim exsurgerent, foedaque et nimia censerent. Memoriae proditur, Tiberium, quotiens curia egrederetur, graecis verbis in hunc modum eloqui solitum: O homines ad servitutem paratos! scilicet etiam illum, qui libertatem publicam nollet, tam projectae servientium patientiae taedebat. Tacit. Annal. III. 65.

13.

Aeschylus Perser. V. 590.

Nicht mehr bewachet der Zunge
Rede das Volk. Denn befreyt vom
Joche der Uebermacht ſpricht es
Dreiſt des Herzens Gedanken aus.

14.

Als jemand den athenienſiſchen Schauſpieler Neoptolemus fragte, was er in den Werken der Tragiker vornehmlich der Bewundrung werth halte, antwortete er: Wenig oder nichts; wohl aber das Schickſal des Makedoniſchen Philippus, welcher zu Pella bey der Vermählung ſeiner Tochter als der dreyzehnte der großen Götter ausgerufen, und Tags darauf ermordet wurde! — Um vieles denkwürdiger iſt Napoleons Geſchick. Auch er konnte ſagen:

Wir fühlten uns nicht zu gering, die Hand
nach einer Königskrone zu erheben.

aber er darf nicht hinzuſetzen:

Wir denken königlich,
und achten einen freyen muthigen Tod
anſtändiger als ein entehrtes Leben.

* * *

Daß Napoleon die Bürde ſeines Lebens ertragen, und ſich, nachdem er der Welt Geſetze vorgeſchrieben, willig in den Kerker des unfruchtbaren Elba begeben hatte, wurde ihm damals in Frankreich, wie im Auslande, von Vielen zur Laſt gelegt; und der Verfaſſer dieſer Rede war deſſelben Sinnes. Nachdem er aber mit unglaublicher Kühnheit ſeine Freyſtatt verlaſſen, in Frankreich mit wenigen Treuen gelandet, und binnen achtzehn Tagen das Reich von neuem erobert hatte, da mußte man erkennen, daß ihn in dem Augenblicke der furchtbaren Kataſtrophe mehr als die Liebe zum Leben, daß ihn das Vertrauen auf ſich ſelbſt, ſeinen Ruhm und die Zeit aufrecht erhalten hatte. Die Hofnung hatte ihn in ſein Exil begleitet, um ihn noch Einmal zu täuſchen; und wir dürfen mit Gewisheit annehmen, daß ſie ihn auch da nicht verließ, als eine Verknüpfung von Umſtänden, in welcher wir die Hand der göttlichen Allmacht verehren müſſen, ihn zu jenem ewig denkwürdigen Felſen führte, den die Natur ausdrücklich als das Grabmal eines außerordentlichen Mannes aufgethürmt zu haben ſcheint. Gern wollen wir alſo glauben, daß, als er im Unglücke das Leben dem Tode vorzog, er nicht anders gedacht habe, als

jener König von Sparta, der ihm in Glück und Unglück, ſo wie an Kühnheit und Heftigkeit verglichen werden kann, als ihm nach der Niederlage bey Sellaſia der Tod empfohlen wurde: „Mit Unrecht, erwiederte er, hält der ſich für tapfer und mannhaft, welcher das leichteſte aller menſchlichen Dinge ergreift, was ja Allen immer bereit liegt. Den Feinden, fuhr er fort, ſind wohl ſchon beſſere als wir gewichen, vom Glücke getäuſcht, oder von überlegener Anzahl niedergeworfen, wer aber in Mühſeligkeit und Noth verzagt, oder ſich der Meinung Anderer und ihrem Tadel dahin gibt, der wird von ſeiner eigenen Schlaffheit beſiegt. Denn der ſelbſt gewählte Tod ſoll nicht ein Fliehen vor Thaten, ſondern ſelbſt eine That ſeyn. Es iſt ſchimpflich, nur für ſich allein zu leben und zu ſterben; und hierzu forderſt du mich auf, indem du mir räthſt, mich der gegenwärtigen Noth zu entziehn, ohne doch dadurch etwas anderes Schönes oder Nützliches zu wirken. Ich meine aber, daß wir der Hofnung für das Vaterland nicht entſagen dürfen, und erſt wenn uns dieſe verläßt, werden wir, ſobald es uns beliebt, leichtlich ſterben können." Plutarch Leben des Kleomenes, Cap. 31.

15

La régence mit le dernier sceau à notre aviliſsement. On ne crut plus à la probité. L'argent et les voluptés les plus sâles parurent le souverain bien. Mably Obss. L. VIII. 7. Tome VI. p. 209.

16

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ſchrieb ein aufmerkſamer und offenherziger Beobachter der Sitten ſeiner Zeit: „Die Erſchlaffung der Sitten hindert nicht Ehre und Tugend zu rühmen. Die, welche am wenigſten davon beſitzen, wiſſen doch nur allzu gut, wie wichtig es für ſie iſt, daß andre ſie haben. Man würde ehedem erröthet ſeyn gewiſſe Maximen auszuſprechen, wenn man ihnen durch ſeine Handlungen widerſprochen hätte. Die Reden gaben ein günſtiges Vorurheil für die Geſinnungen. Jetzt haben die Reden ſo wenig Bedeutung, daß man bisweilen von einem Menſchen ſagen könnte, er iſt rechtſchaffen, ob er gleich die Rechtſchaffenheit lobt. (Aujourd-hui les discours tirent si peu à consequence, qu'on pourrait quelquefois dire d'un homme

qu'il a de la probité quoiqu'il en fasse l'éloge). Duclos Considérations sur les Moeurs. ch. 3. Oeuvres. Tome 1. p. 58.

17.

Un homme qui en a trompé un autre avec l'artifice le plus adroit et le plus criminel, loin d'avoir des remords ou de la honte, se félicite de son habilité; il se cache pour rëussir, et non pas d'avoir rëussi; il s'imagine simplement avoir gagné une belle partie d'échecs, et celui qui est sa dupe ne pense guère autre chose, si non qu'il l'a perdue par sa faute; c'est de lui-même qu'il se plaint. Le ressentiment est déjà devenu un sentiment trop noble, à peine est on digne de haïr, et la vengeance n'est plus qu'une revanche utile. On la prend comme un moyen de rëussir, et pour l'avantage qui en résulte. Duclos Consid. sur les Moeurs. ch. 3. Oeuvres. Tom. 1. p. 57. Man darf nicht vergeſſen, daß Duclos hauptſächlich die Sitten der guten Geſellſchaft ſchildert.

18.

Le braconnier obscur tue le cerf, le noble chasseur le force, iſt der Grundſätze der Wüſtlinge in großem Stil. Liaisons dangéreuses. Tom. 2.

19.

„Wer nur irgend im Verdachte einer Verbindung mit Royaliſten ſtand, wurde ohne weitere Proceßform niedergeſäbelt. Kein Alter, noch Geſchlecht wurde verſchont. Säuglinge warf man in eben die Flammen, welche die Wohnungen ihrer Eltern verzehrten. Nantes wurde der Schauplatz einer Wuth, an welche eine menſchliche Nachwelt nicht wird glauben können. Die Verdächtigen wurden ausgeplündert, und dann zu Hunderten in platte Fahrzeuge geworfen, und in die Wellen der Loire geſtürzt. Kinder, Greiſe, hochſchwangere Weiber theilten dergleichen Schickſal. Das Tieferſchütternde wurde ein Gegenſtand des Muthwillens und des ſpielenden Witzes. Eine raffinirende Grauſamkeit brachte neue Combinationen hervor, wodurch dieſe Trauerſpiele den Reiz der Neuheit behielten.“ Fr. Buchholz in Girtanners Hiſt. Nachrichten über die fr. Revol. Band 14. S. 435.

20.

S. Moniteur. 1794. nr. 155. und nr. 171. Vergl. Buchholz am angef. Orte. S. 396. fft. — Alles iſt hier aus authentiſchen Berichten der Agenten der Schreckensregierung entlehnt, nicht ein Zug, nicht ein Wort aus den Schriften der Gegner. Auch würde man ſich irren, wenn man in dieſer Stelle unſrer Schrift, die nur ein flüchtiges Bild von der allmähligen, durch unſelige Verhältniſſe bis zum Wahnſinn geſteigerten Entartung der Sitten geben ſoll, ein Urtheil über die Revolution ſelbſt finden wollte. Weder von dem konnte hier die Rede ſeyn, was ſie erzeugt, noch von den Urſachen der Wendung, die ſie genommen, ſondern von einer beſondern Art ihrer Erſcheinung, die, wie die ganze Revolution, durch frühere Verſchuldungen begründet war. Auf dieſe Verſchuldungen iſt hier auch zur Genüge hingedeutet worden. Die Verbrechen, welche aus dieſer Quelle entſprungen, und durch unzählige Einflüſſe der Freunde, wie der Feinde der Revolution genährt worden waren, werden dadurch, daß man ihre Entſtehung erklärt, keineswegs gerechtfertigt; ſie bleiben, wie die Verbrechen Carls des IX und ſeiner Mutter auf den unvergänglichen Blättern

der franzöſiſchen Geſchichte mit blutiger Schrift geſchrieben; aber es würde ungerecht ſeyn, wie wohl von einigen geſchehn iſt, für Unthaten einer außerordentlichen Zeit die ganze Nation auf ewige Zeiten zu brandmarken und ihr unvergänglichen Haß zu ſchwören. It is not fair to judge of the temper or diſpoſition of any man, or any ſet of men, when they are compoſed and at reſt, from their conduct or their expreſſions, in a ſtate of diſturbance and irritation. Edm. Burke's Works. Vol. III. p. 110.

21.

Dieſe Behauptung iſt der ſtrengſten Wahrheit gemäß. Die Schreckensregierung belebte die Hofnungen der Ausgewanderten, die immer auf ein Aeußerſtes geſetzt waren. Die Hinrichtung des Königes, dem ſie nie verzeihen wollten, die Stellvertreter des Volkes berufen und den Rath eines Calviniſtiſchen Miniſters, der nicht einmal ein Franzos war, gehört zu haben, hatte die erwartete Wirkung nicht hervorgebracht, aber ſo lange noch die Robespierre, die Couthon, die Carrier und ihre zahlreichen Genoſſen im Nahmen der

Freyheit und der Republik wütheten, war die Hofnung nicht aufgegeben, daß das durch den Krieg von Außen und die innern Gräuel zur Verzweiflung gebrachte Volk die Monarchie in ihrer alten Geſtalt zurückführen würde. Der Verfaſſer dieſer Schrift erinnert ſich ſolcher Aeußerungen noch ſehr wohl, die denn auch zu dem Verdachte Veranlaſſung gaben, daß das auswärtige Frankreich, wie ein berüchtigter Journaliſt jener Zeit die Ausgewanderten zu nennen pflegte, jene Greuel im Innern durch alle Mittel nährte und ſteigerte. Gewiß iſt, daß ihr Grimm wenig oder kein Mitgefühl für das Unglück ihres Vaterlands in ihnen aufkommen ließ. Als man die Hinrichtung der Prinzeſſin Eliſabeth beſchloß, welcher man kein Verbrechen vorwerfen konnte, als ihre Geburt und die Liebe, die ſie ihrem unglücklichen Bruder bewieſen hatte, ſahen wir einen ausgewanderten Prieſter, welcher das Organ vornehmer Beſchützer war, von der Hofnung beſeelt, daß doch endlich die Hinrichtung dieſer Prinzeſſin eine Gegenbewegung hervorbringen werde. Durch dieſe eitle und grauſame Hofnung wurde das Gefühl menſchlicher Theilnahme in ſeinem Gemüthe erſtickt. Ueberhaupt aber hat wohl die Fata Morgana

der Hofnung ihr täuſchendes Spiel zu keiner Zeit eifriger getrieben als damals, wo kein Ereigniß ſo ſchreckend und zerſtörend war, an dem ſie ſich nicht empor zu ranken verſtand.

22

S. das mit Sachkenntniß geſchriebene Buch: Napoleon Bonaparte und das franzöſische Volk, S. 411. 420. 422. ff. Say erzählt (über den Menſchen und die Geſellſchaft. S. 61.), „er habe einſt zu Napoleon geſagt, daß er das Volk verſchlechtere, und dieſer habe ihm mit feinem Spotte geantwortet: Sie wiſſen alſo nicht, daß man die Menſchen ſicherer durch ihre Laſter, als durch ihre Tugenden beherrſcht?“

23.

In dem Gewerbe der Kundſchafterey war Frankreich ſchon lange das Muſter aller Staaten, die ſolcher Mittel zu ihrer Erhaltung zu bedürfen glaubten, und früh wußte man dieſe ſchändliche Kunſt mit allen Zeichen äußerer Ehre in Verbindung zu bringen. Während der Höhe der Revolution, welche die Immoralität monarchiſcher Politik hart genug gerügt hatte, und

ſie durch republicaniſche Tugend zu bannen vorgab, rief Barrere mit ſchändlicher Prahlerey von der Rednerbühne des National-Convents aus: „Wir haben Spione in Europa und bis nach America. Man kann kein bedeutendes Wort ſagen, ohne daß wir es erfahren. Alles iſt uns bekannt. Es gibt ein Echo in Europa, und dieſes Echo hallt in dem Wohlfahrtsausſchuſſe wieder.“ (Moniteur. 1794. Nr. 161.) Ausgebildet und vervollkommnet ging die ſchmähliche Kunſt in das Kaiſerthum über. Eine Schilderung dieſes Hauptzweiges der hohen Polizey S. in Beckers Leiden und Freuden. S. 119. 183 f. Spieker und Rühs Zeitſchrift für Staaten und Völkerkunde. 2 Stück 178 ff.

24.

Il y a des choses indévinables pour un jeune homme bien né. Comment se défirait-on a vingt ans d'un espion de police qui a le cordon rouge? Chamfort Oeuvres Tome IV. p. 105.

25.

Et priores quidem principes vitiis potius civium, quam virtutibus laetabantur: primum

quod in alio sua quemque natura delectat, deinde quod patientiores servitutis arbitrabantur, quos non deceret esse nisi servos. Plinius in Paneg. c. 45.

26.

Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an dem Hofe einer ſehr geiſtreichen und gebildeten Fürſtin, in deren Umgebung aber nie andre als franzöſiſche Laute gehört wurden, in Gegenwart eines franzöſiſchen Philoſophen (Helvetius) von deutſcher Literatur geſprochen und auch Klopſtock genannt wurde, und die Fürſtin ſagte: Man behauptet, daß dieſer Klopſtock ein großer Dichter ſey; ich weiß es nicht; aber ſo viel weiß ich, daß ich ihn nicht verſtehe ... nahm der Franzos das Wort und ſagte: Vous dites, Madame, que Klopfstock est grand poète et que vous ne l'entendez pas. Cela est contradictoire. Un homme qui ne peut-pas réussir à se faire comprendre par une femme d'esprit telle que vous, ne peut pas être grand poète. Aus dem Geſichtspunkte, in welchem der Philoſoph ſtand, war dieſe Behauptung wahr. Wie hätte er an die Verkehrtheit

glauben können, daß einer deutſchen, in deutſcher Zunge gebohrnen Fürſtin, ihre Mutterſprache wie eine fremde klinge, und daß ſie nur das gemeinſte Deutſch ihrer Bedienten verſtehe? Wie Friedrich der II. der Zeitgenoſſe und Freund jener Fürſtin, das Deutſche ſprach und ſchrieb, iſt bekannt genug. Auch noch jetzt iſt dieſe unglaubliche Verkehrtheit nicht ganz von den Höfen verbannt; und wenn man das Franzöſiſche nur etwas ſchlechter als ſonſt ſpricht, ſo iſt darum die Mutterſprache noch keineswegs in ihre vollen Rechte eingeſetzt.

27.

S. hierüber Kolbens treffliches Werk über den Wortreichthum der deutſchen Sprache, in der Einleitung; und Radloffs kleine, aber gehaltreiche Schrift: Frankreichs Sprach- und Geiſtes-Tyranney über Europa. München, 1814.

28.

So ſelten ſich die Franzoſen unter einander das Verdienſt gut zu ſprechen und zu ſchreiben zugeſtehn, ſo freygebig ſind ſie mit ihrem Lob gegen den ſchüchter-

nen, oder eiteln Ausländer, um ihn zu locken, nur immer ihre Sprache zu ſprechen, und ſich ſo ihnen frey=willig nachzuſetzen. Welche Ueberlegenheit der Ge=brauch der Mutterſprache im Verkehr mit denen gibt, welche dieſe Sprache nur gelernt haben, lehrt der Au=genſchein. „Soll ich Franzöſiſch ſprechen, ſagt Göthe (Werke, 11ter Theil. S. 219.), eine fremde Sprache, in der man immer albern erſcheint, man mag ſich ſtel=len, wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge, und noch dazu ſtockend und ſtot=ternd ausdrücken kann? Denn was unterſcheidet den Dummkopf vom geiſtreichen Menſchen, als daß dieſer das Zarte, Gehörige der Gegenwart lebhaft und eigen=thümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt; als daß jener, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, ſich mit ſchon geſtempelten, hergebrachten Phra=ſen bey jeder Gelegenheit behelfen muß.“

29.

Die Gewalt der Mutterſprache auf Nationalität iſt den Franzoſen keineswegs unbekannt geblieben; Deutſchland war nicht beſiegt, ſo lange es ſeine Spra=che behielt. Im Januar 1794 wurden zuerſt im Con=

vent Maaßregeln beſchloſſen, die franzöſiſche Sprache in den deutſchen Cantonen herrſchend zu machen (Moniteur 1794. Nr. 129). Um dieſelbe Zeit predigte ein Mitglied des Convents, Baudot, im Münſter zu Straßburg: „Innerhalb drey Tagen muß ganz Straßburg franzöſiſch ſprechen, und kein barbariſches Wort mehr gehört werden.“ Beytr. z. Geſch. der franz. Revolution, 5 St. S. 290 f. Wie Napoleon dieſe Winke benutzte, wie man im Königreich Weſtphalen die franzöſiſche Sprache über die Mutterſprache erhob, indem man ſich der höchſten Stelle nur in jener nähern und verſtändlich machen konnte, iſt noch in friſchem Andenken. — Es iſt darum nicht die Meynung, daß die Jugend aufhören ſolle, franzöſiſch zu lernen. Keinesweges. Aber wir ſollen dieſer Sprache nicht ein Uebergewicht über andre geben; wir ſollen nicht einen ſo hohen Werth auf franzöſiſch Plaudern legen, und darum unſre Kinder in der Wiege ſchon franzöſiſchen Mamſellen und Pädagogen überantworten, um ihnen ihre Sprache, ihren Eigendünkel und die Verachtung des deutſchen Vaterlandes einzuimpfen! Wir wollen, daß das Franzöſiſche von unſrer Jugend, wie jede Sprache, gründlich gelernt, aber für das Leben wenig

oder nicht gebraucht werde. Sie von dem uſurpirten Range der diplomatiſchen Sprache herabzuſtürzen, iſt es jetzt Zeit oder nie.

30.

Die Frechheit, mit welcher Voltaire, die Sitten in der Pucelle, in der Épitre à Vendôme, Grand-Prieur de France, in einer andern an den Herzog von Richelieu, bey deſſen Verheyrathung mit Mademoiselle de Guise u. a. verſpottete, wurde von dem Philoſophen Diderot, einem der geiſtreichſten und beredeſten Männer ſeiner Zeit, in den Bijoux indiscrets, Jaques le Fataliste, u. a. ſeiner Schriften weit überboten. Wir erinnern uns von ihm ein vielleicht noch ungedrucktes Geſpräch der Geliebten D'Alembert's, Mlle d'Épinasse, mit ihrem Arzte geſehen zu haben, wovon unzählige Abſchriften umher geſendet wurden, in welchem jede Art von Schlüpfrigkeit recht methodiſch gerechtfertigt wird. Das Anſehn ſolcher Männer wirkte, und die Liederlichkeit machte ſich breit als Philoſophie. So verſtanden hatte Voltaire das größte Recht zu ſagen, daß ſich in Paris zu ſeiner Zeit eine Maſſe von Philoſophie finde, wie ſonſt

nirgends. Nach ſolchen Vorgängern, und nach den Fortſchritten, welche ihre Lehre gemacht hatte, durften die Verfaſſer der Liaisons dangéreuses, des Faublas, der Guerre des Dieux, und unzähliger anderer ſittenloſer Werke nicht mehr erröthen. Sie waren des Erfolges ihrer Arbeiten gewiß.

31.

„Einſicht und Wiſſenſchaft, ſagt der geiſtreiche Verfaſſer einer kleinen inhaltreichen Schrift (Die Weltherrſchaft, das Grab der Menſchheit. S. 42.) ſind nur bis zu einem gewiſſen Grade dem Despotismus zuträglich, nur ſo weit als ſie taugen, die aufbrauſende Wildheit zu ruhigem Gehorſam zu dämpfen, die äußere Roheit zu gefälliger Glätte abzuſchleifen, die ungelenken Seelen und Leiber zu geſchickten Werkzeugen zu bilden, und zu brauchbaren Knechtesdienſten abzurichten. Eine in unveränderlicher Form ausgeprägte, ſich ſelbſt gleiche, aus ſich ſelbſt nichts mehr frey entwickelnde Bildung; Wiſſenſchaften, die genau nach dem Richtſcheite ausgemeſſen, gerade ſo bleiben, wie ſie ſind, ohne Weglaſſung,

Aenderung oder Zuſatz, in welchen alle Gedanken (und verſteht ſich, nur Knechten geziemende Gedanken) wie die Inſchriften auf einem Denkmal verſteinert da ſtehn, und wohl geleſen, verſtanden, angewendet werden können, aber ſich ſelbſt weder anders zu geſtalten, noch Anderes aus ſich hervorzubringen vermögen: kurz, eine Bildung und eine Wiſſenſchaft, wie ſie ſchon ſeit Jahrhunderten in China beſteht, und bey allem Wechſel der Regentenfamilien, den despotiſchen Weltthron des Sohnes des Himmels trägt und ſtützt: eine ſolche Bildung, ein ſolches Wiſſen iſt allein einem despotiſchen Weltreiche erträglich und nützlich."

32.

Als Frau von Stael ihr Studium deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt auch für Frankreich nützlich machen wollte, wurde ihr, mit Cenſur und Beobachtung aller vorgeſchriebenen Formen gedrucktes Buch dennoch auf die willkührlichſte Weiſe vernichtet, weil es nicht in franzöſiſchem Geiſte geſchrieben ſey,

und Frankreich nicht nöthig habe, Deutſche zu bewundern und zu Muſtern zu nehmen. S. der Fr. von Stael Verbannung aus Frankreich. Berlin. 1813.

33.

Wie viel edler dachte in gleichem Falle der dem franz. Herrſcher an Verſtellungskunſt ähnliche, an humaner, wahrhaft helleniſcher Bildung weit überlegene Philippus von Macedonien, als er nach der Schlacht bey Chäronea die heilige Schaar der Thebaner, dreyhundert edle Jünglinge, auf dem Schlachtfelde liegen ſah, einen über den andern, von macedoniſchen Lanzen durchbohrt. Da rief er, voll von Bewunderung und nicht ohne Thränen aus: „Wehe dem, der von dieſen Trefflichen wähnt, daß ſie je Schlechtes gethan oder geduldet!“ — So der Zögling Epaminondas. Den franz. Autokraten hatte der Zorn aus der Rolle geworfen, die er wohl zu andern Zeiten gut zu ſpielen wußte.

34.

Dieſen beſcheidenen Antheil, dieſes uralte Eigenthum des deutſchen Volkes, entwendete ihm die Rhein-

bundacte, das Werk Napoleons, der, um die ver- bündeten Fürſten an ſeinen Thron zu knüpfen, ihnen andre Banden innrer Verpflichtungen abnahm. In dieſer Acte, welche den Theilnehmern die Unumſchränktheit zuſichert, lautet der 26ſte Artikel: „Die Rechte der Souveränität ſind das Recht der Geſetzgebung, das der höchſten Gerichtsbarkeit, der hohen Polizey, der militäriſchen Conſcription oder des Recrutenzuges und das der Auflagen.“ Man gedachte damals der Lehre nicht, mit der ein Schweizerknabe vor dem angebotenen Geſchenke des Frickthals warnte: Timeo Danaos et dona ferentes.

35.

Die Stimme der Zeit zu verſtehn, ihren gerechten Wünſchen entgegen zu kommen, und als freyes Geſchenk zu geben, was künftig vielleicht als Recht genommen würde, iſt zu allen Zeiten für politiſche Weisheit gehalten worden. „Der öffentlichen Neigung zu folgen, nicht ſie zu zwingen; dem allgemeinen Wunſche der Geſellſchaft eine Richtung, eine Form, eine regelmäßige Geſtalt, eine eigenthümliche Sanction zu geben, das iſt das wahre Streben der Geſetz-

gebung.“ Gewichtvolle Worte Burke's in dem Briefe an die Sheriffs von Briſtol.

36.

Die Vertheidiger der ſtehenden Heere haben nicht unbemerkt gelaſſen, daß ſich erſt durch ſie die höhere Strategik habe bilden können. Ganz recht. Erſt als die Pocken aus Amerika gekommeu waren, konnte die ſchöne Erfindung der Inoculation, und die noch ſchönere der Schutzpockenimpfung gemacht werden. Auch das iſt bemerkt worden, daß die beſſere Geldwirthſchaft der Staaten erſt ſeit der Bildung der ſtehenden Heere datire? Die beſſere Ordnung allerdings; denn das Heer mußte immer regelmäßig bezahlt werden. Aber fing nicht damit auch zugleich die regelmäßigere Beſteuerung der Unterthanen an, welche Heere beſolden mußten, die ſie im Frieden quälten, und im Kriege oft nicht beſchützten?

37.

Eine ſolche Hofnung in dieſer Ausdehnung zu hegen, war, als dieſes geſchrieben wurde, weder Thorheit, noch Frevel. Allzu deutlich hatte man erkannt,

worinn die Schwäche von Deutſchland lag, als nach Auflöſung des morſchen Bandes der Reichsverfaſſung, alle Fugen ſich weiterten und von einander gingen, um nicht der Weisheit der Fürſten den Wunſch und Willen zuzutrauen, das alte tiefliegende, und keineswegs erſt, wie uns Einige bereden möchten, aus der Religionsſpaltung erwachſene Uebel, ſo weit als möglich, zu heben. Einen ſolchen Willen deuteten auch unzweydeutige Aeußerungen der Machthaber damals an. So erließ, um ein ſprechendes Beyſpiel anzuführen, der Prinz Regent im Auguſt 1814 ein Manifeſt an ſeine Hannöverſchen Unterthanen, in welchem er ihnen die baldige Zuſammenberufung der Stände verhieß, mit dem Zuſatze, daß es noch zur Zeit und bis zur Beendigung des Wiener Congreſſes an einer allgemeinen Staatsverfaſſung von Deutſchland mangle, die wohl auch auf die innere Verfaſſung des Churfürſtenthums Einfluß haben dürfte." Dieſe Worte konnten nicht anders verſtanden werden, als daß eine, alle deutſchen Provinzen umfaſſende, auch ihre innern Verhältniſſe berührende Verbindung geſchaffen, und durch Feſtſtellung gemeinſamer Grundſätze ein neues, nicht durch äußere Gewalt, ſondern

durch innere Zuſammenwirkung verbundenes Deutſchland erzeugt werden ſolle. Die klägliche Beſchaffenheit des alten Reichstages mit ſeinen unendlichen, geiſttödtenden, zeitverſchwendenden Förmlichkeiten, die faſt immer ohne Erfolg blieben, waren noch in friſchem Andenken, und jeder Deutſche würde ſich vor dem Gedanken entſetzt haben, eine Anſtalt zurückkehren zu ſehn, die lange vor ihrer Auflöſung der Welt und Deutſchland ſelbſt ein Gegenſtand des Spottes geweſen war. Dieſe Furcht lag fern, und mit Recht. Was man hoffte und erwartete, war eine Verſammlung der Einſichtsvollſten und Würdigſten, denen nicht blos das beſchränkte Intereſſe ihrer Committenten, ſondern neben dieſem auch das Wohl des Ganzen anvertraut wäre; Amphiktyonen, die nicht bloß für Athen und Theben, ſondern für Hellas und die Geſammtheit riethen; ein Parlament, in welchem die Gewählten das Heil des Reichs, nicht das Intereſſe des rotten borough, (verfaulten Fleckens) erwägen, für den ſie ſitzen; mit Einem Worte eine vaterländiſche Caaba wurde erwartet, die das Herz jedes Bürgers von Deutſchland mit religiöſer Andacht erfüllte, ſo daß er, wo er auch ſey, Augen

und Seele mit Sehnſucht und Vertrauen nach dieſem Heiligthume wenden möchte. — —

Wenn die Verfaſſung von Großbritannien ſeit langer Zeit ein Gegenſtand der Bewunderung, und anerkanntermaßen die Grundlage ſeiner Macht und Größe iſt; wenn überhaupt nicht geleugnet werden kann, daß eine Verfaſſung, die einem Volke innern Halt und feſten Zuſammenhang gibt, eine Wohlthat ſey; wenn Entfernung der Willkühr eine nicht minder große Wohlthat iſt, da ja außerdem nie die Gerechtigkeit, ſondern höchſtens nur ein Analogon der Gerechtigkeit gedeihen kann; wenn das feſte Bewußtſeyn eines ſichern Rechtsſtandes für ein Volk noch heilbringender iſt, als der Genuß des Rechtes ſelbſt; wenn dieſes Alles zugeſtanden werden muß, ſo kann es auch kein Verbrechen ſeyn, dem Vaterlande die Wohlthat einer ſolchen Verfaſſung zu wünſchen, wenn man auch gleich die Mittel der Verwirklichung dieſes Wunſches nicht angeben kann.

Wenn es unbeſtreitbar iſt, daß die Stärke eines Volkes nicht durch die Menſchenzahl, oder durch die Ausdehnung ſeines Gebiets, oder die Maſſe ſeiner Reichthümer, ſondern durch ſeine organiſche Einheit

begründet wird; wenn man einſehn muß, daß die ſiegreichen Fortſchritte der franzöſiſchen Macht nur durch dieſe organiſche Einheit möglich wurden, und daß die mannigfaltigen Unfälle, welche Deutſchland nicht blos in den letzten Zeiten unſers Unglücks, ſondern lange vorher, betroffen haben, eben aus dem gänzlichen Mangel einer ſolchen Einheit entſprungen ſind, ſo kann es wiedernm kein Verbrechen ſeyn, für Deutſchland ein Gleiches zu wünſchen, oder, wenn die Erfüllung dieſes Wunſches unmöglich wäre, das Schickſal dieſes Landes zu beklagen.

Johannes Müller ſchließt das flüchtige Gemälde, das er von Deutſchland entwirft (allgem. Geſchicht. 3. Th. S. 520.), mit folgenden Worten: „Wenn dieſe Menge beträchtlicher Städte und Länder mit ihrer Mannſchaft und ihrem Wohlſtande auf einerley Zweck vereinigt wären, welch' ein Reich und Volk wäre das Teutſche! Dieſes hat auswärtiger Einfluß durch die größten Anſtrengungen zu verhindern gewußt, und kraftloſer Ariſtokratie den Nahmen germaniſcher Freyheit gegeben. Politiſche Wichtigkeit und in einigen Rückſichten die Volksfreyheit haben hiebey verlohren."

38.

Einer der erſten Schrittte der hannöverſchen Regierung nach Auflöſung des Königreichs Weſtphalen, war die Wiederherſtellung der Stände, und der hierüber (den 12. Aug. 1814.) ergangene Erlaß, fängt mit der Erklärung an, daß der König nie die Abſicht gehabt, die Umwälzung in ſeinen Staaten zu einer Schmälerung der Rechte ſeiner Unterthanen zu benutzen; ſo wie er auch keineswegs die Abſicht hege, die Verfaſſung des Landes, in ſo fern ſie gegenſeitige Rechte und Verbindlichkeiten des Landesherrn und der Unterthanen in ſich faſſe, abzuändern. In dieſer Erklärung iſt jedes Wort von Bedeutung. Auch in der Rede, mit welcher der königliche Statthalter die erſte Verſammlung der Stände eröffnete, wird ausdrücklich geſagt, daß die Stände berufen worden, damit ſich die Stimme des Volkes mit Freyheit und Ordnung erheben könne, um den Prinzen Regenten die Mittel anzuzeigen, wie er ſeinen Zweck, das Wohl des Volkes, am Beſten erreichen könne.“ Worte, die unſers Bedünkens die Realität eines demokratiſchen Elementes, als eines weſentlichen Beſtandtheiles einer freyen Verfaſſung anerkennen, was der

Bemerkung kaum werth ſeyn würde, wäre nicht ſpäterhin jene Meinung von einigen allzu eifrigen Freunden der abſoluten Monarchie für die Ausgeburt thörigter Fantaſten erklärt worden.

39.

Brandes Politiſche Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution. S. 8. Auch Burke (Works T. III. P. 5.) ſagt in Einſtimmung mit den größten Politikern, daß in allen Monarchien das Volk mittelbarer- oder unmittelbarer-Weiſe das Recht haben müſſe, ſeine Abgaben zu gewähren, oder es könne nicht ein Schatten von Freyheit beſtehn.

40.

Jamais les Français n'ont récherché par quelles loix la nature ordonne aux hommes de faire leur bonheur. Jamais même en voulant opprimer les autres, un ordre n'a pu se préscrire une conduite constante; de-là les efforts toujours impuissans, une politiqne toujours incertaine, nul interêt constant, nul caractère, nulles moeurs fixes; de là des révolutions

continuelles. Toujours gouvernés au hazard par les événemens et les passions, nous nous sommes accoutumés à n'avoir aucun respect pour les loix. Mably Obss. sur l'hist. de la Fr. L. VIII. 7. Tom. VI. p. 211. Die weiſeren Männer dieſes Volkes ſahen aber das Rechte längſt und ſprachen es ungeſcheut aus. So ſagt Philippe de Comines L. IV. c. 1. „Die Berufung der Stände iſt eine gerechte und heilige Sache; ſie gibt den Königen größere Stärke, und ſchafft, daß ſie beſſer bedient werden.“ Und da, wo er von der Ständeverſammlung ſpricht, die 1483 nach Ludwig des XI Tode zu Tours gehalten wurde (L. V. c. 8.): „Man konnte damals glauben, daß dieſe Verſammlung gefährlich ſey; und es ſagten einige Leute von geringem Anſehn und weniger Tüchtigkeit, und haben es öfters nachher geſagt, daß es ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät ſey, von einer Berufung der Stände zu ſprechen, und das dieſes das königliche Anſehn vermindern hieße. Aber es ſind vielmehr die, welche ſo ſprechen, die dieſes Verbrechen gegen Gott, gegen den König und das gemeine Weſen begehn; aber dieſe Reden nützten und nützen denen, die ohne

Verdienſt und Würdigkeit in Credit und Anſehn ſtehn, und nichts wiſſen, als den Ohren zu ſchmeicheln, und von geringfügigen Dingen zu ſprechen, und die große Verſammlungen ſcheuen, weil ſie fürchten, darinn für das, was ſie ſind, erkannt zu werden, und ihr Werk und Weſen getadelt zu ſehn.“

In einer Verſammlung zu Fontainebleau, die die den 23ſten Aug. 1560. gehalten wurde, ſagte der Erzbiſchof von Vienne, Charles de Marillac; „Was die andre Stütze des Reiches betreffe, die in den Wohlwollen der Unterthanen gegen ihren König beſtehe, ſo ſehe er bey den von der Pflicht entfernten Gemüthern kein kräftigeres Mittel zu deſſen Erweckung, als wenn nach der hergebrachten Sitte die Stände des Reiches berufen würden. Denn dieſe wären das einzige Tribunal, in welchem ſich die Klagen des ganzen Reiches vernehmbar machen, und wo ſie mit Schicklichkeit geſchlichtet werden könnten. Die übrigen Obrigkeiten wären angeordnet, um die Klagen, Streitigkeiten und Händel der Privaten zu vernehmen, beyzulegen und zu ſchlichten; in den öffentlichen Verſammlungen aber träten die Unterthanen gleichſam in’s Geſpräch mit dem Fürſten, und trügen mit beſcheidener Frey-

müthigkeit ihre Klagen vor; auf der andern Seite würden auch die entgegengeſetzten Gründe der Fürſten, durch die ſie jene Klagen entkräfteten, von den geſammten Ständen des Reiches vernommen. So geſchehe es denn, daß Alle das Joch, nicht des Königes, ſondern des mit vielen Laſten bedrückten Reiches fernerhin mit mehr Gleichmuth und Gedult, ohne Murren, und mit der dem Fürſten ſchuldigen Ehrfurcht ertrügen." Du Thou Histor. L. XV. p. 763. s.

Mit noch größerm Nachdruck ſchrieb über denſelben Gegenſtand im Jahr 1561 der Kanzler d'Hopital (Rémontrances aux Éstats d'Orléans.) „Es leidet keinen Zweifel, daß das Volk großen Gewinn von den Verſammlungen der Stände hat, die ihm Gelegenheit geben der Perſon des Königs zu nahen, Klagen anzubringen, Vorſchläge zu thun, und die nothwendige Hülfe gegen Gebrechen zu erhalten. — Manche haben gezweifelt, ob es auch den Königen nützlich und heilſam ſey, Ständeverſammlungen zu halten, indem ſie ſagen, daß der König ſeine Macht ſchmälere, wenn er Belehrung und Rath von ſeinen Unterthanen annimmt, wozu er nicht verpflichtet ſey; auch, daß er ſich zu gemein mit ihnen mache, als wel-

ches Geringſchätzung erzeuge und die königliche Maje⸗ſtät herabwürdige. Dieſe Behauptung ſcheint mir we⸗nig Grund zu haben. Erſtlich ſage ich dagegen, daß keine Handlung des Königes würdiger und ihm zuſtän⸗diger ſey, als die Stände zu halten, ſeinen Unter⸗thanen allgemeines Gehör zu geben, und jedem Ge⸗rechtigkeit zu erweiſen. Denn die Könige ſind vor allen Dingen erkohren, um Gerech⸗tigkeit zu handhaben. Den Krieg führen Ty⸗rannen und Böſewichter ſo gut wie die Könige, und die ſchlimmen oft beſſer als die guten. Auch gibt es nichts in der Welt was einen König bey ſeinem Volke verhaßter macht, als Verweigerung der Gerechtig⸗keit. — Ueberdieß hören die Könige in dieſen Ver⸗ſammlungen die Stimme der Wahrheit, die ihnen oft durch ihre Diener verhehlt wird. — Wie viel Un⸗recht, wie viel Gewaltthätigkeiten und Unbilden, die dem Volke zugefügt werden, bleiben den Königen ver⸗borgen, die ſie erfahren würden, wenn ſie die Stände beriefen! Dieß hält ſie dann ab ihr Volk all zu ſehr zu belaſten, neue Steuern aufzulegen, übermäßigen Aufwand zu machen, ſchlechte Richter für Geld einzu⸗ſetzen, und unzählige andre Uebel, die ſie oft aus Irr⸗

thum begehn. Denn meiſt ſehen die Könige durch fremde Augen, und hören durch fremde Ohren, und richten nach fremdem Urtheil, und ſtatt daß ſie andere führen ſollten, werden ſie von andern geführt. Deshalb haben denn auch einige gute Könige, ihren Umgebungen mistrauend, ſich verkleidet, und unerkannt unter ihr Volk gemiſcht, um zu hören, was man von ihnen ſage, nicht um die zu beſtrafen, die Uebles redeten, ſondern um ſich darnach zu richten. Der gute König Ludwig XII hörte gern Comödien und Poſſenſpiele an, ſelbſt ſolche, in denen man ſich die größten Freyheiten herausnahm, indem er ſagte, er lerne daraus viele Dinge, die in ſeinem Reiche geſchähen, und die er außerdem nicht erfahren hätte."

„Die, welche ſagen, der König vermindre ſeine Macht, wenn er Rath von ſeinen Unterthanen nehme, irren darinn. Denn obſchon der König nicht genöthigt iſt, Rath von den Seinen anzunehmen, ſo iſt es doch gut und rechtſchaffen, wenn er nach Rath handelt; ſonſt müßte man alle Art von Berathung aufheben. — Was aber die Vertraulichkeit betrifft, ſo hat ſie den Königen von Frankreich nie geſchadet. Vielmehr wird ihnen am meiſten gehorcht. Unſre Nachbar-Könige

werden knieend und baarhaupt bedient; wird ihnen darum beſſer gehorcht? — Der Gebrauch ſich nicht vor ſeinem Volke ſehen zu laſſen, iſt barbariſch und monſtrös.“

„Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß diejenigen, welche eine entgegengeſetzte Meynung haben, mehr für ſich, als für den Fürſten ſprechen. Es ſind Leute, die allein herrſchen, und Alles nach ihrem Willen und Gutdünken leiten wollen; die nicht wünſchen, daß ihr Thun und Weſen von Andern erkannt werde; die den Fürſten belagert halten, und acht geben, daß kein andrer ihm nahe. Denn behaupten, daß alle großen Verſammlungen zu fürchten ſind, und Verdacht erregen müſſen, das mag von Tyrannen gelten, nicht aber von rechtmäßigen Königen.“ (Den Auszug aus dieſer Rémontrance ſ. in den Maximes importantes pour l'institution du Roy. ch. VIII. p. 271).

40.

„Die Fürſten verſtehen ihren Vortheil ſchlecht, wenn ſie ſich Glück zu der dumpfen Betäubung wün-

ſchen, in die ſie ihre Völker ſtürzen; denn bald wird dieſelbe Betäubung ſie auf dem Throne ergreifen, und ſie werden von der Laſt des gemisbrauchten Anſehns überwältigt werden. Fordern die Könige nur eine dumme Ergebenheit? Wehe denen? deren Unterthanen nicht vermögen zu klagen, noch gegen Misbräuche zu murren, noch die Zukunft vorauszuſehn, noch Mittel gegen dringende Uebel vorzuſchlagen! Zu ſpät öffnen dann die Fürſten ihre Augen; ſie zittern, wenn ſie ſehn, daß der Bau ihres Glückes einſtürzt, weil ſie an der Spitze eines verſunkenen Volkes ſtehn." Mably Obss. sur l'Hist. de la Fr. Tom. V. p. 34. „Oeffnet alle Bücher der Geſchichte. War es Mangel an Reichthümern, an Volksmenge, an Kriegsmacht und Gebiet, was ſo viele Staaten in das tiefſte Elend ſinken, ihre Glieder alle Gattungen des Jammers und der Schande fühlen ließ? — Es war im Gegentheil nur das tolle Rennen nach dieſen Gegenſtänden; es war der Mangel eines allgemeinen, ſtrengen, unbeweglichen Geſetzes der Gerechtigkeit, welches jedes andre Geſetz zum Gräuel machte." Jacobi's Werke 2 Th. 374 S. Wir laſſen noch einen großen und tief denkenden Staatsmann ſprechen, den wir um deſto

lieber anführen, da ſeine Geſinnungen auch den Mächtigen unverdächtig ſind. „Träumet nicht, ſagt Burke, zu den Verwaltern Grosbritanniens, daß Eure amtlichen Briefe, Eure Inſtructionen, Eure Clauſeln, die Dinge ſind, die das große Gewebe des geheimnisvollen Ganzen zuſammenhalten. Dieſe Dinge machen nicht die Regierung. Sie ſind tode, paſſive Werkzeuge, denen der Geiſt der engliſchen Geſammtheit Leben und Wirkſamkeit verleiht. Es iſt der Geiſt der engliſchen Verfaſſung, der durch die mächtige Maſſe ausgegoſſen, jeden Theil des Reichs, jedes, ſelbſt das kleinſte Glied durchſtrömt, nährt, verbindet, kräftigt, beſeelt.“

So eben fällt uns in einer der neuſten Schriften des geiſtreichen de Pradt (L'Europe et L'Amerique dans l'année 1821) eine Stelle in die Augen, die in mehr als einer Beziehung hierher gehört:

„Auf ungewohnter Bahn, ſagt der vormalige Erzbiſchof von Mecheln, erhebt ſich Napoleon unter den Sterblichen auf den höchſten Thron der Welt. Er iſt der Sohn der Civiliſation. Er hat von ihr Alles empfangen. Aus allen Kräften fördert er ſie; ja, man möchte ſagen, daß er, ungeduldig über ihren zu

langſamen Flug, ihr Schwingen anſetzen will. Wunder der Induſtrie entſtehen auf ſeinen Ruf; aber neben den Antrieb ſtellt er die Schranken, er will ſich die Wahl noch vorbehalten, und zeigt ſogar noch Stücke der Feſſeln; Er, der den Simplon geebnet und die polytechniſche Schule geſtiftet hat, will Frankreich in Ketten legen. Die Welt verſtummt vor ihm; Alles liegt zu ſeinem Füßen; Das Ende der Tage ſcheint gekommen. Doch einen Augenblick Gedult, und ihr werdet ſehn, was die Civiliſation vermag. Er wollte ſie für ſich allein; ſie aber, die keines Einzelnen Sclavin iſt, trennte ſich von ihm. Stolz und frey geht die Edle zu ſeinen Feinden über — — ein beynah erſtorbenes Volksgefühl erwacht in den Herzen der Nationen, welche Napoleon ſeinem Reiche einverleibt hat. Unterſtützt von allen Mitteln der Civiliſation, ſtürzt ſich ein fürchterlicher Angriff auf ihn; er fällt, und fallend bekennt er, „daß nicht die Coalition ihn entthront habe, ſondern die freyſinnigen Ideen des Jahrhunderts!"

Und als Ludwig der XVIII. durch die Siege der Verbündeten ſich den Weg zu dem alten Königsthrone geebnet ſieht, was iſt ſein erſtes Wort an das ihm

wiedergegebene Volk? „Erleuchtet durch das Unglück der Nation, heißt es in dem Manifeſte von St. Ouen, die er zu regieren beſtimmt ſey, ſey ſein erſter Gedanke, jenes gegenſeitige Vertrauen anzurufen, welches für ihre Ruhe und ihr Glück ſo nothwendig ſey.“

Die Ausführung dieſes Gedankens war an die Einführung einer freyen Verfaſſung, und einer öffentlichen Verwaltung geknüpft. Auch fährt er fort:

„Entſchloſſen, eine liberale Verfaſſung einzuführen, wollen wir, daß dieſe Verfaſſung auch weiſe ſey.“

So ſtellte ſich im Jahr 1814 der König von Frankreich an die Spitze der Freyſinnigen, und nur unter dem Panier der Liberalität beſtieg er den Thron. Und wenn dieſer Thron nachher wieder erſchüttert worden iſt, kann man ſagen, daß die treue Bewahrung jener edeln Vorſätze dieſes verſchuldet hat? Oder war es nicht eben ihr Vergeſſen, war es nicht das Mistrauen, das die Begleiter des Königes erregten, das Napoleon von Elba zurückrief, und den König noch Einmal aus Frankreich vertrieb?

42.

Wir können uns nicht enthalten, aus einer Schrift, deren Inhalt viel mehr gewährt, als ihr anſpruchloſer Titel verheißt (Etwas das Leſſing geſagt hat), Einiges hierher gehörende auszuzeichnen: „Das Gute, welches unumſchränkte Herrſchaft wirkt, fällt doppelt auf, vornemlich darum, weil es unverſehens, ganz mit einemmal und ſchnell zum Vorſchein kömmt. Dieß entzückt dann die ſchwachen Köpfe. Das Böſe, das ſie lange täglich ſahen — ſind ſie gewohnt: das Gute nicht. Im Gegentheil, wo Freyheit herrſcht, erfordern alle Dinge ihre Zeit; welches kein ſo großes Uebel iſt. Und dann, ohne der unſäglichen Gefahren zu gedenken, welche im Moraliſchen mit jeder ſchnellen Wirkungsart verbunden ſind, vornemlich, wo für Alle Einer nur Entſchlüſſe faßt, die Sorge Aller aber müſſig werden muß und ſtumm: ohne der wichtigen Vortheile zu erwähnen, die, wo Viele ſorgen, unterſuchen und Entſchlüſſe faſſen dürfen, der Langſamkeit die Wage reichlich halten: liegt in der Sache ſelbſt unmittelbar ein Vorzug von der größten Wichtigkeit. Wo guten Zwecken die Gewalt nicht gleich zu Dienſte ſteht, da müſſen dieſe Zwecke zu erreichen,

andre Kräfte aufgeboten, und in einem weiten Umfange bewegt werden. Eine jede Sache, die zum Vorſchlag kömmt, wird von allen ihren Seiten angeſehen, bis aufs Aeußerſte entwickelt, nach ihren Verhältniſſen geprüft, beſtritten und gerettet. Bewaffnet ſchon mit Gründen der Vernunft und Ueberredung tritt ſie anfangs gleich hervor: hernach muß ſie jeden Angriff auszuhalten und zurückzutreiben wiſſen, unterſtützt von Geduld, Standhaftigkeit, Geſchicklichkeit und Muth, bis endlich alle Zweifel vertilgt, alle Vorurtheile überwunden, alle Hinderniſſe der Partheylichkeit aus dem Wege geräumt ſind. So wird Nachdenken überall erweckt, Einſicht ausgebreitet und geſchärft, der ganze Menſch auf das kräftigſte gebildet. Noch mehr: um gehört und leicht befolgt zu werden, muß ein jeder, der nach Einfluß ſtrebt, um guten Ruf bekümmert ſeyn; er muß, bey dem Mangel anderer Gewalt, das Anſehn der Rechtſchaffenheit und Klugheit, er muß die Majeſtät der Weisheit und der Tugend zu erwerben ſuchen. Wenn auf dieſe Weiſe große Eigenſchaften der Seele und des Geiſtes unter einem Volke häufiger entſtehen, ſo, daß auch die Menge nicht die Früchte bloß davon genießt, ſondern ſelbſt in

ihrem Maaße denken, ſelber Antheil nehmen lernt am Ganzen; lernet Dinge ſchätzen und nach ihrem Werthe ordnen; gewinnet Billigkeit, Gefühl der Rechte menſchlicher Natur, und zu dieſen Rechten Herz, Freudigkeit und Muth: Wenn dieß alles mit der Sache, welche Zögerungen nach ſich zieht, genau verbunden iſt — o, wer möchte da nicht gern harren! wer nicht gern tauſend eitle Dinge miſſen, tauſend Unbequemlichkeiten dulden, und wenn's ein Mann iſt, auch den größten Gefahren gern entgegen ſehn!" Jacobi's Werke. 2 Th. 377 S.

43.

Denjenigen, welche das Alte mit unbedachtſamer Vorliebe preißen, und von dem Beſtehenden nichts aufgeben wollen, darf man Burke's Ausſpruch zu bedenken geben, „daß eine weiſe Regierung ſich durch kein Kennzeichen ſo vorzüglich vor einer ſchwachen und unbeſonnenen Verwaltung auszeichne, als wenn ſie die beſte Zeit und Weiſe erkenne, das aufzugeben, was ſie nicht behaupten kann." Er ſetzt hinzu: „Es gibt Zeiten, wo die Menſchen ſchlechte Dinge nicht mehr deßhalb dulten wollen, weil ihre Vorfahren (dieſelben oder) noch ſchlimmere erdultet haben. Es

gibt eine Zeit, wo das graue Haupt veralteter Miſsbräuche weder Ehrfurcht erwecken, noch Schutz erhalten wird." (Burke's Speech on the oeconomical reform.)

Ein anderer Treffliche ſagt:

„Macchiavel bemerkt (Discorsi sopra la prima Dec. di T. Livio), daß die Staaten mehrentheils dadurch zu Grunde gehn, daß ſich die Umſtände und die Zeiten ändern, die Maasregeln aber nach denſelben nicht geändert werden. Der Alleinherrſcher kann ſich ſchlechterdings nicht immer in die Zeit ſchicken; denn hiezu iſt eine ſolche Mannichfaltigkeit von Geiſtesgaben und Gemüthsbeſchaffenheiten nöthig, die in Einem Menſchen nicht zuſammen angetroffen werden können; und die einander häufig widerſprechen. Der Zögrer Fabius konnte nicht, wie Scipio, nach Africa hinüber fliegen wollen: und war er Herr von Rom, ſo unterdrückte leichtlich Hannibal daſſelbe noch am Ende. Nun aber trat für jede Zeit der Mann hervor, deſſen ſie bedurfte. Und ſo kann ein Staat, den Viele unterſtützen, dem Schickſale länger widerſtehn, als derjenige, den nur der Wille eines Einzigen regiert. Denn es iſt unmöglich, daß ein Menſch ſeinem Charac-

ter entſage; daß er ſeine Meinungen, ſeine Denkungsart verändre; ſeine Grundſätze und ſeine Vorurtheile verleugne, ſeine Einſichten und ſeine Erfahrungen verwandle: kurz, daß er nicht ſey was er iſt, ſondern was der Lauf der Dinge jedesmal von ihm verlangt." Jacobi's Werke. 2 Th. S. 380.

44.

Petrarcha ſchreibt an den Tribun des Römiſchen Volkes, Nicolaus Laurentius (Opera. p. 535.): Praeteritam servitutem ante oculos assidue revocate. Sic etenim, nisi fallor, erit praesens, aliquanto etiam quam vita carior, libertas; ut si alterutro carendum sit, reperiri valeat nemo, cui modo supersit quicquam Romani sanguinis, qui non malit in libertate mori, quam in servitute vivere. — Circumspicite vigilantibus animis et videte, ut quicquid omnino cogitatis, quicquid agitis, libèrtatem sapiat; ad hanc unam curae vigiliaeque vestrae, ad hanc omnes omnium pertineant actiones; quicquid praeter hanc agitur, vel irreparabile jactura temporis, vel insidias existimate.

V.

Bruchſtücke

über die Forderungen der Zeit.

1820.

Bey dem im Jahr 1819 in der Deputirten-Cammer zu Paris erhobenen Streite über die Zulaſſung des vormaligen Biſchofs Gregoire hatte ſich Herr Lainé der Worte bedient: „Es gibt ein Geſetz, das keiner ſchriftlichen Aufzeichnung bedarf, um anerkannt und vollzogen zu werden. Dieſes Geſetz iſt nicht in vergänglichen Archiven niedergelegt; es iſt nicht den wechſelnden Bedürfniſſen und Launen der Fürſten oder der Völker unterworfen; es wird in einer heiligen Freyſtätte, im Gewiſſen des Menſchen, aufbewahrt *).“ Dieſe Worte haben einer der liberalen Zeitungen Frankreichs Veranlaſſung zu einigen Gegenbemerkungen gegeben und dieſe Gegenbemerkungen hat ein Mitarbeiter der Oberpoſtamts-Zeitung (1820. Nr. 4.) zu einem Angriffe auf den Geiſt der Zeit benutzt.

*) Cicer. Or. pro Mil. Est haec non scripta sed nata lex etc.

Daß in dieſem Aufſatze dem Geiſte der Zeit alles mögliche Böſe nachgeſagt wird, darf in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht Wunder nehmen. Auch darüber darf man ſich nicht wundern, daß die individuellen Aeußerungen Eines Zeitſchriftſtellers geradezu für die Meinung der Zeit genommen, und auf dieſe willkührliche Annahme eine Anklage gegründet wird.

In dieſer Anklage leſen wir unter Andern, die Grundkrankheit unſerer Zeit ſey der unſelige Wahn, welcher die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft des Einzelnen zur oberſten Richterin über Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht, Geſetz und Geſetzgeber erhebe. Aus dieſem Wahne ſey die Verwechſelung der Freyheit mit der Willkühr hervorgegangen, und aus den Stürmen, die ein Gifthauch erzeugt, hätten ſich die Phantome von Volksſouveränetät, von Mündigkeit der Nationen, von der Suprematie des Verſtandes über jedes ihm fremde Gebot entwickelt, woraus denn eine Maſſe von Anmaßungen hervorgegangen, welchen nur dadurch gewehrt werden könne, daß man das Uebel bei der Wurzel angreife, und die Einzelnen zum Bewußtſeyn ihrer Schranken und Ohnmacht bringe. Dieſes ſey nur durch die Wiederherſtellung der religiöſen Grundlage der bürgerlichen Geſellſchaft möglich. Uebrigens könne man nicht ohne Schaam daran

denken, daß in dem chriſtlichen Euro⸗ pa Grundſätze beſtritten würden, die ſchon das Heidenthum anerkannt habe.

Der von Lainé aufgeſtellte Grundſatz: „daß es ein höheres Geſetz gebe, als das geſchriebene, ein Geſetz, welches in der heiligen Freyſtätte des Gewiſſens niedergelegt ſey," iſt allerdings ein ur⸗ alter Satz [1]), welcher in dieſer Allgemeinheit nicht beſtritten werden kann, ohne der Heiligkeit des geſchriebenen Geſetzes ſelbſt zu nahe zu treten. Ob ihn ein Mitarbeiter eines franzöſiſchen Blattes dennoch beſtritten habe, kümmert uns hier nicht, auch wiſſen wir es nicht; wohl aber wiſſen wir, daß kein einzelnes Blatt für das Organ des Zeit⸗ geiſtes gelten könne. Gegen den Einzelnen hätte alſo die OP. Z. mit allen Waffen, die ihr zu Ge⸗ bote ſtehen, ſtreiten mögen; aber die Meinung des Einzelnen der Zeit aufzubürden, hatte ſie kein Recht. Und mit welchem Grunde konnte ſie be⸗ haupten, daß alle Zerrüttungen, welche Europa ſeit dreyßig Jahren heimſuchen, aus dem Verken⸗ nen jenes allgemeinen Satzes von der Heiligkeit des ungeſchriebenen Geſetzes entſprungen ſind? Wornach ſtrebt denn die Zeit, als nach Gerechtig⸗ keit? und was beſeelt denn dieſes Streben, wenn es nicht der Glaube an ein ewiges, nicht ge⸗ ſchriebenes, von Gott in die Bruſt des Menſchen gelegtes Geſetz iſt; ein Geſetz,

von welchem jedes geſchriebene der Ausfluß und Abdruck ſeyn ſoll [2])? Iſt es nicht dieſer Grundſatz, den die Philoſophie unſerer Zeit ohne Unterlaß einſchärft; deſſen Wahrheit der geſunde Verſtand der Völker anerkennt, und deſſen Verwirklichung nicht der Geiſt der Zeit, ſondern der Eigenwille einer kleinen Menge entgegenſtrebt? Worauf waren bei der ewig denkwürdigen Staatsveränderung Britanniens im Jahr 1689, worauf hundert Jahre ſpäter in Frankreich, worauf ſind bis auf den heutigen Tag noch die ſtillen und lauten Wünſche der Völker gerichtet, als auf das, was die beſten und weiſeſten Menſchen aller Zeiten geſucht und verlangt haben, weiſe und gerechte Geſetze, die, wie Lainé richtig ſagt, nicht der Laune der Fürſten, noch dem Bedürfniſſe des Augenblicks fröhnen; alſo, ſo weit es die Mangelhaftigkeit menſchlicher Dinge erlaubt, die ewige Idee des Geſetzes realiſiren ſollen? Und iſt nicht eben in dieſem Verlangen, welches der Mittelpunct aller Wünſche der Zeit iſt, die Ueberzeugung enthalten, daß die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft des Einzelnen (wie wohlgeſinnt er auch übrigens ſey) ſich nicht zur oberſten Richterin über Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht erheben, ſondern das letzte Heiligthum der Menſchheit, die conscientiam generis humani, wie der Frankfur-

ter Ankläger der Zeit ſagt, als oberſte Inſtanz ihres Wollens anerkennen ſoll? Und wie kann jener Ankläger das, was ſo nothwendig aus dem von ihm in Schutz genommenen Grundſatze fließt, durch eine ſchlimme Umdeutung, für eine Grundkrankheit der Zeit ausgeben, und ihr die Zerrüttungen aufbinden, die ja eben von denen veranlaßt worden ſind, die den einzelnen Willen dem ewigen Geſetze, und ihre Laune der conscientia generis humani zuwider geltend machen wollten?

Nicht weniger aber kehrt ſich das, was der Ankläger von Religion einmiſcht, gegen ihn ſelbſt. Er meint, „es ſey der Eigendünkel, der, wenn nichts ſeine Verirrungen hemme, wenn Alles um ihn her ſeine Fortſchritte begünſtige und beflügle, ſich zuerſt gegen die Ueberlieferungen der Vorzeit *), dann gegen alle menſchliche Autorität, und endlich gegen die göttliche empöre.“ Ohne uns bei der leicht zu erkennenden Abſicht und Richtung dieſer Worte zu verweilen, wollen wir dem Ankläger nur die Frage vorlegen, wo denn der ungehemmte, in allen ſeinen Fortſchritten begünſtigte, Eigenwille ſeinen Sitz habe? Ob nicht eben da, wo die Macht unbegränzt iſt, die ſich allein zur Geſetzgeberin erheben, allein

*) Die heilige Tradition?

über Recht und Unrecht entſcheiden, Wahrheit und Irrthum mit untrüglicher Wage abwägen will? Und wenn nun nicht geläugnet werden kann, daß die ſittlichen Verhältniſſe eines unumſchränkten, nur durch den eigenen Willen gebundenen Machthabers die allerbedenklichſten ſind, und daß es unter Tauſenden kaum Einem verliehen iſt, in der Unbeſchränktheit des Willens dem Irrthum und der Willkühr zu entgehen, ſo kann es ja wohl der Zeit nicht zum Verbrechen gemacht werden, wenn ſie durch geſetz- und vertrags-mäßige Mittel die furchtbare Bewegung der höchſten Macht gehemmt, und eben dadurch gegen Irrthum und Fall geſchützt ſehen möchte. Nicht aus dem Verneinen aller menſchlichen Autorität geht dieſer billige Wunſch hervor, ſondern aus einer richtigen Schätzung der menſchlichen Schwachheit, welche auch von der höchſten Würde nicht zu trennen iſt. Zu erreichen aber iſt dieſer billige Wunſch auf keine andere Weiſe, als eben durch das, was ſeit dreißig Jahren Europa bewegt, durch eine beſſere Anordnung der bürgerlichen Geſellſchaft. Von einer Herrſchaft des Volkes iſt in Deutſchland nicht die Rede geweſen — denn das Wort des Einzelnen kann nur die ſchlimme Abſicht als Meinung der Zeit deuten — ſondern von Anerkennung billiger, in dem Weſen der bürgerlichen Geſellſchaft gegründeter Rechte, von Sicherſtellung der per-

ſönlichen und bürgerlichen Freyheit, und von geſetzmäßiger Beſchränkung der Willkühr, welche Beſchränkung die Macht nicht lähmt, ſondern ſtärkt. Dieß war der Wunſch und das Streben der Zeit. Dieſer Wunſch wurde in Wien als gerecht anerkannt. Warum ſoll er denn jetzt nicht mehr gerecht, warum ſoll er der Ausfluß einer böſen Krankheit der Zeit ſeyn?

Indem der Ankläger die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft zur Urheberin der entſetzlichen Phantome macht, die ſeine Einbildungskraft ſchrecken, ſcheint er mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen, indem ja das ewige Geſetz, das er in Schutz nimmt, nirgend anders, als in dem Heiligthume der Vernunft, die das Organ des Göttlichen und die Bewahrerin der Ideen iſt, geſucht werden kann. Eine geſchriebene Offenbarung der Geſetzgebungskunſt kennen wir nicht — es müßte denn die durch das Chriſtenthum aufgehobene theocratiſch-moſaiſche ſeyn; — auch keine heilige Tradition, um in dem Sinne der katholiſchen Kirche zu ſprechen, welche die Lücken des geſchriebenen Wortes ausfüllen könnte. Weder Chriſtus, noch die Apoſtel, haben an die Verfaſſung des römiſchen Staates gerührt, ohne daß wir darum annehmen dürfen, ihre Weisheit habe den Wahnſinn eines Tiberius, Caligula und Nero gebilligt; und als ſich die Kirche gebildet hatte, hat

ſie zwar oft um den Vorrang mit den Fürſten ge-
kämpft, aber nie den Canon einer bürgerlichen
Verfaſſung aufgeſtellt. Es wird alſo, bey aller
chriſtlichen Demuth, erlaubt ſeyn, nach Verbeſſe-
rung der Geſellſchaft zu trachten, und dazu alle
Kräfte der Vernunft aufzubieten, und, wo die
Vernunft des Einzelnen nicht ausreichen ſollte, die
Weiſeſten und Beſten, die man nur finden
kann, zu Hülfe zu nehmen. Wären nun die Ei-
genſchaften der Weisheit und ſittlichen Vortrefflich-
keit, einer einzelnen Claſſe der bürgerlichen Ge-
ſellſchaft, ſo wie andere Vorrechte, vorzugsweiſe
verliehen, oder könnte man überzeugt ſeyn, daß
das allgemeine und ewige Geſetz Einem
oder Einigen vor allen Uebrigen von Gott offen-
bart ſey, ſo würde man ſich allerdings an dieſe
Wenigen ausſchließend wenden müſſen, und es
würde ein ruchloſer Frevel ſeyn, die Autorität
der auf ſolche Weiſe Privilegirten nicht anzuerken-
nen. Aber wo iſt die Beglaubigung, daß dem
alſo ſey? Wo iſt die Ueberlieferung der Vorzeit,
die uns ſo etwas zu glauben geböte? Und was
bleibt denn übrig, wenn nicht der Einzelne
ſich zum oberſten Richter der Wahr-
heit und des Irrthums, des Rechts
und des Unrechts machen will, als, dem
allgemeinen Wunſche der Zeit gemäß, mit Hülfe
der Beſten und Einſichtsvollſten [3]) die Darſtellung

der ewigen Idee des Geſetzes in einer geſchriebe-nen Geſetzgebung zu bewirken?

Wir ſind übrigens mit dem Verfaſſer jenes Artikels einverſtanden, daß Ruhe und Zufrieden-heit (der Einzelnen und ganzer Völker) eine reli-giöſe Grundlage[4]) haben müſſe; wenn er aber von weſentlichen Gütern ſpricht, die dem thörich-ten Beſtreben, eine neue Weltordnung aus eigener Kraft zu gründen, aufgeopfert worden, ſo müſſen wir fürchten, daß dieſes Einverſtändniß ſich durch eine nähere Entwickelung des Begriffes des Reli-giöſen wieder auflöſen könnte. Nach unſerer in-nerſten Ueberzeugung verträgt ſich die Religion vollkommen mit dem Beſtreben, durch eigene Kraft (bey welcher göttliche Hülfe und göttlicher Seegen immer ſtillſchweigend vorausgeſetzt wird), zwar nicht die neue Weltordnung (wo wäre der Wahnſinnige, dem ſo etwas einfiele?), aber wohl eine beſſere Staats- und Regierungsordnung herbeyzuführen. Ein ſolches Streben, wenn es aus dem reinen Antriebe zum Guten entſpringt, iſt nicht nur untadelhaft, ſondern wahrhaft reli-giös. Mit Recht wird die Trägheit zu den Tod-ſünden gerechnet; rege Bewegung nach dem Ziel des Guten hin wird alſo eine Tugend ſeyn müſſen. Viele freylich, die ihre Trägheit durch ein ſolches Streben gefährdet fühlen, möchten die Sache umkehren, und der Welt die dumpfe Stille

und paſſive Ergebung eines paraguaiiſchen Jeſui-tenſtaates als das Ideal einer wohlgeordneten, wahrhaft religiöſen und beglückten Geſellſchaft auf-ſtellen [5]). Aus dieſer Grundkrankheit der Zeit, aus dieſer mit Eigendünkel gepaarten und verwachſenen Trägheit entſpringen die Klagen über den Anſpruch der Völker auf Mündigkeit; aus ihr der Zorn gegen die Träumer, welche die alten Mißbräuche gegen heilſame und beglückende Einrichtungen zu vertauſchen und der Willkühr Schranken zu ſetzen wünſchen; aus ihr das Schel-ten gegen die Ruchloſen, die, empört durch die Finſterniß einer Vergangenheit, in der ſich die Anmaaßungen der Einzelnen ſo ungeſtört geltend machten, die factiſche Autorität durch ein gutes und wohlbegründetes Recht erſetzt zu ſehen, ſtreben.

* * *

Wir müſſen jetzt oft hören, daß die Liebe zur Freyheit, wenn ſie in Schriften oder auf der Red-nerbühne erſcheint, nur ein Vorwand des Eigennu-tzes, ja, oft ein Deckmantel der ſchlimmſten Ab-ſichten ſey. Nicht ſelten werden die, welche un-terdrückten Völkern ein beſcheidenes Maaß jener unſchätzbaren Wohlthat beſchieden ſehn möchten [6]), mit ſchonungsloſer Dreiſtigkeit als Freunde der Anarchie verleumdet, ja, mit der Beſchuldigung

geſchreckt, daß ſie den Aufruhr herbeyrufen, um das Ruder der Staaten an ſich zu reißen. Selbſt die Quellen des unſchuldigſten Mitleidens und der menſchlichſten Gefühle ſind durch ſolche Anklagen vergiftet worden. Ich weiß nicht, ob es in Deutſchland Menſchen gibt, die ſich ſo in Eitelkeit und Ehrſucht berauſcht haben, daß ſie, wie verzweifelte Räuber, das Vaterland anzünden möchten, um in der Wuth der Flamme Beute zu machen; es wäre allzudreiſt es geradezu abzuleugnen, ob ſich ſchon keine Symptome eines ſolchen Wahnſinnes zeigen; aber das können wir mit Zuverſicht behaupten, daß die Anzahl dieſer Wahnſinnigen, wenn es deren überhaupt gibt, viel zu klein iſt, um einer geordneten Regierung die geringſte Beſorgniß zu verurſachen. Nur muß man nicht jede abweichende Meinung, jeden Tadel einer öffentlichen Maasregel zu einem beunruhigenden Symptome machen wollen. Der Streit über die beſte Regierungsform iſt faſt ſo alt als die Staaten ſelbſt; und alle Urtheile über das gemeine Weſen hängen mehr oder weniger mit dieſem Streite zuſammen; aber nie hat dieſer Streit einen Thron erſchüttert, oder eine Republik ihrer Freyheit beraubt. In dem demokratiſchen Athen gab es Anhänger der Monarchien, wie es ſelbſt unter Byzantiniſchen Kaiſern Bewundrer der alten Freyſtaaten gab — beydes ohne Gefahr für die Staa-

ten, in denen ſie lebten, und, was ihrer Zeit zu noch größerer Ehre gereicht, ohne eigene perſönliche Gefahr — aber man darf dreiſt behaupten, daß ſelbſt der theoretiſchen Freunde des Republicanismus in Deutſchland ſehr Wenige ſind. Mag man indeß von dieſer Behauptung halten was man will, immer werden wir uns berechtigt glauben, diejenigen, welche die Liebe der Freyheit durch ihren Zauberſpiegel in eine Megäre umwandeln, und das, was allein Aufruhr hemmen kann, als eine frevelnde Anſtifterin des Aufruhrs darſtellen, für die gefährlichſten Feinde der Sache zu halten, der ſie zu dienen ſcheinen wollen. Es iſt immer ein unheilbringendes Geſchäft, den Character eines einzelnen Menſchen verdächtig zu machen, weil ſeine Tugend nicht die unſrige, oder unſre Meinungen nicht die ſeinigen ſind; aber die Wurzel der Tugend ſelbſt, als ob es die Wurzel des Giftbaumes wäre, zu einem Gegenſtande des Schreckens und Abſcheus zu machen, das iſt mehr als auch das geduldigſte Herz ertragen kann. Doch laßt uns einen Augenblick zugeben, daß Freyheit in dem Munde ihrer Lobredner nur das Feldgeſchrey der Anarchie ſey; daß die, welche ſich an demſelben als Brüder des weitverbreiteten ſchwarzen Bundes — denn weitverbreitet nennt Ihr ihn, um die Furcht zu vergröſſern — erkennen, von Eitelkeit, Ehrſucht und Geldgier

getrieben, nichts anders wollen, als die jetzigen Piloten des Staatsſchiffes über Bord zu werfen, ſich ſelbſt an das Ruder zu ſetzen, und dem Haſen des Eldorado der Macht und Volksgunſt zuzuſteuern; wir wollen dieſes für den Augenblick zugeben, und die Anklage des Eigennutzes und Neides über Allen ſchweben laſſen, die nicht Theil an der Regierung haben; nur ſey es uns erlaubt zu fragen, ob denn Alle, welche die Regierung unter ſich theilen, frey von allem Eigennutze ſind? ob ſie ſich einzig und allein dem Beſten der Fürſten und dem Wohle des Vaterlandes widmen, ohne den Genuß der Gunſt, die Nähe des Throns, den Glanz des Ranges, die Vortheile des Einfluſſes und der Einkünfte in Anſchlag zu bringen? oder ob es nicht eben dieſe Güter ſind, die ihnen auf ihrer dornigen Bahn das Leben erſt wünſchenswerth machen? Hier ſtänden alſo beyde Parteyen gleich. Aber diejenigen, ſagt Ihr, welche im Beſitze des Regierens ſind, ſuchen die Ordnung; ihre Gegner ſtreben nach Auflöſung der Ordnung! Aber doch nur der, welche Euch eben begünſtigt, nicht einer jeden; denn wer regieren will, kann Ordnung nicht entbehren, wie groß auch ſeine Macht ſey. Hier iſt alſo — bis auf den Uebergang, welcher die eine Partey an die Stelle der andern rückt — Alles wiederum gleich; und wir dürfen mit Zuverſicht annehmen, daß

wenn die Partey, die ſich als Beſchützerin des hei-
ligen Graales der Ordnung ausbringt, aus ihrem
Beſitze vertrieben würde, ihr Schmerz über das
Verlohrene wenigſtens nicht geringer ſeyn würde,
als bey den Gegnern die vorausgeſetzte Begierde
nach dem Beſitz; daß ſie alſo die neue Ordnung
ihrer Sieger nicht ſonderlich begünſtigen, und
demnach eben ſo wohl der Anklage eines Strebens
nach der Anarchie (der Gegenrevolution) Preiß
gegeben ſeyn würde. Wäre es alſo nicht beſſer,
jene verhaßten, unerwieſenen und unerweislichen
Beſchuldigungen aufzugeben, und lieber zuzuge-
ſtehn, daß man ein Freund der Freyheit ſeyn kön-
ne, ohne mit dem Rauſche der Regierungsluſt be-
haftet zu ſeyn? Was man auch immer über die
Geſinnungen denken mag, immer ſteht jenem
wahnſchaffenen Argwohne gegenüber die Thatſache
feſt, daß mitten in den Stürmen, welche Deutſch-
land bewegt haben, bey allen Verſuchungen zur
Abtrünnigkeit, das deutſche Volk treu zu ſeinen
Fürſten geſtanden habe. In dem Gefühle einer
wahren Vaterlandsliebe geht, wenn es dem Han-
deln gilt, alle Verſchiedenheit der Meinungen un-
ter; jeder hört nur was ihm ſein Herz und die
Pflicht gebietet, und die theoretiſchen Ueberzeu-
gungen treten willig zurück. Wir wiederholen es,
nie hat in einem geordneten Staate Verſchieden-
heit der Meinungen die Einheit des Handelns ge-

ſtört; aber bey aller Einhelligkeit der Meinungen zerfällt ein Staat, in welchem Willkühr und Eigennutz herrſcht, und deſſen Bewohner einem Heere gleichen, das nur an die Beute denkend, auch von einem ſchwachen Feinde aufgerieben werden kann. Wer es ehrlich mit den Fürſten und ihren Völkern meint, der wird, ſtatt den bösartigen Glauben an geheimen Verrath zu nähren, lieber den allgemeinen Schwerpunkt aufzufinden ſuchen, in welcher ſich alle Verſchiedenheit der Wünſche und Meinungen aufhebt, indem ſie alle in ihm zuſammentreffen. Dieſer Schwerpunkt aber kann nichts anders als die Freyheit ſeyn. Wie ein Gewölbe den Angriffen der Zeit trotzt, in welchem alle Theile nach dem Schlußſteine drücken, ſo wird auch ein Reich unerſchüttert ſtehen, in welchem alle Punkte ſeines Umkreiſes, wie weit dieſer auch ſeyn mag, ihre Radien nach dem Altare ſenden, der in der Mitte deſſelben das heilige Feuer der Freyheit nährt. Alle Punkte, ſagen wir. Denn da, wo nur Einige ſich dieſem Altare nähern dürfen, während die andern, als unreine Parias ihre Blicke und Wünſche von ihm abwenden müſſen, da iſt nicht Einheit, ſondern Zwietracht, und es gibt keine Regierungskunſt, die auf die Länge die nothwendigen Wirkungen dieſer Zwietracht hemmen könnte. Große Uebel können dann aus-

brechen. Aber die Schuld dieſer Uebel wird nicht denen zur Laſt fallen, die dem natürlichen Verlangen nach Freyheit Gehör geben, ſondern denen, die dieſes Verlangen gewaltſam unterdrücken wollen, indem ſie ſich und andre mit dem Wahne täuſchen, daß das Streben nach dem höchſten Gute die Eingebung böſer Dämonen, des Eigennutzes und der Ehrſucht, oder des noch ſchlimmeren, der reinen Freude an Verwirrung und Unheil ſey.

* * *

Wie das Kind der Wiege entwächſt, ſo entwachſen die Völker ihren alten Einrichtungen. Das Kleid, das dem Knaben paßte, iſt nicht mehr dem Jünglinge recht, und wenn ſich ein Volk frey bewegen ſoll, ſo muß ſein öffentliches Leben ſeinen übrigen Verhältniſſen angemeſſen ſeyn. Dieſen nachzugeben, ſie zu beobachten und ihnen allmählig zu folgen, iſt das Geſchäft und Streben einer weiſen Regierung. Die Religion, welche Gott dem jungen Geſchlechte der Menſchen gab, war eine andre, als die, welche aus der Stiftshütte hervorging, und auch dieſe wich jener vollkommneren, die ihre Wurzeln auf Golgatha ſchlug. Welches Heil es aber bringt, dem Gebote der Zeit ſtarr und trotzig entgegenzutreten, zeigt die Geſchichte des Volkes, das, nach-

dem das Geſetz längſt erfüllt iſt, immer noch an dem Geſetze hält, und für das, was ſonſt als Tugend hoch geehrt wird, für ſeine Standhaftigkeit und für ſein Beharren bey dem, was die Zeit auf immer zerſtört hat, nur Verachtung und Schmach erfährt.

Die Völker Deutſchlands ſind nicht mehr, was ſie vor dem ſiebenjährigen Kriege waren. Dieſer Krieg, die lange Regierung des großen Königes, die Fortſchritte der Civiliſation in allen Claſſen während der langen und tiefen Ruhe, der engere und raſchere Verkehr der Völker durch den Schwung des Handels und die Vermehrung der Reiſen; das Entwickelungsfieber der franzöſiſchen Revolution; die Unfälle, die wir erlitten, und die glücklichen Ereigniſſe, die dieſen Unfällen gefolgt ſind, haben die Nation umgeſchaffen. Alles hat ſich in ihr geändert, Anſichten, Kenntniſſe, Sitten, Gefühle, das geſellſchaftliche Leben und ihre Bildung. Soll nur ihre politiſche Verfaſſung unverändert bleiben? und iſt das Bedürfniß nach einer Umſtaltung derſelben, das ſich überall ausſpricht, nichts weiter als eine epidemiſche Krankheit, als eine Anſteckung, die durch draſtiſche Mittel vertrieben werden muß?

* * *

Nicht das, was iſt, ſondern das, was ſeyn ſoll, nicht das Beſtehende, ſondern die rechte Ord-

nung, erhält die Staaten, und gibt der regierenden Macht Anſehn und Sicherheit.

So lange in England die Häupter der großen Familien um den Beſitz der höchſten Macht ſtreiten durften, gab es weder Regierung noch Freyheit. Es mochte einem Warwick ſchmeicheln Könige zu machen; aber die, welche er auf das Gerüſte des Thrones ſetzte, waren hier nur Herolde ſeiner Macht, oder eigentlich der durch ihn genährten Anarchie. Könige waren ſie nicht. Und was iſt die Geſchichte von Frankreich eine Reihe von Jahrhunderten hindurch anders, als die Geſchichte der Greuel, die aus einer ungeordneten Verfaſſung, wie das Unkraut aus einem verwilderten Acker, aufgehn? Wir wollen nicht von den frühern Zeiten ſprechen, wo die dem Feudalweſen eigenthümliche Zwietracht auch durch das Kirchenweſen genährt wurde; nicht von dem blutigen Aufſteigen des Hauſes Valois; den wilden Freyheitsplanen und den Bauernkriegen dieſer guten alten Zeit (1357); aber wie war die Minderjährigkeit Carl des VI. von dem wüthenden Kampfe ſeiner nächſten Verwandten befleckt, die in dem ehrſüchtigen Streite um den größten Antheil der Macht, das Reich mit Aufruhr und Mord erfüllten. Unausgeſetzt raßte dieſe Wuth, ſelbſt nicht durch den Krieg mit England gehemmt [7]); und nachdem Carl VII. ſein Reich wieder erobert hat,

empört ſich, von dem misvergnügten Adel gereizt, ſein eigener Sohn gegen ihn. Ein neuer Bund aufrühreriſcher Vaſallen ſteht gegen Ludwig XI. auf, mit dem eignen Bruder des Königs an ſeiner Spitze, und ſchreibt dem Könige auf dem Schlachtfelde harte Bedingungen vor. Von den Waffen beſiegt, überwindet Ludwig ſeine einheimiſchen Feinde durch hinterliſtige Politik, und erobert ſich als König eine würdigere Stellung, indem er auf die Würde des Menſchen Verzicht thut. Aber auch dieß nur auf kurze Zeit. Nach ſeinem Tode erhebt die Ariſtokratie von neuem ihr übermüthiges Haupt, und hemmt, ſo viel an ihr liegt, den Fortgang der beſſern Ordnung, zu der die Stände von Tours (1484), mit Zuſtimmung des Königes, den Grund legen. Von den Regierungen der letzten Valois zu ſprechen iſt unnütz. Sie ſind die Geſchichte der hochmüthigſten Anmaaßung, die von der Religion die Fackel der Verwüſtung und einen populären Vorwand leiht, und auch nach den Siegen Heinrichs des IV. nicht raſten wollte. Es hat nicht an dieſer Partey gelegen, deren Nachkommen jetzt ohn' Unterlaß Heinrichs Nahmen im Munde führen, daß Frankreich des Beſten der Könige beraubt wurde; und nicht von allen ward ſein gewaltſamer Tod betrauert. Mit erneuerter Gewalt bricht der alte Dämon des Aufruhrs unter Ludwig XIII. aus, und als ihn Richelieus

ſtarke Hand nicht mehr niederbeugt, erhebt er das Haupt von neuem unter der Minderjährigkeit ſeines Nachfolgers. Prinzen von Geblüt kämpfen ungeſcheut gegen den Thron, und treiben den König aus ſeinem Sitz; ja, ſie ſcheuen ſich nicht mit den Fremden Gemeinſchaft zu machen, und durch ſpaniſche Waffen ihre Mitbürger morden zu laſſen. Endlich erſtickt Ludwig des XIV. Klugheit die wilden Flammen und der unruhigen Geſchäftigkeit des Adels wird in den Schranken der Hofintrigue ein minder gefährliches Gebiet erőfnet. Doch war die Ruhe noch nicht befeſtigt, und der Mangel einer geordneten Verfaſſung that ſich ſelbſt noch unter Ludwig des XIV. Regierung in den heftigen Händeln, welche das Kirchenweſen, und unter ſeinem Nachfolger die Anſprüche der Parlamente verurſachten, hinlänglich kund. Der Ausbruch der Revolution hat gezeigt, daß die Fluth nur gehemmt, nicht zu gefahrloſer Sicherheit in wohlbewahrte Betten geleitet war. In einem geordneten Staate wäre dieſer Ausbruch unmöglich geweſen.

Wir ſetzen dem düſtern Gemälde der alten franzöſiſchen Monarchie die Schilderung entgegen, die ein Kenner der Geſchichte von ihrer jetzigen Lage macht:

„Sie hat nicht, wie zu jener Zeit, eine mächtige Geiſtlichkeit vor ſich, die den Aufruhr predigen und leiten könnte.“

„Sie hat keine Parlamente vor ſich, die ſich das Recht anmaaßen, ihre Befehle zu lähmen oder gar zu vernichten, und durch Aufſtand ihre uſurpirte Macht rechtfertigen können.“

„Sie hat nicht die Vereine des hohen und niedern Adels vor ſich, die ſtets zum Aufſtand geneigt, Herrn der Provinzen und der vorzüglichſten Städte des Reichs, ehrgeize Werkzeuge fremder Ränke waren, mitten im Frieden in Banden und Gegenbanden von mehrern Hunderten ſelbſt in Paris bewaffnet umherzogen, und jeden Augenblick bereit waren ſich in Schlachtordnung zu ſtellen.“

„Die Proteſtanten bilden nicht mehr im Staate eine Partey, die geneigt wäre für gemeinſame Vertheidigung zu den Waffen zu greifen. Glücklich durch das große Ereigniß, das ihnen die Freyheit des Cultus und die bürgerlichen Rechte ſichert, hat Frankreich keine beſſern Bürger, der conſtitutionelle Thron keine eifrigern Vertheidiger als die Proteſtanten.“

* * *

In einem ſchlecht geordneten Staate, deſſen einzelne Theile nicht gehörig verbunden ſind, mögen dieſe Theile Landesdiſtricte oder Claſſen von Menſchen ſeyn, niſtet ſich, wie in einem ſchlechtunterhaltenen Hauſe das Ungezieſer, Misgunſt von der einen, Mistrauen von der andern Seite ein, und ein großer Theil der Kräfte, die man

auf die Verbeſſerung dieſes Zuſtandes wenden könnte, werden im feindſeligen Bewachen und gegenſeitigen Hemmen verſchwendet. Eine Regierung, die ſich in Erfindung von Hemmungen erſchöpft, kann ſicher überzeugt ſeyn, daß ſie die rechte Mechanik der Staaten noch nicht gefunden habe.

* * *

Der Despotismus iſt ein Fauſtrecht, welches den Gegner erſt durch Liſt feſſelt, und ihn dann ohne Kampf beraubt und erſchlägt.

In einer willkührlichen Regierung eignet ſich die Macht alle Kräfte der Geſellſchaft an, ohne dieſer die Selbſthülfe übrig zu laſſen.

Es iſt für das Wohl der Welt vollkommen gleichgültig, ob Grauſamkeit und Willkühr von Demagogen oder von Miniſtern ausgeübt wird. Das Blut der Opfer eines Torquemada und Ellio ſchreit nicht weniger laut zum Himmel, als das, welches Kleon und Robespierre vergoſſen haben.

Die Verbrechen der Demokratien ſind ein erwünſchtes Thema für die Diener der Gewaltherrſchaft; die Verbrechen des Despotismus für die Volksführer. Das Recht iſt auf beyden Seiten gleich. Es iſt ein Kampf wüthender Spinnen, der mit dem Untergange beyder Kämpfenden endigt.

* * *

Der Bekämpfer öffentlicher Misbräuche erntet bey denen, die in dieſen Misbräuchen Vortheil finden, Haß, bey dem Publikum, dem ihre Abſchaffung nützt, wenig Dank. Ihre Vertheidigung wird beſſer belohnt. Die Dankbarkeit iſt eine Laſt, die, wenn ſie ſich auf viele vertheilt, ohne Bedenken abgeworfen wird; daher nichts gewöhnlicher iſt, als der Undank des Volkes gegen ſeine Freunde und die Beförderer ſeines Wohls. Dieſe Erfahrung, die ſich in gefahrvollen Zeiten und bey Volksbewegungen immer bewährt, und von den Feinden der Freyheit nie unbenutzt gelaſſen wird, nährt und begünſtigt jene Baſtard-Klugheit, die nur einen Vorwand ſucht, um vortheilhafte Schlechtigkeit zu üben, und das beſchwerliche Gute nicht zu thun. Diejenigen, welche die Größe der Gracchen, oder eines Kleomenes nicht ableugnen können, haben gewonnenes Spiel, wenn ſie die Thaten dieſer Männer auf dem Boden der Klugheit angreifen, und mit dem Maaße des Erfolges meſſen. Hätten dieſe Klüglinge mit Chriſto gelebt, ſeine Angriffe auf die Mißbräuche der herrſchenden Kirche wären ihnen ein Spott und Greuel geweſen; denn der Wohlthäter der Menſchheit ward an das Kreuz geſchlagen! Gemeine Menſchen, aus allen Claſſen, haben zu allen Zeiten die Rolle der Kriegsknechte geſpielt; und doch — Dank ſey es der unverwüſtlichen Güte der menſchlichen Natur — ha-

ben ſich zu allen Zeiten Menſchen gefunden, die, unbekümmert um Undank und Verfolgung, nur dem Gotte in ihrer Bruſt Gehör gegeben, und für das undankbare Geſchlecht gekämpft und geblutet haben.

* * *

Wenn in einem Staate die Geſetze von unabhängigen Richtern mit gleicher Wage und gleichem Gewichte für Alle gehandhabt werden, ſo wird das Volk, auch bey einer mangelhaften Verfaſſung, dennoch zufrieden ſeyn können. Auch mangelhafte Geſetze, auf dieſe Weiſe vollzogen, werden doch der allgemeinen Freyheit keinen Eintrag thun. Aber da, wo die höchſte Macht Zepter und Schwerd an die richterliche Wage knüpft, da ſind auch die vollkommenſten Geſetze nichts anders als Formeln, mit denen der allmächtige Wille eines Zauberers ſchwarze und weiße Geiſter nach Belieben heraufſchwört, und die Regierung kann ſich dann nur aus dem Böſen, das ſie nicht thut, ein Verdienſt machen [8]).

* * *

Eine Regierung, die ſich der Sicherheit und des guten Fortgangs erfreuen ſoll, muß das Vertrauen der Regierten haben. Vertrauen iſt eine freye Gabe; ſie kann nur aus Ueberzeugung quellen, und dieſe iſt das Produkt einer richtigen Einſicht und geſunden Gefühls. Durch den Glauben

an die Güte ſeines Willens regiert der Hausvater, und die Kinder gehorchen in dieſem Glauben, ohne nach Gründen zu fragen. Aber der Gehorſam des Herzens, ſo ſchön und heilſam dem kindlichen Alter, genügt allein nicht mehr, wenn das Kind zur Mündigkeit herangereift iſt, wenn es aus dem Schatten des väterlichen Hauſes auf den Scheideweg tritt, der es zu eigner und freyer Wahl auffordert, oder wenn es ſich ſelbſt eine Hütte baut, ein Weib hineinführt und Kinder erzeugt. Der Gehorſam des Herzens fordert nun auch, was jenen nicht aufhebt, die Zuſtimmung der Einſicht. So iſt es auch mit dem Verhältniſſe der Völker zu ihren Regierungen. Immer ſoll der Fürſt der Vater ſeines Volks bleiben; nie ſoll das Vertrauen von dem Volke weichen; aber dieſes Vertrauen ſoll nicht die Wirkung blinder Hingebung, es ſoll zugleich auf den Glauben und auf die Einſicht gebaut ſeyn. Einer guten, weiſen und gerechten Regierung wird es niemals mangeln.

* *
*

St. Thomas ſagt in ſeiner an den König von Cypern gerichteten Schrift de Regimine Principum, „da die Lenker der Staaten nicht immer mit den zum Regieren erforderlichen Gaben ausgerüſtet wären, ſo müſſe man wünſchen, daß den Staaten eine ſolche Einrichtung gegeben werde,

wodurch die Fürſten der Freyheit beraubt würden, ihre Völker zu mishandeln.“

Eine ſolche Einrichtung iſt ohne Zweifel die ſtellvertretende Verfaſſung.

Für keinen Gegenſtand hat ſich die Zeit ſo laut und ſo beſtimmt ausgeſprochen. Keine Forderung iſt von den Fürſten für gerechter erkannt worden; und diejenigen, welche die Wünſche ihrer Völker erfüllt haben, haben ſchnell die heilſamen Früchte ihrer weiſen Nachgiebigkeit eingeerntet. Nicht, daß durch den Zauberſtab einer ſtändiſchen Verfaſſung Wüſten augenblicklich in Paradieſe umgeſchaffen, alle Mängel und Gebrechen getheilt, und alle Klagen beſchwichtigt worden — welcher Verſtändige hätte das erwarten mögen? — aber die Erhaltung des Guten hat durch ſie eine beſſere Gewähr, ſeine Vermehrung eine höhere Wahrſcheinlichkeit gewonnen; und, was mehr als Alles iſt, das Vertrauen iſt geſichert, das heilige Band zwiſchen Fürſten und Volk iſt befeſtigt, der Glaube geſtärkt und die Einſicht erhöht worden.

In allen deutſchen Ländern, die ſich der ſtändiſchen Verfaſſung freuen, herrſcht die tiefſte Ruhe. Das Licht der Oeffentlichkeit hat das Mistrauen vernichtet, und die Könige ſchlafen ruhig, nicht, weil ſie, nach dem Wunſche eines bekannten Republikaners, welcher die Freyheit haßt, die erträumte Verſchwörung der Illuminaten und Ja-

cobiner zermalmt, ſondern weil ſie jede Verſchwö- rung unmöglich und jeden ihrer Bürger zu einem freywilligen Wächter ihrer Sicherheit gemacht ha- ben. Glückliches Baiern, deſſen König dein Va- ter, der Schöpfer deiner Freyheit und deines Ruh- mes iſt! Glückliches Baiern, deſſen Thronerbe mit der vollen Andacht ſeines ſchönen Herzens auf dem Altare deiner Freyheit opfert, und ihren Segnungen Dauer und Sicherheit verſpricht! Un- auslöſchlich wird in Deiner Geſchichte der Nahme Deines Max. Josephs ſtrahlen, des beſten und des geliebteſten der Könige; und wenn noch ſpäte Enkel in dem Schatten deiner heiligen Freyheits- Eiche ruhen, und mit gerechtem Stolze ihre Ver- faſſung, ihre Wiſſenſchaft, ihre Sitten, und Bil- dung rühmen, ſo werden ſich ihre Blicke nach dem Vielgeliebten wenden, mit dem für Baiern das Jahrhundert ſeines höhern Ruhmes begon- nen hat.

* * *

Eine Regierung, die eine freye Verfaſſung decretirt, ihrer Ausübung aber im Verborgenen entgegenarbeitet, oder Andern es erlaubt, zerſtört weniger die Freyheit als ſich ſelbſt. So fiel der Thron Ludwig XVI in Trümmern; nicht durch die Schuld dieſes rechtſchaffnen Königes, ſondern durch die Verkehrheit ſeiner vorgeblichen, aber

übelunterrichteten Freunde, die durch das, was ſie für Staatsklugheit hielten, den Glauben an das Wort des Königes und an ſeine Schwüre zerſtörten. Und ſollte Frankreich von neuem ein Raub innerer Zwietracht werden, ſo wird dieſer Dämon aus der Kluft aufſteigen, die ſich zwiſchen den Verheißungen der Charte und ihrer Erfüllung findet. Dieſe Kluft, ſo ſcheint es, erweitert ſich in jeder Sitzung der Stände, und ſo werden ſich durch jede Sitzung die Stellvertreter des Volks und das Volk ſelbſt immer fremder werden. Das Wahlgeſetz wird bald bewirkt haben, was man beabſichtigt, und wenn dann die Kammer der Gemeinen nur ein Organ der Ariſtokratie ſeyn wird, ſo wird die Freyheit, die ihre Stütze da ſuchen ſoll, wo ſie immer am meiſten befeindet worden *), irgendwo anders Hülfe ſuchen müſſen. Und wer wird dann das Unglück, das entſtehn mag, verſchuldet haben?

* * *

Die Abneigung Mancher aus den höhern Ständen gegen die ſtellvertretende Verfaſſung iſt

*) S. Burke in the Motion relative to the Speech from the throne. 1784. Works. Volume IV. p. 167.

in der Abneigung gegen Oppoſition gegründet. Gewohnt ihren Willen, ihre Meinungen und Beſchlüſſe nur gegen einen Höhern zu vertreten, dünkt es ihnen empörend, ſich oder ihre Standesgenoſſen von einer Kammer der Gemeinen beurtheilen, ja tadeln und zur Rechenſchaft ziehen zu laſſen. Wer dieſes Gefühl nicht überwinden kann, wem ſeine Perſönlichkeit theurer iſt als das Wohl des Vaterlandes und des gemeinen Weſens, das er zu fördern berufen iſt, der taugt nicht zum Miniſter eines conſtitutionellen Staates, ja, vielleicht überhaupt zu keinem Poſten dieſer Art. Denn daß, wie in einer Maſchine nur durch Gewicht und Gegengewicht, durch Kraft und Gegenkraft Bewegung erhalten wird, ſo auch in einem Staate nur durch den Gegenſatz der Kräfte Leben gedeihen kann, daß das Erlöſchen alles Widerſtandes in Einem Willen geiſtiger Tod, die freygegebene Aeußerung des diſſentirenden Willens das einzige Mittel iſt ihn gefahrlos zu machen, daß alſo eine Oppoſition einem Staate eben ſo nothwendig, wie dem Leibe das doppelte Getrieb des Herzens iſt — das bedarf keines Beweißes für den, der den Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft und des Staatsvereins in etwas Höheres ſetzt, als in den ungeſtörten Genuß eines bequemen phyſiſchen Daſeyns. Was jeder Menſch an ſich ſelbſt erfährt, daß, „ſobald er keinen Widerſtand findet, er ſich ſelbſt vergißt, ſaumſelig

wird, ſelbſt in den gewöhnlichen Pflichten, zum Sclaven der Sinne herabſinkt und derer, die dieſen um ihres Vortheils Willen ſchmeicheln *)", ſollte das eine Ausnahme bey den Verwaltern der Staaten leiden? Da aber der Widerſtand unbequem, ja oft kränkend iſt, ſo iſt nichts gewöhnlicher, als diejenigen, von denen er ausgeht, die Oppoſition, des böſen Willens, demokratiſcher Geſinnungen und einer ſtrafbaren Ehrſucht zu beſchuldigen, und ſich durch dieſe Beſchuldigungen von der Achtung, die ſie fordert, loszukaufen. „In Verſammlungen, ſagt Ferguſon *), die aus Menſchen von verſchiedenen Anlagen, Gewohnheiten und Faſſungskraft zuſammengeſetzt ſind, könnte nur eine übermenſchliche Einwirkung Uebereinſtimmung in jedem wichtigen Punkte hervorbringen. Bey verſchiedenen Meinungen und Anſichten wäre es unredlich ſich des Streites zu enthalten; daher denn das Lob der Einhelligkeit als eine Gefahr für die Freyheit betrachtet werden muß. Man kann ſie nur mit der Gefahr wünſchen, an ihre Stelle die ſchlaffe Gleichgültigkeit für das gemeine Wohl, die Käuflichkeit derer, welche die Rechte des Va-

---

*) Johannes Müllers Werke. IX Th. S. 29 f.

*) History of civil Society. Sect. V. p. 404.

terlandes verkaufen, oder die Knechtſchaft andrer eintreten zu ſehn, die unbedingt einem Führer folgen, der nun einmal ihren Geiſt unterjocht hat. Die Liebe des gemeinen Weſens und die Achtung gegen ſeine Geſetze, das ſind die Punkte, in denen die Menſchen zuſammenſtimmen müſſen; aber wenn, bey ſtreitigen Gegenſtänden, unabänderlich die Meinung Eines Individui oder Einer Partey angenommen und befolgt wird, ſo muß man die Sache der Freyheit ſchon für verrathen halten."

* *
*

Die Kunſt zu regieren wird in dem Maaße ſchwerer, in welchem ſich der Reichthum, die Bedürfniſſe und Ideen vermehren. Armuth und Unwiſſenheit macht viele Geſetze entbehrlich; die Unkenntniß der Bedürfniſſe erhält die Genügſamkeit, und die Anſprüche, welche an die Weisheit der Regierungen gemacht werden, ſtehen im genaueſten Verhältniſſe mit der Maſſe der Einſichten, die ſich bey den Völkern findet. Es fällt daher in die Augen, daß eine Regierung, welche ſich das Monopol der Befriedigung ihrer Unterthanen vorbehält, und nach alter väterlicher Weiſe ihre Kinder bevormunden und verſorgen will, ſich in einer Zeit, wie die jetzige iſt, gegen die immer vermehrten, durch wahre und erkünſtelte Bedürfniſſe veranlaßten Forderungen, nicht mehr zu retten ver-

mag. Es iſt zwar ſehr leicht, über den Hang zum Genuß, welcher die Zeit beherrſcht, und die Vermehrung ihrer Bedürfniſſe Klage zu führen; auch Enthaltſamkeit zu predigen, iſt nicht ſchwer; aber alles dieſes Klagen und Predigen hilft im Ganzen dem Uebel ſo wenig ab, daß es vielmehr von Jahr zu Jahr ſteigt. In demſelben Maaße aber, in welchem das Leben der Einzelnen mehr fordert, als je, haben auch die Regierungen ihre Bedürfniſſe erweitert und ihre Forderungen vermehrt, woraus denn ein Verhältniß entſtanden iſt, dem eines Haushaltes ähnlich, wo der Hausvater den volljährigen Kindern ihr mütterliches Erbtheil vorenthält, und bey einer ungenügenden Competenz, die er ihnen giebt, Rechenſchaft von ſeiner Verwaltung verſagt. Je mehr der Einzelne für ſich bedarf, deſto abgeneigter wird er jeder Erhöhung an Laſten ſeyn, die im Namen des öffentlichen Wohls — ein Wort, das da, wo nichts öffentlich iſt, für die Meiſten gar keinen Sinn hat — gefordert werden; und je weniger er ſelbſt geneigt iſt, ſeine Genüſſe zu beſchränken, deſto willkührlicher und drückender werden ihm jene Forderungen ſcheinen müſſen. Dieſes ungünſtige Verhältniß tritt auch in der That bey jedem neuen Anſinnen der Regierungen ſichtbarer an das Licht, theils in offener Weigerung, theils in lautem Murren und in bittern, oft grundloſen, aber dem guten

Vernehmen immer nachtheiligen, Beſchwerungen.

Daß dieſes Uebel, welches keiner wohlgeſinnten Regierung gleichgültig ſeyn kann, ſo wenig als ein unter ſich wühlendes Geſchwür mit Gewalt niedergedrückt werden kann, iſt leicht zu erkennen. Und welche Regierung möchte ſich in unſerer Zeit eine gewaltthätige nennen laſſen? oder welche könnte hoffen mit Gewalt gegen ſolche Uebel auszureichen [9])? Was bleibt ihr alſo übrig, um die Eintracht herzuſtellen, und ſich gegen unverdiente Vorwürfe zu retten, als daß ſie ſich entſchließe, der väterlich gemeinten Willkühr in Bevormundung ihrer Unterthanen zu entſagen, und den Schleyer aufzuheben, der ihre Verwaltung bedeckt? Mit dem Geheimniſſe wird das Mißtrauen, und mit dem Mißtrauen auch das Murren über willkührliche Belaſtung ſchwinden. In das Nothwendige findet ſich der Menſch; nicht aber in das Willkührliche. Wie nach dem obigen Beyſpiele das Murren der Kinder durch aufrichtige Rechnung zum Schweigen gebracht werden wird, ſo werden auch, zugleich mit dem Scheine der Willkührlichkeit der Regierungen, die ungemeſſenen, launiſchen Forderungen aufhören, welche der Unterthan einer unbeſchränkten oder geheimnißvollen Regierung immer an dieſe zu machen geneigt iſt. In einem Staate, der ſich wie eine Manufactur

der Glückſeligkeit betrachtet wiſſen will, deſſen Inneres nur den wenigen Vorſtänden bekannt werden darf, muß ſich der Bürger nothwendig in dem Verhältniſſe eines Leibeigenen ſehen, welcher Haus und Vieh, und im Fall der Noth jedes Bedürfniß des Lebens von ſeinem Gutsherrn fordern darf; nur mit dem Unterſchiede, daß ſeine Forderungen noch ungemeſſener und ſchwerer zu befriedigen ſind. Daß jenes Verhältniß wenigen Seegen bringt, hat die Zeit endlich erkannt; ſollte nun nicht jede Regierung eilen, ſelbſt den Vorwand von Anforderungen zu zerſtören, die bey dem immer wachſenden Bedürfniſſe von beiden Seiten, immer zudringlicher werden, und, da ſie nicht befriedigt werden können, immer größere Unzufriedenheit, und, in nachtheiligen Verhältniſſen, auch wohl Empörung und Aufruhr erzeugen können?

Man ſetze uns hier nicht das Beyſpiel von England entgegen, wo ja doch die Oeffentlichkeit der Verwaltung jenes ſchreckliche und zerſtörende Uebel nicht hemmen könne. Vielmehr kann man wohl mit allem Rechte behaupten, daß es nur die Oeffentlichkeit iſt, welche jenem Uebel noch einen Damm ſetzt, und das Daſeyn der Regierung ſichert. Schwerlich aber möchten ſich auch irgendwo wieder ſo viele Umſtände vereinigen, um ein ſo unnatürliches Fabrikſyſtem, und auf dieſes eine noch

unnatürlichere Meeresherrſchaft zu gründen, woraus ſich jener Abgrund von Schulden gebildet hat, welche jetzt ſeiner Seits, ſonderbar genug, der Größe und Macht Großbrittaniens zur Grundlage dienen muß. In dieſen unermeßlichen Abgrund blickt ein Theil der Nation mit Entſetzen, ein anderer mit Ingrimm, der dritte und vielleicht größte Theil wendet die Augen ganz von ihm ab, und taumelt an ſeinem Rande mit dem ſchrecklichen Troſte fort, daß der Reſt des ausgehöhlten Bodens doch wohl erſt das nächſte Geſchlecht verſchlingen werde. Bey dieſem post me diluvium iſt aber freylich an Zufriedenheit und Ruhe nicht zu denken?

* * *

König Wenzel von Böhmen war blind, oder ſo gut als blind. Er hielt es aber verborgen, und ſeine Unterthanen ſollten es nicht inne werden. Wenn daher Jemand zu ihm kam, fragte er zuerſt ſeine Diener, wie der Mann gekleidet ſey. Dieſe ſagten es ihm bisweilen, oft aber betrogen ſie ihn auch vorſätzlich. Dann redete er den Eintretenden an: Gott grüß Euch! Ihr habt ein grünes Kleid an. Ich ſeh' es wohl. — Aber das Kleid war gelb oder blau. Dieſer Scherz war ſchlecht und gemein, aber doch ziemlich unſchuldig. Wenn aber die Diener zu ihrem Herrn ſagen: Euer Volk

trägt die Farbe des Aufruhrs im Herzen; es geht mit Jacobiniſchen Ränken um; Euer Thron wankt, und er wird unter Euch einbrechen, wenn Ihr uns nicht noch mehr Gewalt verleiht, und die Schranken, in denen ſich Euer Volk bewegen darf, noch enger ſtellt — ſolche Reden ſind kein Scherz mehr, und der Herr, der nach ihnen handelt, iſt nicht weniger betrogen als der Böhmiſche König; nur ſind die Wirkungen ſeiner Leichtgläubigkeit unheilbringender für Andre und für ihn ſelbſt.

* * *

In dem Augenblicke, wo ſich die Willkühr auf ein göttliches Recht beruft, flieht Freyheit und Gerechtigkeit zum Himmel. Nur Aftergeſtalten von ihnen bleiben auf Erden zurück. Unter Alexanders Nachfolgern, und zuerſt in Aegypten, ſprachen ſchmeichelnde Dichter aus, die Könige wären von Zeus. Wie haben die Ptolemäer den Anſpruch auf dieſe Abkunft beglaubigt? Wie die Byzantiniſchen Kaiſer? Wie ſo viele von denen, die ſich Statthalter Gottes auf Erden nannten, Bonifacius der VIII. Alexander VI. Sixtus der V. und noch viele Andere?

* * *

Die Freunde der abſoluten Monarchie, oder, wie ſie es lieber nennen, der väterlichen Gewalt,

ſo wie ſie allen Grundſätzen der Stellvertretenden Regierungsform den Krieg machen, ſind insbeſondere auch der Verantwortlichkeit der Miniſter entgegen, in ſo fern dieſelben irgend einer andern Hut, als der Einſicht und dem Willen ihrer unbeſchränkten Herrn unterworfen ſeyn ſollen.

Niemand hat ſich je um das menſchliche Leben und ſeine mannichfaltigen Verhältniſſe auch nur oberflächlich bekümmert, ohne die Bemerkung gemacht zu haben, wie gering verhältnißmäßig die Zahl der Menſchen iſt, die ihr eigenes beſchränktes Hausweſen mit Verſtand zu ordnen, Jedem ſeine rechte Stelle anzuweiſen, Frau, Kinder und Geſinde recht zu behandeln und zu beherrſchen wiſſen. Und doch was für ein geringes Maaß von Einſicht, Thätigkeit und Character gehört hierzu, wenn es mit dem verglichen wird, was der große Haushalt eines ganzen Landes erheiſcht? Oder wäre vielleicht ein Kriegsſchiff leichter zu lenken als ein Bot? ein Heer leichter zu ordnen als eine Compagnie? Oder liegt in dem Nahmen des Königthums, liegt in Krone und Zepter eine geheime Kraft, welche alle Fülle von Einſicht, Kraft und Character unmittelbar verleiht, oder den gänzlichen Mangel dieſer Eigenſchaften unſchädlich und gefahrlos macht? —

Der Monarch ſoll alſo allein die Schritte ſeines Miniſters bewachen und regeln? Gern und

freudig nehmen nehmen wir an, daß jeder legitime Monarch mit dem Gedanken an die Größe und Heiligkeit ſeiner Pflichten erfüllt iſt; daß er früh und ſpät ſeinem hohen Berufe lebt, und daß es in unſern Tagen auch nicht Einen gebe, der, wie jener König von Portugall *), die Reiherbeize für ſein Amt, das Regieren aber für eine traurige Nebenſache hält. Iſt aber mit dem Wohlwollen und der Erkenntniß der Pflicht auch zugleich die Einſicht verliehn, um in der Beurtheilung fremder Handlungen nie zu irren, und in dem oft unvermeidlichen, oft abſichtlich gelegten Labyrinthe miniſterieller Verwaltung nie den Ariadne-Faden aus der Hand zu laſſen? Und wenn auch dieſer Grad von Intelligenz, Scharfſinn und Wiſſenſchaft eine nothwendige Mitgabe der Legitimität wäre, ſo iſt es doch ſicher die Allwiſſenheit nicht. Wie mag aber ein Monarch Ungerechtigkeiten wehren, die ſo fern von ſeinem Throne geſchehn, daß das Geſchrey der Unterdrückten ſein Ohr nicht erreicht? Denn die väterliche Gewalt erkennt kein Organ der öffentlichen Meinung, keine Stellvertreter, deren Pflicht es heiſcht die Beſchwerden des Volks vor den Thron zu bringen, und keine öffentlichen Blätter, die ohne Hemmung und Zwang die Gebrechen des Staates enthüllten.

---

*) Alphons der V.

Wenn aber den gewiſſenhaften Monarchen ein Zweifel an der Redlichkeit ſeiner Miniſter befällt, was bleibt ihm, bey dem Mangel jener Organe der Oeffentlichkeit, übrig, als die Begünſtigung der geheimen Einflüſterungen, eine geheime, nur ihm bekannte Polizey, und die durch die Nahmen der Tibere und Domitiane auf ewige Zeiten hin gebrandmarkte geheime Angeberey.

Wie aber, wenn es geſchähe, daß ein Monarch den Thron beſtiege, der ohne Glauben an ſich, ohne Willen, nur zu ſchlaffer Nachgiebigkeit erzogen, unbekümmert um die Regierung und ſein Volk, nur dem Vergnügen lebte; der hoch erfreut, die drückende Laſt der Geſchäfte auf die Schultern gefälliger Diener legen zu können, es mit der Redlichkeit dieſer Diener nicht ſo genau nähme, oder auch nicht den Muth hätte, eine durch Geburt, Würden und äußern Glanz verhüllte Nichtswürdigkeit zu entſchleyern? — Wo bleibt dann die Obhut? und wird nicht der Thron, bey ſolch einer väterlichen Regierung, früher oder ſpäter eben ſo brechen, wie ein Handelshaus, deſſen Herr auf dem Kiſſen der Bequemlichkeit ruht, während ſeine Gehülfen die Güter des Hauſes verſchleudern, und die Quellen ſeiner Einkünfte zu ſich ſelbſt herüberleiten?

Düprat, Kanzler Franz des Erſten, hatte mit Leon dem Zehnten jenes berüchtigte Concordat abgeſchloſſen, das die Quelle ſo vieler Mishelligkeiten und Händel geworden iſt. Das Reich fuhr ſchlecht dabey; aber der römiſche Hof lohnte dem Kanzler durch Pfründen aller Art, durch Bisthümer und Erzbisthümer und zuletzt durch den Cardinalhut. So hatte er mit unerſättlicher Habſucht unermeßliche Reichthümer aufgehäuft. Bey dem Tode Clemens des VII. fiel ihm ein, Papſt zu werden; und da der König die Koſtbarkeit dieſes Unternehmens einwendete, erbot er ſich 400,000 Thlr. aus ſeinem Vermögen zu zuſchießen. Der König ſchien nun den Plan zu genehmigen. Die Summe wird aus dem Hauſe des Cardinals abgeholt und in den Schatz des Königs gelegt. An die Beförderung auf dem römiſchen Thron wird nicht mehr gedacht.

So hütete dieſer König ſeinen Miniſter, indem er den Raub mit ihm theilte! Als derſelbe Düprat im Hôtel de Dieu einen neuen Krankenſaal bauen ließ, ſagt der König: Warlich, der Saal muß groß ſeyn, wenn Alle hinein kommen ſollen, die er zu Bettlern gemacht hat!

Welch' ein väterlich-königliches Wort!

* * *

Keine Regierung kann geordnet heißen, in welcher nicht alle einzelnen Theile — wie verſchiedenartig ſie auch ſeyn mögen — gleichſam Einen Leib bilden, den Eine Seele und Ein Herz belebt. Keiner darf ſich, ohne eine ſolche organiſche Einheit, auf die Länge Sicherheit verſprechen. Die Macht reicht dazu nicht hin. Nur da, wo die Regierung aus freyem Antriebe und mit aufrichtigem Sinne die Rechte der Menſchen ehrt, wird Ordnung, Einheit und Sicherheit möglich ſeyn. Unter den Rechten der Menſchen aber ſteht Gleichheit vor dem Geſetz und Freyheit der Gewiſſen zu oberſt.

Es iſt der Ruhm der conſtituirenden National-Verſammlung dieſen Grundſatz ohne Rückhalt ausgeſprochen und feſtgeſtellt zu haben; und es zeugt für die unverwüſtliche Vortrefflichkeit deſſelben, daß er die Stürme der Revolution, des Bürgerkriegs, der Republik und des Kaiſerthums beſiegt, zu allen Zeiten, auch mitten im Ungewitter, wie ein leuchtender Stern geſtrahlt, und auch nach der Wiederherſtellung des Königthums nicht hat ausgelöſcht werden können.

Die Schickſale der Proteſtanten in Frankreich ſeit der Kirchenbeſſerung ſind hinlänglich bekannt. Man darf mit Dreiſtigkeit behaupten, daß die Aufhebung des Edictes von Nantes mit allen ſeinen heilloſen Folgen einen eben ſo großen Antheil

an der Revolution habe, als die Verſchwendung des Hofes, und ſicher einen größern, als die Schriften der jetzt ſo angefeindeten Philoſophen.

Es iſt ſehr zu beklagen, daß eine ſo hellſtrahlende Wahrheit in unſern Tagen und nach ſo großen Erfahrungen dennoch hat verkannt werden dürfen. Napoleon war nicht ſo bald entthront, als die alten grauſamen Vorurtheile wieder Platz nahmen, und die Altäre der Kirche, die ſich die alleinſeligmachende nennt, von neuem mit dem Blute Proteſtantiſcher Bürger befleckt wurden. Man hat ſie beſchuldigt Anhänger Napoleons zu ſeyn. Wär' es ein Wunder, wenn ſie eine Regierung zurückgewünſcht hätten, die das Schwerd des Fanatismus in der Scheide hielt, während es jeder Glaubens-Partey die Ausübung der heiligſten Rechte ſicherte? Aber auch dieſe Anklage war von Wahrheit entblößt. Auch iſt ſie verſtummt und zu Boden gefallen, nachdem die jetzige Regierung eine würdigere Stellung genommen, und die Verheißungen der Charte in Rückſicht auf ihre Nicht-Katholiſchen Unterthanen beſſer zu erfüllen angefangen hat.

Die armen Waldenſer in den Thälern der Alpen waren durch Jahrhunderte der ſchrecklichſten Verfolgungen und fortgeſetzter harter Bedrückungen ihrem Glauben nicht entfremdet worden. Die Er-

oberung von Piemont (1798) brachte den Bedräng- ten zum Erſtenmale das langentbehrte Gut bürger- licher Freyheit und der Berechtigung zu Allem, was jeder franzöſiſche Bürger fordern darf. Sie erbauten ſich Kirchen, und wählten aus ihrer Mitte Obrigkeiten und Richter. Ihre Krieger dienten mit Auszeichnung in dem Heere, und ſtiegen — jetzt zum Erſtenmale — zu jedem Grade, auf den militäriſches Verdienſt Anſpruch machen darf. Ih- re Prediger wurden vom Staate unterſtützt. Sie waren glücklich, bis Napoleon fiel. Der König von Sardinien kehrte den 20ſten Mai 1814 in ſei- ne Staaten zurück, und ſchon an dem folgenden Tage ſetzte ein königliches Edict alles wieder in den Zuſtand von 1798 zurück. Das alte Syſtem wur- de in allen ſeinen Zweigen erneuert; und die legi- time Regierung beraubte die unglücklichen Walden- ſer der Rechte, die ſie ſechzehn Jahre hindurch un- ter der uſurpirten genoſſen hatten. Ihre Vorſtän- de wurden ihnen genommen und durch die untaug- lichſten Subjecte erſetzt; die neu erbauten Kirchen wurden verſchloſſen, und den armen Gemeinden die Hülfe entzogen, die ihnen der Staat während jenes glücklichen Zwiſchenraumes geleiſtet hatte. Als die Dolche fanatiſcher Mörder in Nimes wü- theten, hing auch über ihrem Haupte das Schwerd. Preußens Verwendung ſoll ſeitdem ihr Schickſal ein wenig verbeſſert, und der König von Sardi-

mien den Gottesdienſt der Waldenſer gewiſſer⸗maaßen anerkannt haben *).

Es wird ewig der Ruhm des Proteſtantismus bleiben, daß er zuerſt die Grundſätze der Dultung, welche die Grundlage des wahren Chriſtenthumes ſind, in das Leben gerufen hat. In den Grenzen von Deutſchland iſt keine proteſtantiſche Regierung mehr, die nicht die Feſſeln ihrer katholiſchen Unter⸗thanen gelößt, und die Freyheit des Gewiſſens mit den Rechten des Bürgers verbunden hätte. Nur wenige katholiſche Staaten haben die Erwie⸗derung verſucht; vollſtändig herrſcht proteſtan⸗tiſche Gewiſſensfreyheit und nicht erſt ſeit dem Jahre 14, in Baiern. Wie in einigen auswärtigen Staaten, die ſich mit Verſuchen einer freyen Ver⸗faſſung beſchäftigen, die erſte und dringendſte For⸗derung aller Freyheit, die der Gewiſſen, hartnä⸗ckig zurückgewieſen worden, iſt nur allzu bekannt; und in andern, die in dieſer Rückſicht das Rechte nicht verkannt hatten, iſt dieſe ſchöne Frucht der Civiliſation durch ein unglückliches Verhängniß in ihrem erſten Erſcheinen zerſtört worden. Hätte ſich

*) S. Vaters Anbau der neuſten Kirchengeſchichte. 1 Th. S. 153. ff.

aber auch kein einziges katholiſches Land zu dem bequemt, was die Zeit, die Vernunft und die Religion ſelbſt gebieteriſch fordert, dennoch würde der Proteſtantismus ſeiner Seits auf dem Grundſatze der Freyheit beharren müſſen. Mag immerhin der katholiſche Klerus die arme Einfachheit proteſtantiſcher Kirchen verachten; mögen immer ihre Miſſionäre die Welt durchziehn, um mit allen Mitteln, die ihrer Kirche zu Gebot ſtehn, für dieſe zu werben; immerhin mögen ihre neugeworbenen Jünger die Wohlthaten der Kirchenverbeſſerung, die ſelbſt der katholiſchen Kirche ſo heilſam geworden iſt, herabwürdigen; dennoch werden die proteſtantiſchen Regierungen das, was ſie aus freyem Willen zugeſtanden haben, nicht zurücknehmen, und ſich eben dadurch als weiſe Freunde des Evangeliums bewähren, welches keine Art des Cultus, aber Liebe, keine Hierarchie, aber Eintracht vor Gott geboten hat. Nicht in der Zahl ſeiner Anhänger, ſondern in ſeinem innerſten Weſen liegt die Kraft des Proteſtantismus; den Kern dieſes innerſten Weſens aber bildet die Ueberzeugung, daß der Glaube eine freye That des Gemüths ſey, auf die weder Furcht noch Eigennutz Einfluß haben dürfe. Nie werden mehr proteſtantiſche Fürſten in den Irrthum gerathen, durch zwingende oder beſchränkende Geſetze der Ueberzeugung zu Hülfe zu kommen, oder den Umtrieben der Bekehrer etwas

Anderes als die Wahrheit entgegen zu ſetzen. Jede Handlung der Dultung iſt eine Handlung der Gerechtigkeit; jede Handlung der Gerechtigkeit aber iſt eine Stütze der Macht. Nie wird ſich ein Staat der Sicherheit, nie eine Regierung der Furchtloſigkeit rühmen dürfen, welche die Abweichung von dem herrſchenden Glauben durch Gewalt niederdrückt. Verſchiedenheit der Meinungen in allen Gegenſtänden gehört zu dem Weſen der menſchlichen Geſellſchaft. Die Religion macht davon keine Ausnahme; ja, da ſie jenſeits dem Gebiete der Erfahrung liegt, iſt ſie auch zu allen Zeiten eine fruchtbare Mutter der allerverſchiedenſten und abweichendſten Meinungen geweſen. Dieſes thut der Frömmigkeit keinen Eintrag, und bringt dem Staate keine Gefahr. Die Aufgabe, welche dieſer zu löſen hat, kann nie ſeyn, alle Meinungen zu vereinigen, noch weniger, dem Aufkeimen neuer Meinungen entgegen zu treten, ſondern eine ſolche Stellung zu gewinnen, worinne er den verſchiedenſten Anſichten, die ſich immer entwickeln mögen, gewachſen iſt.

Wer ein wenig mit der Geſchichte der Theologie bekannt iſt, weiß ſehr wohl, daß ſie ſich ganz allmählig geſtaltet hat, und daß das Chriſtenthum des erſten Jahrhunderts etwas ganz anderes war

als die Dogmatik der zur Herrſchaft gelangten Kleriſey und der Nicäniſchen Väter. Nicht daß ſich ſeine Quellen vermehrt, daß neu aufgefundene Schriften der Jünger Chriſti die Lehren des Meiſters erweitert, oder daß eine vollſtändigere Ueberlieferung die Dunkelheiten dieſer Lehre aufgehellt hätte — die Quellen dieſer Lehren waren die nemlichen geblieben, nur ihre Anwendung hatte ſich geändert, und dieſe Anwendung hing auf das engſte mit der Philoſophie der Zeit zuſammen. So geſchah es, daß mehr als Eine Lehre, über welche die frühere Zeit nichts feſtgeſtellt, ja, die ſie kaum berührt hatte, von philoſophirenden Chriſten aufgebracht und ausgebildet, und, meiſt nach vielen und bittern Streit über ihre Zuläſſigkeit, von den Verſammlungen der herrſchenden Kirche angenommen ward. Hatte ſich dann Einmal die höchſte Autorität einer Lehre bemächtigt, und das Anathema über diejenigen ausgeſprochen, welche fortfuhren andrer Meinung zu ſeyn, ſo wurde das philoſophiſche Gerüſt, auf dem ſie ſich erhoben hatte, weggenommen, und das Dogma ſtand, nicht anders als ob es ein unmittelbares Geſchenk göttlicher Eingebung ſey, wie ein Stern an dem Himmel der Kirche, die es nicht ungern ſah, wenn ſein erſter Urſprung in Vergeſſenheit gerieth. So iſt die Dogmatik ſehr allmählig auf dem Boden der nun von den Rechtgläubigen angefeindeten

oder verachteten Philoſophie erwachſen; ſo wie auch viele Lehren der ſogenannten Ketzer, die zum Theil auch als rechtgläubige Lehre einer vorübergehenden Herrſchaft genoſſen, und dann wieder, oft durch ſehr irdiſche Mittel, ihres kirchlichen Anſehns beraubt worden ſind. Es würde umſonſt ſeyn dieſes abzuleugnen. Die Geſchichte ſpricht allzulaut, und wir dürfen ſie immer hören, ohne zu fürchten, daß das Chriſtenthum, der Glaube an Gott oder die Grundſätze der Frömmigkeit und Tugend durch die Kenntniß der Entſtehung der Theologie nur im geringſten gefährdet ſey. Denn eben dieſe Geſchichte, welche uns über die mannichfaltige Geſtalt des kirchlichen Syſtems in verſchiedenen Zeiten belehrt, zeigt uns auch, „daß das Chriſtenthum und ſeine praktiſchen Wahrheiten, bey aller Verſchiedenheit der Meinungen über dunkle, ſtrittige und unverſtändliche Lehren, zu allen Zeiten veredelnd und beglückend auf die menſchliche Geſellſchaft gewirkt hat.“

* * *

Ueberall wo ſich die herrſchende Kirche zu einer Hierarchie geſtaltet, was auch immer die Lehren dieſer Kirche ſeyn mögen, ſind die Wirkungen der Hierarchie nicht zu vermeiden. Selbſt die Verfaſſung von England, wie geordnet ſie übrigens

ſeyn mag, hat ſie nicht hemmen können, und die furchtbaren Ereigniſſe des Jahrs 1780, ſo wie die Greuel, die das unglückliche Irland verheeren, werden ſich noch ſo lange wiederholen, bis die Gewiſſensfreyheit aller Parteyen eine feſtere und geſetzlichere Grundlage erhalten hat, als die bloße Nachſicht gewährt. Die Teſtacte, indem ſie Jeden, der nicht zur biſchöflichen Kirche gehört, von allem Antheil an der Regierung und den Würden, die ſie verleiht, ausſchließt, iſt, was auch immer die Urſache ihrer Entſtehung geweſen ſeyn mag, ein Werkzeug gewaltſamer Unterdrückung, deſſen Wirkungen um deſto ſchmerzlicher gefühlt werden muß, je ſtolzer ſich die herrſchende Kirche erhebt. Einige der härteſten Geſetze gegen die katholiſchen Unterthanen wurden im J. 1778 aufgehoben; da aber dieſe Handlung der Gerechtigkeit noch viel zu unvollſtändig war, um den Fanatismus der herrſchenden Kirche zu zügeln, ſo erhob die Empörung ihr Haupt. Unter dem Feldgeſchrey *) einer wüthenden Rotte, die nur von der hohen Kirche, nicht aber vom Papſtthume wiſſen wollte, gingen die Häuſer und Kirchen der Katholiken in Flammen auf, und ſelbſt ihr Leben, ſo wie das Leben Aller, welche ſich der Gewiſſensfreyheit angenommen

---

*) No popery! the high church for ever!

hatten, war in Gefahr *). Ganz London war beſtürzt, und es iſt kein Zweifel, daß, wenn die Katholiken Widerſtand gethan oder Rache geübt hätten, alles Leben und Eigenthum der unſchuldigſten Bürger bedroht geweſen wäre.

Wie man im ſüdlichen Frankreich den Proteſtanten Abneigung gegen den legitimen Monarchen zur Laſt legte, ſo klagte man in England die Katholiken des Haſſes der Freyheit an. Es wäre ihnen wohl zu verzeihen, wenn ſie eine Freyheit nicht liebten, die ihre Unterdrückerin iſt; denn nie hat man geſehn, daß Heloten die Vorrechte ihrer Sieger liebten. Die religiöſen Ueberzeugungen der Katholiken ſind mit jeder Regierungsform vereinbar, und niemand kann zweifeln, daß ſie eben ſo gut Republikaner als Unterthanen eines Monarchen ſind; wohl aber iſt ihre Hierarchie, da wo ſie zu herrſchen gewohnt iſt, den Formen einer freyen Verfaſſung abgeneigt, die ihre Geſchäftigkeit aus dem Gebiete der Staatsverwaltung verbannt, und auf die Lehre und Sitten beſchränkt. Die Hierarchie liebt immer nur

*) Mit gleichem Fanatismus waren im Jahr 1710, der biſchöflichen Kirche zu Ehren, die Bethäuſer der Presbyterianer zerſtört, und ihre Beſchützer gemishandelt worden.

ihre eigne Macht, und alle Blätter der Geſchichte bezeugen den Misbrauch, den ſie davon gegen ſelbſtſtändige Fürſten und Regierungen gemacht hat. Da dieſe Macht lediglich von der Meinung abhängt, die davon im Gange iſt, ſo flieht ſie jederzeit, wenn die öffentliche Meinung ſich von ihr wendet, als ſchutzloſe Flehende zu dem Throne der höchſten irdiſchen Gewalt, und fordert, indem ſie den engen Bund des Thrones und Altars geltend zu machen ſucht, die Blitze derſelben gegen ihre Widerſacher auf. Zu allen Zeiten hat ſie ſich im Nachtheil demühig, im Siege hoffärtig und ſtolz gezeigt, ohne, wie es die Natur großer Körperſchaften mit ſich bringt, durch irgend eine Rückſicht der Dankbarkeit in ihren Forderungen gemäßigt zu werden.

Alle Herrſchſucht iſt gewaltthätig, die allergewaltthätigſte aber iſt die, welche auf Meinungen ruht. Bey dem geheimen Bewußtſeyn der innern Schwäche dieſer Stütze, iſt ihr einziges und unabläſſiges Bemühn, den Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Lehren zu verſtärken, und dieſen alle nur denkbaren heilbringenden Eigenſchaften beyzulegen; während ſie ihre Gegner nicht nur für Unwiſſende und Irrende, ſondern für Böſewichter erklärt, die aus Verſtocktheit und Stolz der Wahrheit den Zutritt wehren. An verurtheilenden Nahmen hat es ihr dann zu keiner Zeit gefehlt; und nichts iſt bequemer, wenn man die Menſchen

wider ihren Willen beherrſchen will, als die Erfindung einer brandmarkenden Benennung, die den vornehmen und geringen Pöbel, indem ſie ihm die Mühe der Unterſuchung erſpart, gegen jeden bewaffnet, der darunter begriffen iſt. Bringt dann eine ſolche Gewaltthätigkeit die unvermeidliche Wirkung des Widerſtandes hervor, ſo gibt dieſer einen neuen Vorwand die Laſt der Unterdrückung zu mehren, das natürliche Gefühl der Unſchuld, die Forderung des gebührenden Rechts, das Zurückſtoßen der Ungerechtigkeit als Empörung zu ſtrafen, und im Einklange mit dem übrigen Syſtem, die Handlungen der Einzelnen als Geiſt der ganzen Secte auszubringen. Iſt dieſes gelungen, und es liegt in der Natur der Sache, daß es oft gelingen muß, ſo iſt die Unterdrückung auf lange Zeit entſchieden, bis endlich die lang zuſammengepreßte Kraft ſich durch irgend einen Zufall Luft macht, und ihre Banden ſprengt, um das erlittene Unrecht vielleicht an denen zu rächen, die es am wenigſten verſchuldet haben.

* * *

Die Segnungen der Gewiſſensfreyheit in den Ländern, die ſich ihrer erfreuen, waren den Blicken Joſeph des Zweyten nicht unbemerkt geblieben. Voll Eifers alles von ihm erkannte Gute ſeinen Unterthanen zu zuwenden, erließ er, ſogleich nach ſeiner Thronbeſteigung jenes berühmte Toleranz-

Edict, welches Jedem Einwohner der Oeſtereichiſchen Monarchie das Recht zuſicherte, ſeine religiöſen Ueberzeugungen frey zu bekennen, ohne von dieſem Bekenntniſſe Nachtheil für ſeine bürgerlichen Verhältniſſe fürchten zu dürfen. Dieſes Edict, mit dem Jubel der Bewunderung in ganz Europa aufgenommen, wurde unverzüglich benutzt, und brachte, zum Schrecken der herrſchenden Kirche, eine größere Menge diſſentirender Glaubensgenoſſen an das Licht, als vermuthet worden war. Wie da der Klerus auf Mittel ſann — Mittel an denen es der Uebermacht nie mangelt — die Freyheit zu hemmen, ja, faſt ganz zu vereiteln, haben Andre berichtet *); auch iſt ja bekannt genug, wie, ganz dem Sinn und Willen der Regierung zuwider, die proteſtantiſchen Einwohner des Königreichs Ungern, trotz der ihnen durch wiederholte Geſetze zugeſicherten Glaubensfreyheit, von dem Klerus der herrſchenden Kirche gedrückt werden. Aber wir kehren zu der Geſchichte des Toleranz-Edictes zurück. In Böhmen fand ſich eine Secte von Huſſiten, die ſich Deiſten oder Abrahamiten nannten, weil ſie dem alten Glauben der Erzväter zu folgen vermeinten. Ihre Vorfahren, erzählten ſie, wären bey den harten Verfolgungen, welche über ſie ergangen, ihrer Erbauungsbücher

*) S. Mosheims u. Schlegels Kirchengeſchichte: Th. VII. 2 Abth. S. 849 ff.

und Bibeln beraubt worden. Da ſie nun ihren Gottesdienſt nicht wie vorher hätten halten können, wären ſie auf den Gedanken gekommen, Gott auf eine Weiſe zu verehren, bey der ſie keine Bücher bedürften, und nach der Weiſe der Erzväter in dem Lichte der Vernunft zu wandeln. — Da erhob ſich ein allgemeines Geſchrey. Die Bitte dieſer Armen, auch noch ferner ihrem Glauben leben zu dürfen, wurde zurückgewieſen. Es wurde ihnen befohlen, ſich unverzüglich an eine katholiſche oder proteſtantiſche Gemeinde anzuſchließen, und die, ſo ſich, Gewiſſenshalber, deſſen weigerten, ihres Vermögens beraubt und an die türkiſche Grenze gebracht. In dem deshalb erlaſſenen Befehle wurde geboten, „daß wer ſich künftig bey der Obrigkeit als Deiſt anmelde, ohne weiteres, und ohne gehört, oder zu einem Unterrichte gelaſſen zu werden, 24 Prügel oder Karbatſchenſtreiche auf den Hintern erhalten, und daß dieſe Strafe ſo oft wiederhohlt werden ſolle, als er ſich in derſelben Qualität anmelde.“ Auch wer einen Andern als Deiſten angäbe, ſollte mit Prügeln beſtraft werden *).

So wurde das Gebot der Liebe geübt!

* *
*

*) S. Herders Briefe zur Beförderung der Humanität. I Th. S. 141. Dohms Denkwürdigkeiten meiner Zeit II Th. S. 279 f.

Bruchſtücke einer am 8ten Juni 1816. zur Feyer des Wiener Bundes gehaltenen Rede.

— — Wie viel Großes und Herrliches auch jene Acte enthält, deren Jahrstag wir heute begehn, ſo ſchön und glänzend die Hofnungen ſind, die ſich aus ihr, wie jenes Zeichen des neuen Bundes, das den geretteten Menſchen am Ararat aufging, erheben, ſo wollen wir doch gern geſtehn, daß wir uns am meiſten ihres Schluſſes erfreut haben, der den Bewohnern unſeres Vaterlandes die Befreyung von jenen willkührlichen Feſſeln verheißt, die bisher die Mittheilung der Gedanken gehemmt haben. Dieſe Zuſicherung enthält die Gewährleiſtung für alle übrigen Bedingungen einer weiſen und geſetzmäßigen Freyheit. Nur mit dieſer kann die Freyheit der Preſſe beſtehn, ſo wie ohne dieſe alle übrige Freyheit ungewiß und zweifelhaft wird. Nicht alle Segnungen des Friedens, die wir hoffen, können uns ſogleich zu Theil werden; aber die Weisheit unſrer Fürſten gibt uns die Gewähr, daß ſie ihnen den Weg bereiten, und keine derſelben zurückhalten werden. Sie haben ihr heiliges Wort gegeben; wie könnten wir zweifeln, daß ſie es löſen werden?

* * *

Die Freyheit der Preſſe wird auch in den Ländern, in denen ſie durch langen Gebrauch oder geſetzmäßig herrſcht, oft gemisbraucht; aber dieſem Misbrauche treten ſtrenge Geſetze entgegen; ſie iſt oft Einzelnen läſtig; aber es gibt kein Gutes im menſchlichen Leben, das Allen zugleich und zu jeder Zeit eine Wohlthat wäre. Auch die Freyheit hat ihre Laſten, und dieſe Laſten ſind oft drückender als die der Knechtſchaft unter einem milden Herrn. Wer aber möchte darum lieber ein Knecht als ein Freyer ſeyn? oder wer möchte ſein Ohr den Sophiſten leihen, die der Menſchheit ihre edelſten Anſprüche für ein Linſengericht, und die Freyheit für einen nahrhaften Pilau abkaufen wollen.

Auch die Preßfreyheit hat ihre Laſten; wir leugnen es nicht; aber iſt darum der Preßzwang ein Gut? oder wollen wir ihre Sache deshalb den Gegnern Preiß geben, die einen ruhigen Genuß allen übrigen Gütern des Lebens vorziehn? Keineswegs. Die Freyheit hat zu allen Zeiten Vertheidiger gefunden; ſelbſt die Tibere und Nerone haben ihre Stimme an den Stufen ihrer blutigen Throne hören müſſen; wie ſollte ſie jetzt verſtummen, wo Trajane ihre Völker beglücken, und Gerechtigkeit und Liebe ſich in den Palläſten umarmen? Darum ſollen uns die Stimmen jener Einzelnen nicht verzagen laſſen, die die Freyheit der Zungen zu hemmen rathen; noch wollen wir

uns der Furcht hingeben, daß die heiligen Zuſagen unſrer Fürſten, in der wichtigſten Acte gegeben, die ſeit dem Münſteriſchen Frieden erſchienen iſt, unerfüllt bleiben könnten.

Vielmehr halten wir es für eine heilige Pflicht, den verzagten Gegnern der Preßfreyheit mit Muth entgegen zu treten, und das, was ſie ohne Zweifel in guter Abſicht für ihre Meinung vorzubringen pflegen, mit nicht weniger guter Abſicht zu entkräften.

* * *

Die Beſtrebungen der Freunde des Preßzwanges ſcheinen ſich in dem Wunſche zu vereinigen, dem möglichen Böſen, das die Freyheit der Preſſe erzeugen möchte, zuvorzukommen. Wir ehren dieſe Abſicht; aber ſie ſcheint uns eben ſo unerreichbar als anmaaßend zu ſeyn. Gibt es wohl ein zweyſchneidigeres Schwerd als die ſittliche Freyheit? Dennoch hat ſie Gott dem Menſchen gegeben, und mit ihr Brauch und Misbrauch nach ſeiner eigenen Wahl, nur die Strafe ſich vorbehaltend, wenn wir frevelhaft wählten. Und wir Kurzſichtigen, wir, die ſo ſelten wiſſen, was heilſam oder ſchädlich iſt, wir, die das Morgende nicht in dem Heute zu erkennen vermögen, noch in dem Saamen die Frucht, wir wollen ein mögliches Böſe hindern, indem wir etwas zuverläſſig

Unrechtes thun? Damit nicht ein bedenkliches Wort, ein Wort, das unſrer heutigen Anſicht nicht zuſagt, frey durch die Welt gehe, ſoll der freye Gedanke über- haupt gehemmt; die Zunge ſoll gelähmt werden, da- mit ſie ſich nicht mit Läſterungen beflecke; die zeugen- de Kraft verſchnitten werden, damit ſie nicht Unzucht treibe! Könnte man die Wahrheit auswägen wie Gold, oder wäre ſie, wie Gottes Gebot mit Gottes ei- genem Finger auf eherne Tafeln geſchrieben, ſo könn- te man Jeden, der es leſen könnte, auf dieſes ewige Geſetz verweiſen, und aller Zweifel würde zu Ende ſeyn. Aber ſo hat es die ewige Weisheit nicht gewollt; und wer ſich nicht über Gott ſetzen will, muß dem armen Geſchlechte der Sterblichen ſchon verſtatten, daß es, mit beſtändiger Gefahr zu irren [10]), unabläſſig nach Wahrheit forſchen ſoll. Das was ihr Fleiß zu Tage fördert, iſt nicht im- mer gehaltvolles Erz; aber um für das, was es iſt, erkannt zu werden, muß es an das Licht kom- men. Nicht alles, was ein verpflichteter Wara- dein der Wahrheit in ſeinem Unmuthe als Irrthum verwirft, iſt darum auch des Unterganges werth, und mancher Stein, den die Bauleute verworfen hat- ten, iſt zum Eckſtein geworden. Geht die Erde nicht noch heute um die Sonne, trotz des päpſtlichen Anathema, und der Beſchlüſſe des heiligen Offi- ciums, und Galilei's Widerruf? Sollte es denn gefährlicher ſeyn an dieſer oder jener Wahrheit zu

zweifeln, als, aus blöder Scheu, der Lüge den Rang der Wahrheit zu laſſen? Bewährt ſich nicht das Gold im Feuer und die Wahrheit im Kampf? Und welches Gehaltes mag eine Wahrheit ſeyn, die ihr Daſeyn nur durch ſcheue Flucht vor Gegnern, oder durch Machtgebote erhalten muß?

Aber iſt es nicht beſſer, das Zweifelhafte und Falſche beſtehen zu laſſen, als die Ruhe, durch Angriffe darauf zu ſtören? Wir wiſſen nicht, ob ſich irgend ein edler Mann laut zu dieſer Geſinnung bekennen möchte; aber wir wiſſen, daß der Satan der Vater der Lüge iſt, und daß man die Tochter nicht in Schutz nehmen kann, ohne mit dem Vater in Verbindung zu kommen. Auch wir ſind Freunde der Ruhe, aber erſt nach vollbrachtem Geſchäft. Das Grab verheißt uns Ruhe die Fülle; wer aber diſſeits ſteht, der ſoll ſchaffen, dieweil es noch Tag iſt. Wir alle ſind berufen, nicht bloß um von den Früchten des Feldes zu zehren, ſondern zu einem unendlichen Bau [11]). Wehe dem, den der Bauherr müſſig findet! aber wehe auch dem, der das geiſtige Werk hemmt, die Bauleute wegſchreckt oder zum Schlafe verlockt! Gibt es ein widrigeres Bild als das eines Volkes, das mit dem Munde auf die Krippe gebunden, wie eine Heerde verſchnittener Böcke, nichts erzeugt, als ſein weiches Vließ, um dieſes von Zeit zu Zeit, dumpf- und dumm-blöckend, dem dar-

zubieten, deſſen verſtümmelndes Meſſer ihm zu ſeiner ſchmachvollen Ruhe half! Und doch iſt dieſes die Idee, welcher diejenigen nachſtreben müßten, denen Ruhe ein ſo hohes Gut ſcheint, daß ſie ihr ſelbſt die Wahrheit unbedenklich aufopfern möchten. Mit dieſer Geſinnung ſind die höchſten Güter der menſchlichen Geſellſchaft, ja Alles gefährdet, was edeln Menſchen das Leben allein wünſchenswerth macht. Zerſtören, hemmen, feſſeln iſt leicht. Um die Blüthe abzubrechen, die die Kraft der Natur und der Hauch des Frühlings entfaltet hat, bedarf es nur eines Druckes der Hand, aber ſie wieder herzuſtellen, wenn ſie zerſtört iſt, und ihr Früchte zu entlocken, das vermag keine menſchliche Kraft. Wie ein unterbundenes Glied, ſo erſtirbt der gebundene Geiſt. Nichts Lebendiges wird ohne Freyheit erzeugt. Es gibt keine Tugend, keine Weisheit, keine Liebe ohne ſie. Wie die Mimoſa vor roher Berührung zurückflieht, und, wird es oft verſucht, dahin welkt, ſo geht das Edelſte der menſchlichen Natur unfehlbar zu Grunde, wenn es die Hand der Willkühr berührt.

* * *

Fern ſey es von uns, jener unruhigen Frechheit das Wort zu reden, die das Beſtehende erſchüttert, weil ſie ſich der Zerſtörung freut, das

Alte verlacht, weil es nicht neu iſt, und ſich an dem Heiligſten vergreift, aus Frevel und Uebermuth. Vielmehr wünſchen wir, und jeder Freund des Vaterlandes mit uns, daß jener Muthwille, von dem es in Deutſchland nicht viele Beyſpiele gibt, immer fern von uns ſey; daß die fromme Scheu, die zu allen Zeiten die Zier des deutſchen Nahmens war, auch forthin in allen Gemüthern wohne, ſie, die Tochter edler Mäßigung und tiefen Ernſtes, die den Schleyer der Wahrheit nur bey dem Bewußtſeyn eines reinen und unbefleckten Eifers zu berühren und zu lüften wagt. Aber dieſe heilige Scheu wird durch Verbote und Zwang nicht genährt, ſondern verletzt. Durch Macht zu ſchrecken iſt leicht; Unterthänigkeit kann erzwungen werden, aber Achtung und Ehrfurcht wird nicht durch Gebote gewonnen. Der Sclav iſt tückiſch und hinterliſtig, und von allen Zeichen der Sclaverey ſchien den Alten das Verbot des freyen Wortes das ſchlimmſte und unerträglichſte; daher denn Völker, denen die Zunge gebunden iſt, die Kunſt der Verſtellung lernen, und das, was ihnen auf offnem Wege verboten iſt, durch Liſt und geheime Bündniſſe zu erobern ſuchen. Dann ſteht nichts mehr feſt. Ein dumpfes Ahnden der Gefahr verbreitet ſich, und nährt das Mistrauen, den ſchlimmſten Feind der Ruhe und Sicherheit. Jeder Unterthan erſcheint als ein Feind, und wäh-

rend die Schmeicheley den Thron mit Hymnen und Lobliedern umringt, ſinkt er in den hohlen durchwühlten Boden ein. Wie der Glaubenszwang Atheiſten macht, ſo weckt der politiſche Zwang den Haß der Macht; und an der Diebslaterne der geheimen Policey zündet der Aufruhr ſeine Fackel an. Wo man das Licht verſtecken muß, kömmt leicht Feuer aus; und wo das Volk in der Finſterniß, Einer gegen den Andern rennt, geht es nicht ohne Unglück ab. Gönnet daher einem jeden ſein Licht, damit nicht Euerm Volke das Schickſal der thörigten Jungfraun werde; und laßt auch das Eurige leuchten, damit ſich die Welt daran erfreue und Euch nach Verdienſt und Würde ehre.

* * *

Die Preßgeſetze ſcheinen ſich auf drey Punkte zurückführen zu laſſen. Erſtlich, auf die Religion: Es ſoll nichts gegen die Religion geſchrieben werden. Dieſer Forderung ſtimmen wir mit Freuden bey, und nennen den einen Gotteslåſterer, der gegen die Religion ſchreibt. Aber damit kein Irrthum uns tåuſche, der ſich hinter dem vieldeutigen, ehrwürdigen Worte ſo leicht verbirgt, ſo laßt uns übereinkommen, was wir Religion nennen wollen. Iſt es Euch das, was Gottes Athem von Ewigkeit her in das Herz des Menſchen gehaucht, jene

heilige Offenbarung des Göttlichen und Heiligen; jene fromme Ehrfurcht gegen Gott und ſein Gebot; jenes frohe Vertrauen zu dem Vater, der über ſeine Kinder wacht; die Hoffnung der Unſterblichkeit; die Freude an dem Guten und der Abſcheu der Sünde? Iſt Euch dieß Religion, ſo wird die Verletzung jenes erſten Geſetzes ſo ſelten ſeyn, daß es kaum eines Geſetzes bedürfte; aber wo ſie erſcheint, wird ſie ſich, wenn ſie Frevel iſt, ſelbſt noch eher beſtrafen, als die Hand der Obrigkeit ſie erreicht, oder, wenn ſie als Lehre (philoſophiſcher Atheismus) auftritt, weder gehemmt, noch beſtraft, ſondern mit ihren Waffen bekämpft werden müſſen. Iſt aber unter Religion jenes äußere Gebäude gemeint, welches jedes Volk bey ſich, nach Maaßgabe ſeiner Bedürfniſſe, zuſammengeſetzt hat — und es iſt leider nur allzu gewöhnlich, das Wort in dieſer Bedeutung und die Form für die Sache zu nehmen — ſo ſehen wir nicht wohl, wie jenes Geſetz erfüllt werden ſoll. Wenn es der Religion zuwider iſt, gegen den römiſchen Cultus zu ſtreiten, oder gegen die orthodoxe Lehre der Griechiſchen Kirche, ſo iſt es auch zuverläſſig gegen die Religion, die Lehre der Augsburgiſchen Confeſſion oder den Calvinismus, oder die 39 Artikel der Anglicaniſchen Kirche anzugreifen. Hier entſteht nun ſogleich die Frage, ob eine Religionsparthey ungehindert, und ohne dem Geſetze

zu verfallen, gegen die Lehren, Satzungen und Gebräuche der andern, aber nicht gegen die ihr ſelbſt eigenthümlichen (gegen ihre eigene Religion) ſchreiben dürfe? Iſt das Erſtere — und ſo lange der Zwieſpalt ſelbſt rechtmäßig beſteht, wird auch der Streit über das Heiligſte ſo wenig gehemmt werden können, als der Streit über ein irdiſches Beſitzthum bey einem noch ſchwebenden Proceß — ſo iſt nicht abzuſehn, was durch das einſeitige Verbot gewonnen werden könne. Denn nicht bloß wird ein Volk gegen das andre, das katholiſche Italien gegen das proteſtantiſche England, zu ſtreiten fortfahren, ſondern auch der einzelne Katholik in einem proteſtantiſchen Lande, wenn ihn ſein Eifer treibt gegen Luther und Calvin zu ſchreiben, wird auf das Recht trotzen können, für ſeine Religion zu ſtreiten; und eben ſo der einzelne Proteſtant unter einem katholiſchen Volke; ſo wie ohne Zweifel auch der Wiedertäufer, der Socinianer und Unitarier. Wollte man ſagen, es ſolle in einem kirchlich getheilten Lande, wie in Deutſchland, gar nichts gegen irgend eine Religionsparthey, welche Geſtalt oder Nahmen ſie auch habe, geſchrieben werden; ſo würde immer noch gefragt werden können, ob denn das ſo ausgedehnte Verbot auch von denen verſtanden werden ſole, die, indem ſie für ihre Kirche ſchreiben, ja eben dadurch allen andern entgegen treten? Conſequent

wäre das allerdings; nur würde ſich dann zeigen, daß für die Religion ſo viele heiße als gegen ſie, und daß eben den feurigſten und ſalbungsreichſten Werken, wenn ſie in dem Sinn und Geiſt einer beſtimmten Kirchengemeinſchaft geſchrieben ſind, das Imprimatur verſagt werden müßte. Ueberhaupt aber vermögen wir nicht einzuſehn, wie ſelbſt das ſtrengſte Cenſuredict ohne die treue Beyhülfe eines heiligen Officiums nur irgend einen Erfolg haben ſoll, da, wenn auch die Unzahl von Schriften, die ſeit Jahrhunderten von Heiden und Chriſten, der genommenen Anſicht nach, gegen die Religion geſchrieben worden, von Stund an nicht mehr wüchſe, es doch mehr als Eines Omars bedürfte, um die ſchon vorhandenen den Flammen und der Vergeſſenheit zu übergeben, und eines unzählbaren Heeres ſtreng rechtgläubiger Gehülfen, die in jeder Kirchengemeinſchaft, auf ein Haar zu beſtimmen wüßten, was der Religion zuwider oder ihr angemeſſen iſt.

Das zweyte Geſetz der Gegner der Preßfreyheit verbietet gegen die Regierungen zu ſchreiben. Wir wollen nicht fragen, ob unter dieſem Worte alle und jede Werkzeuge des höchſten Willens verſtanden werden ſollen; aber immer wird es ſchwer ſeyn zu beſtimmen, wie nah oder wie weit vom Throne ſich die Schranken der Unverletzlichkeit ziehen ſollen. Wahrſcheinlich werden

unſre Gegner ſchnell mit der Antwort fertig ſeyn, es ſolle nichts gegen die geheiligte Perſon eines Regenten oder ſeine Beſchlüſſe d. h. gegen die Verwaltung ſeiner Miniſter geſchrieben werden. Wir wollen dieſer Antwort nichts entgenſetzen; aber es möge uns die Frage erlaubt ſeyn, ob ſich dieſes Vorrecht auf alle und jede Regenten, mit Inbegriff ihrer Miniſter, ſo lange dieſe das Ruder führen, oder nur auf die chriſtlichen Fürſten und ihre Verbündeten ausdehne? und ob, wenn wir auch den Dey von Algier oder den König von Ceylon aus dem Spiele laſſen, in dem möglichen Falle, daß ein chriſtlicher und legitimer Monarch wie ein Dey oder ein Schah Nadir herrſche, die empörte Menſchheit auch jenſeit der Grenzen ſeiner Gewaltherrſchaft nicht klagen und warnen dürfe? Möchte wohl ein ſolches Verſtummen der höchſten Würde frommen? und würden nicht die zu Theilnehmern tyranniſcher Frevel werden, die ſie auch in der weiteſten Ferne durch Schweigen zu ehren geböten. „Euer Handwerk, ſagte eine fromme Dame zu einem ſatyriſchen Dichter, iſt gegen die chriſtliche Liebe.“ — Nun ſo erlauben Sie mir gegen den Feind der Chriſtenheit, gegen den Großtürken, zu ſchreiben. — „Er iſt ein ſouveräner Herr; gegen Perſonen ſeines Standes darf man die Achtung nicht verletzen.“ — Oder gegen den Satan? — „Man muß Niemanden Böſes nachſagen.“

Das dritte Geſetz nimmt die **Sitten** in Schutz. Es könnte auch das erſte ſeyn, und vielleicht das Einzige. Ich habe hierüber wenig zu ſagen. Auch ich wünſche, ſo ſehr wie irgend ein Vertheidiger des Preßzwanges, daß die Sittenloſigkeit nicht durch Schriften genährt werde: ſo wie ich ebenfalls von ganzer Seele wünſche, daß nie etwas gegen einen unſrer Fürſten geſchrieben werde. Aber ich will das Eine wie das Andre nicht durch Verbot und Furcht, ſondern, bey voller Freyheit, durch Ueberzeugung und tiefes Gefühl. Ich wünſche daher, daß ein wahrhaft religiöſer Sinn alle Stände erfülle, und das Heilige ſo ſchütze und ſchirme, daß der Leichtſinn ſelbſt auf den Gedanken eines Angriffes verzichten müßte; daß alle Regierungen durch wahrhafte Weisheit und durch furchtloſe Oeffentlichkeit ihrer Handlungen jede Verleumdung zu Boden ſchlage; daß die Diener der Religion durch Bildung, Kenntniſſe, Frömmigkeit und reine Sitten, der Lehre, die ſie verkündigen, Würde und Anſehn verſchaffen; daß Zucht und Sittſamkeit an den Höfen wie in den Hütten wohne, und der zügelloſe Schriftſteller kein Publikum finde, das ihm ſein Ohr leihe. Dieß ſind weitgreifende Wünſche, die durch wohlfeile Edicte nicht zu erreichen ſtehn; aber, wenn wir nicht irren, die Einzigen, die der Würde der Regierungen, der Bildung der Völker und dem Stan-

de der Cultnr in Deutſchland entſprechen. Nicht aus Finſterniß wird das Gute gebohren, ſondern aus Licht. Löſchet alſo die Sonne nicht aus, damit es Tag werde, noch die Sterne, wenn Ihr den Weg durch den Ocean ſucht; noch hemmt den freyen Gedanken, wenn Ihr ſittliche Menſchen, wenn Ihr tüchtige Arbeiter bey dem großen Bau der Weisheit verlangt. Jeder aber gebiete ſich ſelbſt zuerſt, und entſage dem unchriſtlichen Vorrechte, ſich das zu verſtatten, was er an Andern ſtraft. Wohl nicht leicht hat eine Zeit mehr Fürſten geſehn, die das öffentliche Urtheil weniger zu fürchten brauchten als die unſrige; und keine Zeit iſt daher mehr berechtigt geweſen, die Löſung der alten Feſſeln der Preſſe zu hoffen. Durch die Erfüllung dieſer Zuſage werden ſich unſre Fürſten ein Denkmal ſetzen, das vernehmlicher als jede Lobrede ſpricht, und das ihre Nachkommen ohne Unterlaß erinnern wird, nach den Tugenden und Sitten ihrer Ahnherrn zu ringen, um wie dieſe ohne Furcht das Urtheil der Welt über ſich frey geben zu können.

* * *

Anmerkungen und Zugaben.

1.

Der Ankläger der Zeit thut das Alter jenes Sazes durch eine Stelle Ciceros (de legibus II. 4.) dar. Er hätte noch etwas weiter hinaufſteigen mögen; denn der römiſche Philoſoph dankt dieſe Stelle dem Plato, der ſie vielleicht von einem Pythagoräer entlehnt hat. Doch darauf kömmt wenig an. Wichtiger iſt, daß beide Philoſophen überzeugt waren, die Idee des Geſetzes ruhe in Gott und gehe aus von Gott; ohne doch deshalb der Befugniß zu entſagen, ſelbſt, nach eigener Kraft ihrer Einſicht, eine Geſetzgebung zu entwerfen, welche beſſer ſeyn ſollte, als die von den Vätern ererbte. Vielmehr ſchien es ihnen recht und weiſe Geſetze aufzuſtellen, nach je-

nem uralten Weſen gebildet, welches aller Dinge Quell und Urſprung iſt; Geſetze, die, wie alles Menſchliche, nur eine Annäherung an die höchſte Idee ſeyn, und eben deshalb, und weil das menſchliche Geſchlecht nicht auf Einer Stelle verweilen kann, eine fortgeſetzte Verbeſſerung verlangen. Nur dann, wenn die Weiſeſten und Beſten mit einem auf das Höchſte unverwendet gerichteten Blicke, ſich jener Verbeſſerung der Geſetze widmen, wird der Wille Gottes, in vollkommener Uebereinſtimmung mit den Forderungen der Vernunft erfüllt.

„Wo keine Geſetze ſind, ſchreibt Jacobi (Werke 2. Th. S. 366.) da iſt kein gemeines Weſen, folglich auch keine bürgerliche Freyheit. Wo willkührliche Geſetze Platz finden, da iſt, ſo weit dieſe reichen, wieder keine bürgerliche Freyheit; und willkührlich iſt ein jedes Geſetz, welches keine nothwendige Folge der unveränderlichen ewigen Geſetze der Natur iſt. — — Die Mehreſten haben bey Unterſuchung der politiſchen Freyheit andre Geſichtspunkte, ſo daß es gemeiniglich dabey nur auf die Frage hinausläuft: ob es zuträglicher ſey, ſich der willkührlichen Gewalt eines Einzigen, einer gewiſſen Anzahl aus der Menge, oder

dieſer Menge ſelbſt zu unterwerfen d. i. welche Gattung des Despotismus wohl die beſte ſeyn möchte. Eine Frage, die nicht ſehr verdient, daß ſich ein weiſer Mann damit beſchäftige."

2.

„Es iſt die größte Ungereimtheit, ſagt Cicero (de Leg. I. 15.) Alles für gerecht zu halten, was auf Einrichtungen und Beſchlüſſe [alte Gewohnheiten und Anmaßungen] gegründet iſt. Würde das Recht durch Volksbeſchlüſſe, Ausſprüche der Fürſten und Urtheile der Richter begründet, ſo könnte es geſchehen, daß auch der Raub, der Ehebruch, Teſtamentsverfälſchungen und dergleichen zum Rechte würden." Man kann nicht beſtimmter jene willkührliche Geſetzgebung verwerfen, die ſich nur durch Gewalt geltend macht, und die gleichwohl von denen, die uns ohn' Unterlaß auf das Beſtehende verweiſen, indirect gebilligt wird. Aus der Ueberzeugung, daß alle Gerechtigkeit in der menſchlichen Geſellſchaft ein Ausfluß der Vernunft, als des Organs der ewigen Gerechtigkeit, ſey, leitet der Römer auch den Satz ab, daß die Gerechtigkeit, bey aller Ungleichheit, die aus verkehrten

Gewohnheiten und eiteln Meynungen entſprungen (L. I. c. 10.), dennoch für Alle die nemliche ſey: Quod si, quomodo est natura, sic judicio homines humani, ut ait poeta nihil a se alienum putarent, coleretur jus aeque ab omnibus. Quibus enim ratio a natura data est; iisdem etiam recta atio rdata est; ergo et lex,quae est recta ratio in jubendo et vetando; si lex, jus quoque. At omnibus ratio. Jus igitur datum est omnibus.

3.

Als im Jahre 1783 bey den gegen die Verwaltung der Oſtindiſchen Compagnie erhobenen Klagen Einige die Behauptung aufſtellten, es ſey unrecht, eine ſo ausgedehnte politiſche Macht einer Geſellſchaft von Kaufleuten anzuvertrauen, lehnte Burke es ab, auf dieſe Frage einzugehn, indem er (Speech on Mr. Fox's East-India Bill) ſagt: „Meine Erfahrung klärt mich hierüber nicht hinlänglich auf. Ich habe Kaufleute gekannt, die die Geſinnungen und Talente großer Staatsmänner beſaßen, und Staatsmänner die den Character und die Fähigkeiten eines Kleinkrämers hatten. Meine Erfahrung hat mir keine Veran-

faſſung gegeben, in irgend einer Lebensweiſe oder Erziehungsart Etwas anzunehmen, was zu Regierungs-Functionen unfähig machte, ausgenommen das, wodurch dieſe Functionen leider nur allzu oft erhalten werden — ich meine den Geiſt und die Gewohnheit niedriger Cabalen und Ränke. Dieſe hab' ich noch nie, in keinem Fall, mit der Fähigkeit für eine geſunde und männliche Politik vereinigt gefunden."

4

Selbſt die entſchiedenſten Freunde der Stellvertretenden Verfaſſung, oder, was eben ſo viel iſt, die Gegner der abſoluten Monarchie ſtimmen in die Forderung einer religiöſen Grundlage ein. Bailleul's Zeugniß (Kritiſche Unterſuchungen 2 Th. S. 339.) mag hier ſtatt aller dienen: „Erkennt man an, daß die öffentliche Gewalt im Willen Gottes ruht, daß ſie ein Ausfluß ſeiner Macht iſt, woran er die Erhaltung der Menſchen im Ganzen und im Einzelnen gebunden hat; erkennt man an, daß die Geſetze nur die Folgerungen aus dieſem Geſetze ſeyn können, ſo gibt man dadurch der höchſten Autorität im Staate und den Ge-

ſetzen einen religiöſen Character, der bisher durchaus verkannt wurde. Warlich, Alles iſt religiös, Alles iſt heilig in dem Princip einer Regierung. Dieſes fühlten alle entſtehenden Völker, ehe es bey den alten Philoſophen ein Reſultat ihrer Prüfung wurde. In dieſem Sinne kömmt, wie der h. Paulus ſagt, alle Gewalt von Gott." Er ſetzt hinzu „man könne nicht umhin die Autorität des Princips: Thue Andern nicht, was du nicht willſt, daß dir geſchehe, anzuerkennen, und als eine wohlthätige Offenbarung zu verehren, die von Gott ſelbſt dem Menſchen in das Gewiſſen geſchrieben worden."

Dieſe Erklärung genügt allen Forderungen; aber ohne ſie kann die Annahme einer religiöſen Grundlage in der Regierung der Staaten eine Quelle der gräßlichſten Willkühr werden. „Auch die Tyrannen, ſagt der h. Auguſtinus (de Civit. Dei V. 19), können ſich auf ein göttliches Recht berufen; denn es iſt die Vorſehung, welche die höchſte Gewalt in ihre Hände legt, wenn ſie glaubte, daß die Menſchen ſolche Herſcher verdienen." Darum aber wird niemand ſagen, daß die Tyrannei eine religiöſe Grundlage

habe, da ja ſonſt jedes ſchändliche Gewerbe, welches Gott zuläßt, das nemliche von ſich rühmen könnte. Jedes gewaltthätige Werk der Ungerechtigkeit iſt irreligiös, was auch immer ſein Gegenſtand ſeyn mag. Daher eine Regierung, welche, nach ihren ſubjectiven Anſichten, eine gewiſſe Art von Religion, welche es auch ſey, durch Gewalt zu ihrer Grundlage machen wollte, weit entfernt durch die Beſchaffenheit ihres Gegenſtandes gerechtfertigt zu werden, vielmehr ſich der höchſten Ruchloſigkeit ſchuldig machen würde.

5.

Folgende Worte Ferguſon's (History of civil Society. Part. VI. Sect. 5. p. 408.) ſind des tiefſten Nachdenkens werth: „Nie iſt die Freyheit in größerer Gefahr, als wenn wir die Glückſeligkeit eines Volkes nach den Wohlthaten abmeſſen, die ein Fürſt gewähren kann, oder nach der Ruhe, die eine billige Verwaltung begleiten mag. Der Machthaber kann durch ſeine heroiſchen Eigenſchaften blenden; er kann ſeine Unterthanen in dem Genuſſe jedes ſinnlichen Vortheils und Vergnügens ſchützen; aber die

Wohlthaten, die aus der Freyheit entſtehen, ſind von andrer Art. Sie ſind nicht die Früchte einer Tugend oder einer Güte, die in der Bruſt eines Mannes wohnt und wirkt, ſondern eine Mittheilung der Tugend ſelbſt an Viele, und eine ſolche Vertheilung der Verrichtungen der bürgerlichen Geſellſchaft, wodurch Vielen die Ausübung und Anwendung der Kräfte ihrer Natur verliehen wird."

6.

„Das Höchſte der Freyheit in ihrer abſtracten Vollkommenheit iſt nirgends vorhanden, und ſoll nirgends vorhanden ſeyn. Auch die Freyheit muß beſchränkt werden, wenn man ſie wirklich beſitzen ſoll. Den Grad der Beſchränkung in jedem Falle genau zu beſtimmen, iſt unmöglich; aber es muß das beſtändige Streben einer weiſen Regierung ſeyn, durch vorſichtige Verſuche, durch vernünftige, ruhige Bemühungen auszumitteln, mit wie wenig, nicht mit wie viel dieſer Beſchränkung die Geſellſchaft beſtehen kann. Denn Freyheit iſt ein Gut, das vermehrt, nicht ein Uebel, das vermindert werden ſoll. Es iſt

nicht bloß ein Privatbeſitz vom erſten Rang, ſondern der Lebensquell und die Kraft des Staates, der eben nur ſoviel Leben und Kraft hat, als Freyheit in ihm iſt.“ Burke Letter to the Sheriffs of Briſtol.

7.

„Während dieſer Regierung (1380 — 1422) vereinigte ſich die Wuth der bürgerlichen Kriege und der Krieg mit den Fremden, um Frankreich an den Rand des Verderbens zu führen. Drey tiefe Wunden, die Schlachten bey Roſebec, Nicopolis und Azinourt, erſchöpften das Blut des franzöſiſchen Adels. Drey Meuchelmorde waren der Saame, aus dem ſo viel Unglück entſproß. Der Mord des Connetabel von Cliſſon im Anfange der Regierung; der des Herzogs von Orleans in ihrer Mitte, und endlich die Ermordung des Herzogs von Bourgogne zu Montreau. Die Frauen vereinigten ſich mit den Männern, um das Unglück des Reichs zu vollenden. Zwey Prinzeſſinnen, eben ſo ehrgeitzig als eiferſüchtig, eine verbuhlte und rachſüchtige Königin, überließen ſich ohne Rückhalt der Gluth ihrer Leidenſchaften. Alle Stände ds Reichs geriethen in Verwirrung, und fühlten die

Wirkung der öffentlichen Noth. Auch die Kirche erfuhr jene ärgerliche Spaltung, die ſie faſt unkenntlich machte, und die Schwachen mit der Furcht erfüllte, daß ihr Bräutigam ſie gänzlich verlaſſen habe.“ Histoire et Regne de Charles VI. par Mlle de Lussan. (Baudot de Juilly). à Paris. 1753.

8.

Die Unbeſchränktheit des Willens iſt zuverläſſig die gefährlichſte Feindin der Gerechtigkeit und Mäßigkeit, ja jeder Tugend. Niemand iſt ſeiner ſelbſt ſo gewiß, der, wenn der Blitz in ſeinen Händen ruht, ihn nicht bisweilen dem Zorne überläßt, und lieber thut, was er kann, als was er ſoll. Friedrich Wilhelm II. war gewiß ein wohlwollender König; aber, weil keine Schranken ſeine Macht hemmten, hat er die Klippen der Ungerechtigkeit nicht vermeiden können. Als im Jahr 1792 das Cammergericht zu Berlin in der Sache des Prediger Schulz zu Gielsdorf nicht nach dem Sinne des Königes und ſeiner Umge-

bungen geſprochen hatte, wurde denjenigen Räthen deſſelben, die zu Gnnſten des Predigers geſtimmt hatten, durch einen Cabinetsbefehl die königliche Ungnade angekündigt, ein Vierteljahr ihres Gehaltes eingezogen, und dieſer dem Irrenhauſe zugewieſen. Dieſe Strafe würde ohne Weiteres vollzogen, und das hohe Anſehen des Cammergerichtes auf lange Zeit gebrochen worden ſeyn, hätte nicht der Vorſtand deſſelben, ein edler Greis, obgleich ſelbſt für ſeine Perſon mit dem Urtheile des Gerichtshofes nicht einverſtanden, den Muth gehabt, dem Monarchen ſein Unrecht fühlbar zu machen und ſein Gewiſſen zu rühren. Nachdem er in einem Schreiben an ihn (vom 30. Jun. 1792) den tiefen Schmerz geſchildert hat, den er bey der Herabwürdigung des achtbarſten Gerichtshofes fühle, an deſſen Spitze er ſtehe, ſchreibt er folgende denkwürdige Worte: „Der gute Zuſtand der Juſtiz in allen Höchſtdero Staaten iſt hauptſächlich durch die von E. K. M. und Ihren glorwürdigen Vorfahren ſo oft gegebene Erklärung, daß der Lauf der Gerechtigkeit durch keine Machtſprüche und Cabinets-Ordres gehemmt werden ſolle, begründet worden. Ungekränkte Stimmfreyheit des Richters und

die Sicherheit, daß ihn für ſeine ohne Nebenabſichten abgegebene Meinung keine andre Belohnung oder Strafe treffen könne, als die Hochſchätzung oder der Tadel des vernünftigen Publicums, ſind und bleiben in der That die erſten und weſentlichſten Erforderniſſe einer guten Juſtizpflege. Wenn der Richter aber erſt in Gefahr kömmt, durch eine noch ſo gewiſſenhafte Meinung oder Entſcheidung ſich Ungelegenheilen, Verdruß und Strafe zuziehn zu können, ſobald ſeine Meinung das Unglück hat, einem Miniſter, oder ſonſt einem Manne von Bedeutung und Einfluß zu misfallen, o dann wird an die Stelle der gewiſſenhaften Unparteylichkeit, welche bisher in E. K. M. Gerichtshöfen geherrſcht, bald eine verderbliche Politik treten; man wird bey Abgebung ſeiner Stimme nicht mehr wie bisher bloß auf Gott, Geſetz und Gewiſſen, ſondern auf Klugheit, auf eignen Vortheil und eigne Erhaltung Rückſicht nehmen; gegen keinen größern und Mächtigern wird der Arme und Verlaſſene Gerechtigkeit erhalten, und auf den Plätzen der biedern und gerechten Männer, welche jetzt die Preußiſchen Gerichtshöfe faſſen, werden künftig feige und beſtechbare Miethlinge ſitzen, ſo wie es in allen

den Staaten der Fall iſt, wo die Gerichtshöfe unter dem Einfluſſe der Günſtlinge und Großen ſtehen.“ *)

Dieſe muthigen Worte waren mit der Bitte um Zurücknahme des Cabinetbefehls verbunden; und dieſe Bitte wurde erfüllt.

9.

„Wenn es gilt, ſagt Burke (Works. Vol. 3.) ein zahlreiches, thätiges, muthiges Volk in Abhängigkeit zu erhalten, ſo iſt Gewalt nicht nur ein verhaßtes, ſondern ein ſchwaches Werkzeug. Ihr Gebrauch iſt immer nur auf eine gewiſſe Zeit beſchränkt. Sie kann für den Augenblick unterdrücken, aber ſie überhebt nicht der Nothwendigkeit, dieſes Unterdrücken zu wiederholen; und man kann ſchwerlich ſagen, daß man ein Volk regiere, das man immer von neuem erobern muß. — Die Anwendung der Gewalt iſt noch überdieß unſicher. Schrecken iſt nicht immer ihre Wirkung, und eine Rüſtung iſt noch kein Sieg. Mislingt der Verſuch, ſo iſt Alles verlohren. Wenn

*) S. Vaters Anbau der neuſten Kirchengeſchichte. 1 Thl. 441 f. S.

friedliche Verhandlungen mislingen, ſo bleibt die Gewalt immer noch übrig; mislingt aber die Gewalt, ſo iſt keine Hoffnung mehr für friedliche Verhandlungen. Macht und Anſehen wird bisweilen durch Güte erkauft, aber nie kann Macht und Anſehen von der verarmten und zurückgeſchlagenen Gewaltthätigkeit als ein Allmoſen erbettelt werden.“

10.

Jacobi verſichert (Werke 2 Th. S. 414.) den beſten Unterricht aus verſchrieenen Werken geſchöpft zu haben, die nicht ſelten, nach ſeiner eignen Empfindung, auf ungeheuere Irrthümer hinausliefen.“ In eben dieſen Werken aber, fährt er fort, lag eine gewiſſe helle, große, gewaltige Anſicht zum Grunde, die mein Aug gegen Dinge öffnete, die ich gar nicht, oder dunkel, oder nur zerriſſen wahrgenommen hatte. Ich wiederhole es, daß ich unſchätzbaren Unterricht aus Schriften dieſer Art geſchöpft habe, und ſchmeichle mir, ähnliche Erfahrungen bey allen Denen anzutreffen, die mit ganzer Seele nach Wahrheit rangen.“ Alſo aus Büchern voll Irr-

thums lernte ein weiſer Mann Weisheit! O ihr Tyrannen der Meinungen und Zungen, die ihr mit Eurem Schwamm über Alles wegfahren möchtet, was Euch misfällt, ſchlägt Euch Euer Gewiſſen nicht bey ſolchen Worten? Oder iſt es Euch nicht um Wahrheit, ſondern nur um die Aufrechthaltung der patentirten und geſtempelten Meinung zu thun? Warlich! Euer Reich iſt von dieſer Welt und Eure Herrſchaft wird vorübergehn, wie der Schatten einer Wolke, wie der Ruhm Aller, die der Wahrheit nicht gehorchen, ſondern ſie beherrſchen und in ihrem Dienſte haben wollen.

11.

„In einem Lande, worin man den Verſtand durch überſtrenge Cenſur für Kontrebande erklärt, und den Ausgebildeten als gefährlich ausſchreit, wird leicht grobe Sinnlichkeit herrſchend; die Verbindung mit dem Geiſterreiche löſt ſich auf Koſten des Staates ſelbſt auf, nnd man erſetzt durch verdoppelten Misbrauch an dem Irdiſchen, was man an dem Geiſtigen unterlaſſen muß. Die Folgen ſind noch

bedeutender, treten noch ſchneller ein, wenn höhere Bildung vorher geachtet ward. Setzen gar benachbarte Regenten hohen Werth darauf, und finden ihr und ihres Volkes Heil darin, ſo blaſen der beleidigte Stolz, das Bewußtſeyn der Geringſchätzung und Verachtung anderer Völker, zur Rache, und man glaubt ſich um ſo mehr berechtigt, den Staat für ſein Mistrauen feindlich zu behandeln. Noch mehr! In einem ſolchen Lande werden Bücher zu gefährlichen Lehrmeiſtern, deren Bekanntſchaft man ſich in andern Ländern ſchämen würde.“ Klingers Werke 12 B. 109 S.

VI.

Zufällige Gedanken

über

den Religionszuſtand der Zeit.

1816.

Wenn der Verluſt des Schönen und Vortreffli-
chen ſchmerzlich iſt, ſo iſt dagegen der Gedanke
tröſtend, daß ſein Andenken dauert und ſein Bild,
von irdiſcher Bedürftigkeit gereinigt, in der Tiefe
der Seele unauslöſchlich lebt.

Der tugendhafte Menſch ſtirbt, aber die Tu-
gend iſt ewig. Die Form zerfällt, aber ihr In-
halt dauert; und erſt dann werden die Tugenden
trefflicher Menſchen mit recht inniger Freude ge-
noſſen, wenn die Banden der Form gelößt ſind,
durch die ſie gefeſſelt wurden. Dann wird die
ſtumme Dankbarkeit laut in Wort und That, und
ſtrebt ſich kund zu thun durch ſichtbare Merkmale,
damit auch die künftigen Geſchlechter Theil neh-
men mögen an ſo ſchöner und reiner Freude.

Aus ſolchen Geſinnungen iſt der Gedanke
hervorgegangen, dem Andenken eines verehrten und
hochverdienten Lehrers *) ein Denkmal zu weihen,
und wie dieſer Gedanke den innern Wünſchen Aller
zugeſagt, hat der Eifer gezeigt, mit dem er ergrif-

*) Dem verſtorbenen Löffler, im Jahr 1816.

ſen worden. Er hatte in jedem Herzen geſchlummert, nur den Aufruf erwartend, um zum Bewußtſeyn und zur That zu erwachen.

Die Zeit, in der wir leben, wird oft als eine ſelbſtſüchtige Zeit geſchmäht, vielleicht nicht mit größerem Rechte, als jede andere, vielleicht ſelbſt mit geringerem. Gewiß iſt es, daß da, wo das Andenken der Todten theilnehmend gefeyert und mit Begeiſterung gerühmt wird, die freye Liebe des Guten noch nicht erloſchen ſeyn kann; und daß da, wo ſich alle Herzen und Hände öffnen, das Grab des Verdienſtes zu ſchmücken — ohne Erwartung irgend eines Lohnes, ja ſelbſt des Dankes nicht — das Brandmal der Selbſtſucht verſchwindet.

Solche Denkmäler ſind der beſten und herrlichſten Zeiten würdig; ſie allein ſind dauernd und ewig in den Geſinnungen, aus denen ſie hervorgegangen. Viele und glänzende Trophäen, welche der Eigennutz oder die Furcht dem Stolze der Mächtigen vor ihren trunkenen Augen aufgeführt, hat die Wuth der Partheyen oder gerechter Zorn zertrümmert; viele ſind über Nacht in den Staub gefallen, aus dem ſie empor geſtiegen waren; aber bewahrt durch die Schutzgeiſter der Liebe und frommen Sinnes, dauert der einfache Stein oder das beſcheidene Kreuz, das die Zärtlichkeit trauernder Freunde auf den Grabhügel der Abgeſchiedenen

weihte, von Geſchlecht zu Geſchlechte fort. Das Gefühl, dem es ſein Daſeyn verdankt, ſichert ihm auch ſeine Erhaltung zu, und wenn es auch endlich der Zeit weicht, ſo lebt doch der Sinn, der es ſtiftete, mit unauslöſchlichen Zügen in dem Buche des Ewigen fort.

So zeugen die Gräber der Todten für die Lebenden, wie die Dankbarkeit der Lebenden für die Tugend der Todten zeugt.

Dieſes dankbare Gefühl verlängert das Daſeyn der ſcheinbar Abgeſchiedenen und ihre ruhmvolle Wirkſamkeit weit über die Grenzen des irdiſchen Lebens. Wenn der Menſch ſtirbt, und alle ſeine Kraft auf ewig in dem engen Grabe gefeſſelt ſcheint, da ſteigen ſeine Thaten rüſtig aus der Aſche auf und zeugen von ihm, lehrend oder warnend, tröſtend oder ſchreckend, und gehen als Geiſter durch die Welt, fühlbar allen, deren geiſtige Sinnen nicht verſchloſſen ſind. Ein jedes Grab, das ein ſchönes und edles Herz zerdrückt, iſt ein Thron der Tugend und Religion, wo ſie den Spiegel der Wahrheit zeigt, und mit milden und ſanften Worten zu liebender Nachfolge des verehrten Todten ermahnt. Wie ein Saamenkorn, in fruchtbaren Boden gelegt, tauſendfältige Früchte bringt, ſo der Gerechte, wenn er zu ruhen ſcheint von ſeiner Arbeit. Um ein ſolches Grab erhebt ſich ein unſichtbarer Tempel des Höchſten, in welchem der

Ewige durch reine Freude an dem Guten, durch edle Vorſätze, chriſtliche Liebe, Wohlthätigkeit, Demuth und Gerechtigkeit herrlicher geprieſen wird, als durch laute Hymnen ſelbſtſüchtiger und prahlender Herzen. Solche Kraft iſt auch aus Löfflers Aſche hervorgegangen. Sein Beyſpiel iſt lebendig geblieben und wird unter uns wohnen, ſo lange die Dankbarkeit unter uns noch empfängliche Herzen findet und das ſegnende Auge des Ewigen auf Gothas freundlichen Auen ruht.

* * *

Noch ſind die Zeiten weder ſo gut — denn das tauſendjährige Reich iſt noch nicht erſchienen — wo der geiſtliche Stand überflüſſig, noch ſo ſchlimm und verrucht, wo er unbrauchbar wäre. Noch iſt das Chriſtenthum die Quelle des Heils, und die Lehrer deſſelben, wenn ſie nur wollen, die Stütze der Staaten und der Troſt der Völker.

Wie das Böſe gegen das Gute, ſo kämpft ohn' Unterlaß die mechaniſche Kraft gegen die moraliſche an. Der Staat bedarf jener aus Noth und wegen der Unvollkommenheit, die an irdiſchen Dingen haftet; aber nicht ſelten geſchieht es, daß ſie, in dem ſtolzen Bewußtſeyn der Unentbehrlichkeit, die Thronen allein füllen und mit harter Hand Tauſende freyer Menſchen, wie im Puppen-

ſpiele, einſtimmig und einwillig lenken möchte. Der vernünftige und mündige Menſch aber will wohl regiert, aber nicht will er gezwungen ſeyn; und wenn er alle ſeine Willkühr in dieſe Hände eines Einzigen niederlegt, ſo will er auch die Entäußerung des eignen Willens durch das Bewußtſeyn freyer Entſchließung adeln. Nur in dieſem freyen Sinn, in dieſem menſchlichen und edeln Stolz können die Völker gedeihen, und ſo mächtig und unaustilgbar iſt dieſer Sinn, daß ihm, wenn es zum Kampfe kömmt, die mechaniſche Kraft auch in ihrer höchſten Ausbildung unvermeidlich erliegt. Wie furchtbar und zerſtörend dieſer Kampf ſey, haben unſere Augen geſehen, und daß er nicht wiederkehre, daß die Nothwendigkeit mit der Freyheit ins Gleichgewicht trete, das iſt zuerſt das Werk weiſer Verfaſſungen, dann aber das der Sitten, ohne die alle politiſche Weisheit eitel Thorheit iſt. Könnten die Sitten zu der größten Vollkommenheit und Reinheit geläutert werden, ſo würde in dem Augenblicke der ganze Mechanismus der Staaten wie ein überflüſſiges Gerüſte verſchwinden: Freyheit und Nothwendigkeit würden ſich in allen ihren Elementen durchdringen, und wie in dem innern Menſchen, ſo würde auch in ſeinen äußern Verhältniſſen jeder Streit auf immer geſchlichtet ſeyn. Ob nun aber gleich dieſe Idee in der Wirklichkeit nicht dargeſtellt werden

kann, ſo iſt doch kein Heil für ein Volk zu denken, bey dem ſie nicht der Gegenſtand tiefer und raſtloſer Sehnſucht iſt. Durch welche Erziehungskunſt es nun möglich ſeyn könne, einen ſolchen Eifer zu entzünden, welcher das unerreichbare Ziel mit ſo unabläſſiger Anſtrengung, als ob es ein erreichbares ſey, verfolge, ihn, wenn er entzündet iſt, zu erhalten, und nicht bloß einige Erwähltere, ſondern die große, mit dem Drucke des Bedürfniſſes, wie mit dem Andrange roher Begier kämpfende Menge damit zu erfüllen — dieß wiſſen wir nicht; daß aber das Chriſtenthum durch die in ihm wohnende Kraft der Wahrheit, ohne menſchliche Kunſt, blos durch den reinen und kräftigen Willen ſeiner Lehrer dieſes Wunder bewirken könne, hat die Geſchichte der Menſchheit gelehrt. Indem es die Großen der Welt, die über ſich keine irdiſche Macht und unter ſich nur Werkzeuge der Willkühr ſehen, vor Gott ſtellt, und den gerechten Bettler über den ungerechten König erhöht, indem es ſtolze Knie in Demuth beugt, und mitten in dem Glanze der Ueppigkeit den Abgrund des Grabes öffnet, bricht es den Uebermuth der Macht und ſtellt die Gleichheit wieder her, welche die Staatskunſt aufgehoben. Aus ihm quillt die Würde, die den Fürſten ſchmückt, und Demuth vor Gott; Kenntniß der ſchweren Pflicht und Kraft zur Vollbringung; Ernſt und Eifer in dem

hohen Beruf; unverbrüchliche Gerechtigkeit, freundliche Mildigkeit, unverdroſſene Wachſamkeit und treue Liebe gegen den letzten, wie gegen den erſten ſeines Volks.

Nicht minder kann bey dem Volke das Chriſtenthum die Quelle raſtloſen Strebens nach Reinheit und Heiligung ſeyn. Dem, der hienieden nicht hat, wo er ſein Haupt hinlege, zeigt es die Kränze des Siegs und unüberſchwenglicher Seligkeit jenſeit des Grabes, wenn er unverzagt ſeine dornige Bahn durchläuft, ohne ſträfliche Begier und ohne Murren gegen den Willen des Unerforſchlichen. Wo das Chriſtenthum thronet, da zerfallen die Ketten der Knechtſchaft; die geiſtige Freyheit beginnt, wo das Reich Gottes anhebt; und mit dem Blicke auf Gott gerichtet, fühlt auch der Niedrigſte ſeine Würde als Menſch. Ein frommer und chriſtlicher Sinn adelt den geringſten Beruf wie den höchſten; keiner iſt niedrig vor Gott; und das innerſte Gemüth ſagt uns, daß das Auge der ewigen Güte freudiger ruht auf der Hütte des Armen, der ſeine Seligkeit raſtlos ſchafft, als auf den Veſten der Macht, welche in irdiſcher Herrlichkeit Gott vergißt. So wird durch das Chriſtenthum, indem es den Himmel an die Erde, und eine unvergängliche Seligkeit an die treue und fromme Erfüllung des irdiſchen Berufs knüpft, der Wunſch und das Streben nach einer ſittlichen Rei-

nigung bewirkt, welche kein irdiſches Geſetz, was es auch immer für Belohnungen darreiche, hervorrufen kann. Ein frommes Volk kömmt dem Geſetze entgegen und eilt ihm oft zuvor; es ehret die Obrigkeit, als von Gott geſetzt, und gehorcht, ohne Erniedrigung, dem Gebote der Macht. So tritt das Chriſtenthum, als die Religion der Freyheit und Gleichheit, vermittelnd zwiſchen den Fürſten und ſein Volk, indem es jenem Gerechtigkeit und Milde auferlegt, dieſem aber auch das Schwerſte, wenn es ſeyn muß, zu dulden gebietet.

Mit Freuden denken wir hier jenes heiligen Bundes, in welchem die Grundſätze des Chriſtenthums von den mächtigſten Fürſten Europas einmüthig als die Grundlage einer weiſen und beglückenden Regierung anerkannt worden. Durch jenen Bund iſt die Anklage der Gleichgültigkeit gegen die Religion, welche unſer Zeitalter drückte, auf das ſchönſte entkräftet worden. Nicht gegen die Religion war die Welt gleichgültig geworden, ſondern gegen ihre willkührlichen Formen, in denen ſie ſich leider oft bis zur Unkenntlichkeit verlor. Es iſt aber der ſchönſte Triumph der Wahrheit, wenn ſie durch ihre tiefbegründete Kraft die Schranken der Form niederwirft, welche die Gemüther von einander halten. Dieſen Triumph hat das Chriſtenthum jetzt gefeyert, indem ſich Fürſten der verſchiedenſten Bekenntniſſe als Glieder Einer Ge-

meinde umarmt haben. Von nun an möge die Religion der Liebe, die Quelle des Troſtes und Friedens, oft mit bitterm und blutigem Haſſe vergiftet, wieder mild und rein ſtrömen von Volk zu Volk; die engen Schranken der Duldung mögen vor dem ewigen und unſtreitbaren Rechte des Gewiſſens fallen; die mannichfaltigen Zweige des Baumes, deſſen Wurzel Chriſtus iſt, mögen ſich freudig als Theile Eines Stammes erkennen, aus Einem Saamen erwachſen, alle aufſtrebend zum Himmel, von wannen ſie alle erquickendes Licht und nährende Wärme empfangen.

* * *

Wer von uns denkt hierbey nicht an den rührenden Verein der drey Bekenntniſſe des chriſtlichen Glaubens an jenem ſchönen Feſte, das auf dem Rücken unſerer Berge die Gründung des Chriſtenthums in dieſem Lande feyerte? Dieſe Höhen, welche in dem furchtbaren Kampfe der Gewiſſensfreyheit gegen den Glaubenszwang den Brand der Klöſter und Kirchen rund umher und die Verfolgung katholiſcher Prieſter ſahen; über die ſpäterhin Schaaren calviniſtiſcher Bekenner des Chriſtenthums trauernd zogen, weil ihnen das lutheriſche Land die gewünſchte Freyſtatt verſagte; dieſe Höhen ſahen jetzt um das ſinnvolle Symbol chriſtlicher Erleuchtung die Lehrer der drey Kirchen mit brü-

derlichem Sinne vereint, und hörten ihre Worte, und wie ſie Eines Herzens die Herrlichkeit des Glaubens prieſen, durch den jeder von ihnen in Gottes Reich einzugehen und ſeine Gemeinde vor den Thron des ewigen Vaters zu führen hoffte. Was oft in frommer Abſicht, aber immer umſonſt, verſucht worden, und ewig umſonſt verſucht werden wird, die Vereinigung der Kirchen durch gelehrten Streit, das ward hier, ſo weit es frommt, durch wahrhaft chriſtlichen Sinn, ohne Kunſt und Mühe zu Stande gebracht. Nie wird dieſes Feſt in den Jahrbüchern der Kirche vergeſſen werden, und lange noch wird das ſinnvolle Zeichen jener Feyer den Nachkommen als ein Siegesmal der Liebe leuchten, und künftige Geſchlechter, wie an die Wohlthaten des Chriſtenthums überhaupt, ſo an den Mann erinnern, deſſen kräftiges Gemüth und klarer Verſtand die Schranken der Willkühr durchbrach, das Chriſtenthum in ſeiner Wurzel erfaßte, und das erſte und letzte Gebot deſſelben im Angeſichte des Himmels und der zeugenden Menge geltend machte.

* * *

Wer das Weſen des Chriſtenthums und der Religion in die Beobachtung gewiſſer Ceremonien, in das ununterbrochene Beſuchen des öffentlichen Gottesdienſtes, in die häufige Theilnahme an den Mi-

ſterien, in das Feſthalten an dem Lehrbegriffe ſei- ner Confeſſion, ſo wie er einmal in gewiſſe Worte gefaßt worden, endlich wohl auch in die äußern Zeichen der Achtung gegen den geiſtlichen Stand ſetzt, der ſcheint zu der Klage berechtigt, daß die Religion in einem beſtändigen Abnehmen begrif- fen ſey.

Aber man darf den Begriff der Religion nur etwas höher nehmen, ſo wird dieſe Klage nicht blos unnütz, ſondern größtentheils ungerecht, am ungerechteſten aber in dem Munde derer erſcheinen, die am häufigſten davon überfließen.

Sie iſt unnütz, weil keine Form, wie köſtlich auch immer ihr Inhalt ſey, hat ſie einmal ihre Zeit überlebt, ſo wenig als der Leichnam des Men- ſchen, wieder erweckt werden kann.

Sie iſt ungerecht, weil das Chriſtenthum, welches der Herr und Heiland der Welt gelehrt, in der gegenwärtigen Zeit nicht weniger Freunde hat, als zu jeder andern.

Sie iſt am ungerechteſten in dem Munde vie- ler Prediger, welche das, was ſie ſelbſt verſchuldet, als die Schuld der Gemeinde rügen.

Hierbey ſind wir indeß weit entfernt, die Vernachläſſigung des äußern Gottesdienſtes und was ſonſt der Gegenſtand jener Klagen ſeyn mag, der Geiſtlichkeit allein oder ohne Ausnahme beyzu- meſſen. Dieſer Stand iſt uns werth, er iſt das

Salz der Erde, wenn er ſeinen hohen Beruf erfüllt, aber eben darum ſoll, wer das Gute will, dafür ſorgen, daß das Salz nicht dumm werde. Keineswegs wollen wir alſo der Ausartung des Zeitgeiſtes das Wort reden; aber wenn wir ihn verdammen müſſen, ſollen wir ihn nur an den Laien verdammen? Wer ſoll die Heerde zur rechten Weide führen, wenn ſie verlaſſen wird von dem Hirten?

Nun laßt uns fragen, ob ſich der geiſtliche Stand frey erhalten hat von dem, was wir die Ausartung des Zeitgeiſtes nennen? Ob er nicht auch dem Hange zur Zerſtreuung und zum Vergnügen über Gebühr gefröhnt, ob er ſich nicht oft ſeines Berufes geſchämt, fremdartige Dinge mit Vorliebe, die Pflichten des Amtes aber mit Läſſigkeit getrieben, ſich in den Strudel der Welt geworfen, und indem er ſich dann, theils aus eigener Neigung, theils um dem Vorwurfe der Pedanterey zu entgehen, den Laien in Allem gleichgeſtellt, nicht durch Worte und Thaten das Anſehn und die Würde chriſtlicher Lehrer geſchmälert habe?

Wenn wir dieſes nicht verneinen können, und es unleugbar iſt, daß die Perſönlichkeit des Lehrers von der Beſchaffenheit ſeiner Lehre nicht füglich getrennt werden kann, ſondern dieſe durch jene erſt recht empfohlen werden muß, ſo müſſen

wir auch eingeſtehen, daß die geiſtige Wahrheit von ſo weltlichen Lehrern, als wir häufig ſahen, keine Empfehlung erhalten konnte.

Und als die forſchende und prüfende Zeit an das alte Gebäude der Theologie ſtieß, und es in allen ſeinen Theilen erſchütterte, als dann, wie es in reformirenden Zeiten zu geſchehen pflegt, das Alte ungebührlich verachtet, das Neue mehr als billig geſchätzt und geprieſen wurde, hat ſich der geiſtliche Stand von der Vorliebe zu Neuerungen rein erhalten, oder hat er nicht auch Abgötterey getrieben mit dem goldnen Kalbe des berechnenden, ſich ſelbſt verwirrenden Verſtandes? Wer mag es leugnen? Oder wer erinnert ſich nicht, daß die wechſelnden Syſteme der Philoſophie der Reihe nach auf den Kanzeln geherrſcht, und daß bey ihrem Gedränge und ihrer ſtolzen Anmaßung dem Chriſtenthume kaum noch hier und da eine dürftige Stelle geblieben war?

Da verſchwanden die Zuhörer aus den Kirchen, die Gläubigen, wie die Ungläubigen.

Soll man darum glauben, die heilige Flamme der Religion ſey erloſchen, weil ſie ſich barg? Keinesweges. Denn wo nur irgend ihre Stimme aus einem tiefern Gemüthe ſprach, wo ein herzliches Wort des höhern chriſtlichen Sinnes auch

nur erwartet wurde, da ſtrömte die Menge zu, die unaustilgbare Sehnſucht nach Gott zu befriedigen, Erbauung zu ſuchen und den Durſt nach Religion zu löſchen.

Dieſer Durſt nach Religion, der da, wo einer vermeintlichen Aufklärung gehuldigt wurde, keine Befriedigung fand, entfremdete viele dem ausgearteten Gottesdienſte, und lockte ſie zu andern Quellen hin, die ja auch in dieſem Zeitalter ſcheinbaren Unglaubens dennoch auf allen Seiten reichlich ſtrömten. Und ſo geſchah es, daß ſie ſich allmählig von der Gemeinſchaft der Kirche entwöhnten, und jeder auf ſeinem Wege, in den verſchiedenſten Richtungen, ſich von dem andern verlor.

Eben dieſer unaustilgbare Durſt nach Religion war es, der durch einen beklagenswerthen Irrthum manche aus dem Schooße der evangeliſchen Kirche in das Pabſtthum zurücktrieb, dem unſre Vorfahren aus dem nämlichen Grunde entflohen waren. Jene erkannten, daß die kunſtreiche Geſtaltung, welche die Religion in der römiſchen Kirche bekommen, zur hohlen Schaale, zum weſenloſen Schatten geworden; dieſe Neugläubigen aber hofften, — wie wir gern glauben wollen — in der alt erhaltenen Form Gott und Chriſtum zu finden, nachdem er in ihren Kirchen vor den Bannſprüchen einer blos weltlichen Weisheit entwichen zu ſeyn ſchien.

Es iſt alſo keineswegs, wie manche wähnen, der Prunk weltlicher Beredſamkeit, welcher in den Kirchen geſucht und von wahrhaft religiöſen Gemüthern vermißt wird; vielmehr iſt es die rührende Einfalt der alten frohen Bothſchaft von der Erſcheinung des Herrn, die Erzählung ſeines Wandels auf Erden, die Auslegung ſeiner erhabenen Lehre, und die fromme, gemeinſchaftliche Erhebung zu Gott, die in der Predigt eines chriſtlichen Lehrers erwartet wird. Die Kanzel in einen Rednerſtuhl umzuwandeln, iſt weder chriſtlich, noch ausführbar. Große Redner waren ſelten zu jeder Zeit, auch unter den Völkern, wo die Beredſamkeit alles galt. Wie ſollten denn alle Prediger Redner ſeyn? Das waren auch jene Auserwählten nicht, welche ausgingen in alle Welt, und, obſchon kaum der Rede mächtig, dennoch die uralten Tempel der Götter zerbrachen und auf ihre umgeſtürzten Altäre das Kreuz ſetzten.

Auch ſpäterhin waren die Gregorius und Baſilius, die Chryſoſtomus und Origenes, die Hieronymus und Auguſtinus ſelten. Und dennoch ſiegte das Chriſtenthum ob [1]). Wodurch anders, als durch die Kraft der Wahrheit, die auch der unvollkommenen Rede Macht zu überzeugen gibt, durch die tiefe Rührung, die das Innere durchdringt, durch Eifer und Frömmigkeit? Das Herz und die Ueberzeugung iſt es, was Beredſamkeit

verleiht; die Beredſamkeit, welche nicht bloß den Ohren ſchmeichelt, ſondern zum Herzen geht, den Glauben aufrichtet und die Splitterrichterey zu Boden ſchlägt. Nach ſolcher Beredſamkeit ſehnt ſich die chriſtliche Welt; wo ſie erſcheint, ſtrömen die Hörenden zu, und gehen getröſtet, gebeſſert und frömmer hinweg. Und ſie iſt, dem Himmel ſey es gedankt, nicht etwa die Blüthe eines ſeltenen Zuſammentreffens großer Gaben, die nur wenigen verliehen ſind, ſondern des ernſten Willens, des reinen Herzens, des lebendigen Gefühls, der innigen Ueberzeugung und der klaren Einſicht. Das ſind ja aber eben die Eigenſchaften, die den Beruf zum chriſtlichen Lehrer begründen; und wer möchte ſich, ohne dieſes Berufes gewiß zu ſeyn, der Kirche aufdringen und zum Haupte einer Gemeinde machen? Das Wiſſen iſt nur ein todter Schatz; nur das Wort iſt lebendig, das aus innerer Ueberzeugung quillt. Eine Lehre aber, die nur vom Munde geht, iſt wie ein tauber Saame, den die Lüfte entführen, ehe er den Boden berührt; und wenn dann nichts aufgeht auf dem Acker, iſt es des Ackers Schuld? Daß aber vielen Predigern jene innere Ueberzeugung mangelt, daß es ihnen an Ernſt und Würde in dem Leben, wie in der Lehre, an frommen Sinn und Gemüth fehlt, daß ihnen ihr hoher Beruf eine Frohn dünkt, daß ihre Thaten das Wort Lügen ſtrafen, wer könnt' es leug-

nen, wenn er auch noch ſo gern wollte? Wie ſoll da das Reich Gottes blühn? Wie ſoll da der Glaube erwachſen in der getäuſchten und verwirrten Menge?

Was alſo bedarf und verlangt die chriſtliche Kirche? Nicht matte Frömmeley und weinerliche Klagen über die ſchlimme Zeit, auch nicht ein Kämpfen für veraltete und gleichgültige Lehren, deren Kenntniß wenig frommt, und deren Entſcheidung der Menge nicht zuſteht, ſondern tiefe und kräftige Frömmigkeit, ein klarer und heitrer Geiſt, innige Liebe zu dem erwählten Stande, der anvertrauten Gemeinde und der Menſchheit überhaupt; — dieſes ſind die Eigenſchaften, welche Würdigkeit geben, in der Gemeinde zu ſprechen. Den Geſinnungen werden dann die Gedanken, den Gedanken wird der Ausdruck zuſagen. Das Hohe und Göttliche ſoll nicht durch Gemeinheit befleckt werden; die innere Würdigkeit ſoll auch die Form durchdringen; die Herrlichkeit der Lehre ſoll ſich auch kund thun durch das Wort. Alles aber iſt an der innern Weihe gelegen. Wer mit dem Feuer der Ueberzeugung getauft iſt, der wird auch mit feuriger Zunge ſprechen.

* *
*

Wenn wir ſo eben die Verſchuldungen des geiſtlichen Standes gerügt haben, ſo iſt darum nicht

unſere Meinung, daß, bey der traurigen, an ſo vielen Orten fühlbaren Trennung der Lehrer und Gemeinde, die letztere ohne Schuld und Tadel ſey. Wir wollen keineswegs leugnen, daß der Wahn, der Lehre entwachſen zu ſeyn, der ſchlaffe Hang zur Zerſtreuung und geſellſchaftlichem Genuß, die eben dadurch immer wachſende Entwöhnung vom ſtillen Sammeln in ſich ſelbſt, und noch mehreres andre, was minder allgemein iſt, jene Trennung mit veranlaßt habe. Nachdem die höhern Stände vorangegangen, hat die immer aufwärts drängende Menge ihren Vorgängern und Muſtern die Weisheit abgelernt, dem Augenblicke zu leben, die luſtigen Feſttage nach Möglichkeit zu mehren, die Zeit zu beflügeln, und die ernſte Geſtalt des Lebens, ſo lange es nur gehen will, mit dem bunten Gewande der Thorheit zu decken. Dieſe fröhliche Weisheit, welche weder Würde noch Dauer hat, indem ſie ſich ſelbſt zerſtört, und die Quellen ächter Freude in der Tiefe des Herzens austrocknet, entfremdet der Religion, ſo wie jeder ernſten Betrachtung überhaupt. Wo ſich das Leben in eiteln Tand verſenkt, wo ſich die Erinnerung an die genoſſene Luſt unmittelbar an den neuen Genuß und dieſer an die Erwartung des kommenden knüpft, wo ſollte da der Beruf und die Kraft entſtehen, in die Tiefen des eigenen Herzens hinabzuſteigen, Rath zu pflegen mit ſich ſelbſt und vor Gott zu treten mit

aufgedeckter Bruſt? Solche Gedanken paſſen nicht in das Luſtſpiel eines ſolchen Lebens, das ihnen mismuthig entweicht, oder ſie von ſich drängt, wenn ſie etwa auf dem eiligen Wege nach dem Ziele der Fröhlichkeit auftreten. So entwöhnt ſich das Herz von Gott und göttlichen Dingen, nicht aus überlegter Verachtung der Religion, oder aus Liebe zum Böſen, ſondern aus Trägheit, aus Unbeſonnenheit und aus Scheu vor dem Ernſte.

So war dieß nicht immer unter uns. Um nicht der ältern Zeiten zu gedenken, wo ſich Sonn- und Feſttage auch durch äußere Ruhe als Tage ernſter Sammlung und ſtiller Betrachtungen ankündigten [2]), erinnern wir uns gern noch der Sitte unſerer Väter, die beym Anbruch des Tages die Ihrigen zum Gebet und Geſang verſammelten, die Bibel mit ihnen gemeinſchaftlich laſen, und, nachdem ſie ihres Berufes treu und emſig gewartet, den Tag beſchloſſen, wie ſie ihn begonnen hatten. Damals war die innere Verpflichtung zum Gottesdienſte noch unerſchüttert; die Kirchen waren beſucht und nicht am Sonntage nur, und häufig war die Lehre, die man vernommen, der Gegenſtand weiterer Betrachtungen der verſammelten Familie. Tadel war da ſelten; Lob und Beyfall gewöhnlich; meiſt prieß jeder den Lehrer, welchen er gehört, über alle andere. Hierbey war alles, wie es ſeyn ſoll, zwanglos, wahrhaft evangeliſch, ein Gottes-

dienſt des Geiſtes und Herzens. So blieb der Gedanke an Gott jedem nah, und verſchlang ſich leicht mit den Ereigniſſen des gewöhnlichen Lebens.

Ob bey ſolcher Gewöhnung die Summe des Guten größer, die des Böſen geringer geweſen, dürfte eine unauflösliche Frage ſeyn. Da die Sitten dem Aeußern nach unleugbar ſanfter geworden, ſo möchte es leicht ſcheinen, daß der Vorzug der jetzigen Zeit gebühre, aber äſthetiſche Verfeinerung wird doch von ſittlicher Bildung unterſchieden werden müſſen. Jene reicht eben zur Erleichterung und für die Anmuth des gegenſeitigen Verkehrs hin, aber um in bedenklichen Verhältniſſen des Lebens die Pflicht nach Gebühr zu begründen, dazu liegen ihre Wurzeln zu flach. Für die Luſtfahrt eines Frühlingstages auf glattem Waſſerſpiegel mögen leichte Blumenſchnuren den Maſt mit ſeinen bunten Wimpeln hinlänglich ſtützen, aber für die weitere Fahrt durch Sturm und Wellen werden feſtere Banden erheiſcht. Wie die Wohlfahrt der einzelnen Menſchen, ſo ruht das Wohl der Staaten auf der Sittlichkeit; die Sittlichkeit aber ruht auf der Religion. Nur dieſe Wurzel vermag das Gute feſtzuhalten, und es gibt keine Unſchuld und Tugend, welche dieſes Grundes beraubt, ihrer eigenen Dauer gewiß wäre.

Wer möchte alſo nicht ernſtlich wünſchen, daß die Religion auch in ſichtbaren Formen wieder recht

kräftig in das Leben eintrete, und daß der Verkehr der Gemeinde mit den Lehrern nicht nur hergeſtellt, ſondern enger werde und geiſtiger als je. Fragt Ihr, wie dieſes geſchehen könne, ſo wiſſen wir keine Antwort, als „durch guten und frommen Willen von beyden Seiten.“ Denn fern möge es von uns ſeyn, irgend einen Zwangdienſt zurückzuwünſchen, oder dem Nacken proteſtantiſcher Chriſten ein Glaubensjoch aufzudringen, wie, kurz nach den glorreichen Tagen der Kirchenverbeſſerung, ein misverſtandener Eifer unternahm. So wie aber, wenn Feigheit und Ungehorſam bey einem Heere um ſich gegriffen, die Beſſerung von den Führern anheben, und von ihnen das Beyſpiel des Gehorſams, des Muthes und der Strenge im Dienſt gegeben werden muß, ſo glauben wir, daß auch die Belebung der Religion in ihrer ſichtbaren Geſtalt von dem Ernſte, dem Pflichteifer und den Tugenden ihrer Lehrer ausgehen müſſe.

* * *

Und kömmt nicht dieſem wünſchenswerthen Verein die Zeit ſelbſt entgegen? Oder ſollten wir noch eine andere Zeit erwarten, die durch größere und wunderbarere Ereigniſſe ſtärker an Gott, ſeine unendlichen Wohlthaten und ſeinen mächtigen Arm erinnere?

Auch kann dieß nicht ſchwerer ſeyn in unſerm Lande als in jedem andern, ja wohl leichter. Wo fändet Ihr mildere Sitten, größere Wohlthätigkeit, zuvorkommenderes Wohlwollen gegen Fremde und Einheimiſche, Achtung gegen die Geſetze, Liebe zur Ordnung, eine väterlichere Regierung und treuere Diener? Ruht nicht ein alter heiliger Segen darauf, der es in der verhängnißvollſten Zeit, in der Dinge furchtbarſtem Wechſel und unter drohenden Gefahren wunderbar ſchützte? Liegt nicht alſo auch der Saame der Gottesfurcht, von weiſen und frommen Fürſten ausgeſtreut, noch immer wohlbewahrt in den Herzen des wohlwollenden rechtlichen Volkes? Und dürfen wir demnach verzweifeln, daß der Tag anbrechen und die Sonne aufgehn und den ſchlummernden Keim hervorrufen werde?

Als Ernſt der Erſte, welchen der Beyname des Frommen ſchmückt, ein kräftiger Mann, ausgezeichnet auch in einem Zeitalter, dem es an tüchtigen Fürſten nicht mangelte, die Wunden des zerrütteten Landes zu heilen unternahm, da waren es vor allen die Kirchen und Schulen, auf die ſich ſein fürſtliches Sorgen richtete, auf deren Wiederherſtellung und Verbeſſerung er die Wohlfahrt ſeines Volkes zu gründen bemüht war [3]). Was ſeiner Weisheit das Wichtigſte ſchien, iſt auch von ſeinen Nachfolgern nicht gering geſchätzt worden,

und ſo treu bewahrt und genährt, breitet der Baum, den er gepflanzt, ſeine Zweige in unſerm Lande immer herrlicher aus. Darum hat dieſes Fürſtenthum, obſchon an Umfang und Macht gering, dennoch in Allem, was den Anbau des Geiſtes, die Beförderung der Wiſſenſchaften, die Bildung der Sitten betrifft, auch den Größern und Mächtigern nachgeſtrebt, vor manchen iſt es vorausgeeilt. Möchten wir nie zurückſchreiten auf dieſer Bahn, und möchten immer ſo treue und emſige Hände, wie die deinigen, Friedrich Mecum [4]), und deine, du edler feuriger Redner der Wahrheit, Benjamin Koppe, und die deines uns allzu früh entriſſenen Nachfolgers, den Garten des Herrn in Kirchen und Schulen bauen!

Mit frohem Gefühle denken wir hier, am Schluſſe noch, der jüngſten unſrer Anſtalten, der mit wahrhaft chriſtlichem Sinne gegründeten Freyſchule, der dürftigſten Jugend gewidmet, damit ſie einen Schutz in ihr fände gegen die Verführungen drückender Armuth, in ihr zu der Ordnung eines rechtlichen bürgerlichen Lebens zugeführt würde. In dieſer ſo wohlthätigen und wirkſamen Anſtalt wird das Andenken ihres verewigten Stifters in Segen blühen und ſein Geiſt wird über ſie wachen, wie er ſelbſt über ſie bis zum Ende ſeines Lebens mit raſtloſem Eifer wachte. Schon jetzt wird dieſer Seegen ſichtbar, indem ſich die Liebe

zu dem Verſtorbenen auf dieſes ſein Werk gewendet, den wohlthätigen Eifer ſeiner Mitbürger geweckt, und durch ihn jener Anſtalt neue Quellen der Erhaltung geöffnet hat. –

In ſolcher Abſicht legen auch wir dieſe geringen Blätter auf dem Grabe des Verewigten nieder, zugleich als ein Zeichen inniger Achtung gegen ſein großes Verdienſt, und, wenn ſie anders, wie wir hoffen, den Geſinnungen der Beſten und Edelſten zuſagen, als eine anſpruchsloſe Gabe für ſeine Verehrer und — ſeine hülfsbedürftigen Pfleglinge.

Unter den Gegenſtänden, die von den Anklägern der Zeit, und den Lobrednern der Vergangenheit jetzt öfter, als je, zur Sprache gebracht werden, nimmt das Kirchenweſen eine vorzügliche Stelle ein. Die überhandnehmende Verödung mancher Kirchen regt immer von Neuem die bitterſten Klagen auf, an die ſich, von mehr als einer Seite, heftige Angriffe auf die Vernunft anſchließen, die im Aufſtande gegen Gott und die Kirche begriffen, Verachtung der Religion und ihrer Diener erzeugen ſoll.

Wie bei allen Dingen, welche das Wohl der Geſellſchaft betreffen, ſo iſt es auch bey dieſem Gegenſtande nicht gut, im Finſtern zu tappen. Vieles was in der Dunkelheit die Gemüther er-

ſchreckt, und vorzüglich die klagenden und verklagenden Stimmen, verlieren viel von ihrem Graus, wenn man dreiſt mit dem Lichte unpartheiiſcher Prüfung zu ihnen tritt. Nur dann iſt einem moraliſchen Uebel, wie einer körperlichen Krankheit, abzuhelfen, wenn man ſeine Beſchaffenheit und Quelle deutlich erkennt. Gegen Phantome, die ſich in Nebel hüllen, und gegen die Täuſchungen einer Lamia und Empuſa iſt nicht zu kämpfen.

Dieſer Gegenſtand aber iſt ſo vielſeitig, daß es nicht unſere Meinung ſeyn kann, ihn in dieſen Blättern vollſtändig zu beleuchten. Wir begnügen uns daher mit einigen Bemerkungen, zu denen uns eine vieljährige Aufmerkſamkeit auf den Gang der Zeit und ein lebendiges Intereſſe an den Angelegenheiten der Religion Gelegenheit giebt. Andern werden ſich wahrſcheinlich andere darbieten.

Daß das Aeußere des Kirchenweſens im Abnehmen begriffen ſcheine, kann nun allerdings nicht geleugnet werden. Während vor dreißig und vierzig Jahren jeder Hausvater mit den Seinigen jeden Sonn- und Feſttag wenigſtens Einmal zur Kirche gieng, die Fürſten nicht ausgenommen, die ſich regelmäßig mit ihrem Hofſtaate in den Gottesdienſt erhoben, und einen großen Theil des Publicums zu ihrer Beſchauung herbeilockten, oder, wenn ſie durch Kränklichkeit davon abgehalten wurden, die Kirche in ihr Zimmer verlegten, während

die Bejahrten ſelbſt in der Woche dem Gottesdienſte beiwohnten, entziehen ſich jetzt viele Einzelne und ganze Familien, in den höchſten, wie in den niedrigſten Ständen, der Theilnahme an den kirchlichen Verſammlungen und andern gottesdienſtlichen Handlungen, welche Jedem zur Erweckung und Bekräftigung der Gottesfurcht erſprießlich ſind, entweder ganz, oder nehmen doch nur ſelten und in außerordentlichen Fällen daran Theil. Niemand wird dieſe Vernachläſſigung gut heißen. Wer nur Einmal empfunden hat, wie mächtig die Theilnahme einer großen Menge an einer öffentlichen und feyerlichen Handlung das Gemüth bewegt, und wie durch fromme und kräftige Worte fromme Geſinnungen, die das alltägliche Treiben der Welt nur allzuleicht verdunkelt, erweckt und befeſtigt werden, der wird auch den Verfall des öffentlichen Gottesdienſtes beklagen, und die Wiederherſtellung ſeiner alten Würde aufrichtig wünſchen.

Unſere Abſicht iſt aber hier nicht, fromme Wünſche auszuſprechen, ſondern nach der Urſache jener Erſcheinung zu forſchen, ob ſie, wie die Ankläger der Zeit meinen, einer innern Geringſchätzung zuzuſchreiben iſt, oder vielmehr der Entwöhnun, der Bequemlichkeit und andern ähnlichen Urſachen, die zwar keineswegs zu loben, aber auch nicht in dem Grade verdammlich ſind, wie

eine Geringſchätzung des Gottesdienſtes aus Grundſätzen und Verachtung ſeyn würde.

So bequem es nun allerdings wäre, die fleißige oder nachläſſige Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienſte zum Maaßſtabe der Frömmigkeit einzelner Menſchen und ganzer Gemeinden zu machen, ſo bedarf es doch nur eines geringen Nachdenkens, um das Trügeriſche dieſes Maaßſtabes einzuſehen. Bequemlichkeit, obſchon keineswegs eine lobenswerthe Eigenſchaft, iſt doch eben ſo wenig ein Beweis der Ruchloſigkeit und des Unglaubens, als die Unzufriedenheit mit dieſer oder jener Art des Gottesdienſtes, ein Beweis der Verachtung des Gottesdienſtes überhaupt iſt. Aus dem Aeußern kann auch nur auf ein Aeußerliches geſchloſſen werden. Fleißiges Kirchengehen iſt eine gute äußere Zucht, aber kein Beweiß von einer wahrhaft chriſtlichen Geſinnung. Nie war die Kirchenzucht ſtrenger, als unter Ludwig XIV. Aber als er ſtarb, ſagten die Höflinge: Nun der König todt iſt, kann Jeder glauben was er will"; und auf die harte bigotte Zeit folgte die ruchloſe Regentſchaft. Wie die Franken, die um ihrer Seligkeit willen zur Eroberung des gelobten Landes zogen, die Kirchen von Konſtantinopel mit allen Arten von Gräueln befleckt haben, lieſt man mit Schaudern in den Geſchichtſchreibern der mit Unrecht für fromm geprieſenen Zeit, und wie in un-

ſern Tagen katholiſche Soldaten, von Jugend auf in äußerlicher Achtung des Gottesdienſtes erzogen, gegen die verehrteſten Gegenſtände deſſelben gewüthet haben, iſt noch in friſchem Andenken. Wenn alſo die Beobachtung jener äußern Zucht, welche die Knie beugt und die Hände faltet, das Innere aber unberührt läßt, ein höchſt unſicheres Zeichen der Frömmigkeit iſt, ſo kann auch die Vernachläſſigung derſelben nicht ſogleich für einen Beweis unchriſtlicher, verwildeter und ruchloſer Geſinnungen gehalten werden.

Alſo nur das Aeußere kann hier in Betrachtung gezogen werden. Dürfen wir aber hier nicht denjenigen, welche das allmählige Dahinſchwinden der löblichen äußern Zucht der Zeit am meiſten zur Laſt legen, die Frage thun, ob nicht auch in ihrem Stande dieſes Aeußere eine große und weſentliche Veränderung erlitten habe? Wir erinnern uns der Zeit noch ſehr wohl, wo der Geiſtliche und ſeine Familie, bis auf die dienenden Glieder derſelben herab, durch Kleidung und Sitten von allen Gliedern ſeiner Gemeinde ausgezeichnet war; wo an ihm und den Seinigen der Wechſel der Mode faſt unbemerkt vorüberzog; wo er ſich mit ihnen der Theilnahme an öffentlichen Geſellſchaften und lauten Vergnügungen gänzlich enthielt; wo jede Art von Ergötzlichkeit, die er ſich etwa gönnen mochte, in ſeinem Hauſe einen andern Character annahm,

um ſich der feyerlichen Würde ſeines Berufs zu verähnlichen. Ausnahmen hiervon waren ſelten, und wurden den Augen der Welt auf alle Weiſe entzogen. Man fühlte, daß, ſo wie der Geiſtliche (ein ehrwürdiger Name!) zu den höchſten und heiligſten Zwecken des Lebens berufen ſey, ſo auch ſein Leben mit dieſem frommen, die größte Anſtrengung ſeiner edelſten Kräfte erheiſchenden, Berufe in Einklang ſtehen, und daß die hohe Abſicht deſſelben Alles, was ihn berührte und umgab, durchdringen müſſe. Das Anſehen der Geiſtlichkeit ſtand — wie hätte es anders ſeyn können? — mit dieſer würdevollen Haltung in dem engſten Verhältniſſe, und da man den Verkündiger der göttlichen Lehre ſelten oder nie in dem gemeinen Verkehre des Lebens erblickte, ſo ſchienen ſeine Worte ſchon darum eine höhere Weihe zu haben, weil ſie der Ausdruck einer in ſein ganzes Weſen und Thun übergegangenen frommen und würdigen Geſinnung ſchienen.

Dieſes hat ſich in den mittleren Städten Deutſchland's ſeit dreyßig oder vierzig Jahren — in den größeren vielleicht ſchon früher — durchaus verändert. Die Geiſtlichkeit iſt in allen Punkten mit der übrigen Geſellſchaft zuſammengefloſſen; die äußern Unterſchiede ſind verſchwunden; faſt jedes Symbol der geiſtlichen würdevollen Beſtimmung iſt bey Seite gelegt; und ſo iſt der Geiſtli-

che nothwendigerweiſe auf diejenigen Anſprüche zurückgeführt, die in dem allgemeinen geſellſchaftlichen Verkehr der Welt nur allein geſtattet werden können. Sein Wort ehedem ſo gewichtvoll und ſchwer, weil es nur ſelten und meiſt von feyerlichen Umſtänden begleitet, vernommen wurde, wiegt jetzt eben nur ſo viel, als das eines jeden andern Gliedes der Geſellſchaft, nach ſeinem inneren Gehalte. Die imponirende Macht des Anſehens hat in dem Verkehr mit der Welt ihr Ende erreicht; und die nächſte und nothwendigſte Folge hiervon iſt der critiſche Geiſt geweſen, der ſich des Publicums, in Beziehung auf die Vorträge der Prediger, bemächtigt hat. Dieſer Geiſt, welcher der Erbauung nicht ſehr zuträglich iſt, kann doch, wie die Sachen einmal ſtehen, nicht zurückgewieſen werden. Aber, da die Forderungen, die er ſich zu machen berechtigt glaubt, keineswegs immer erfüllt werden; ja, wenn wir aufrichtig ſeyn wollen, die gewöhnlichen Leiſtungen unſerer Prediger ſelbſt bisweilen hinter den mäßigſten Forderungen zurückbleiben, ſo kann jener critiſche, der Autorität ungünſtige Geiſt, als eine der vorzüglichſten Urſachen von der Verödung der Kirchen betrachtet werden.

Es iſt uns noch ſehr wohl im Gedächtniß, welch' ein ungünſtiges Urtheil von dem größern Theile des Publicums diejenigen Geiſtlichen erfuh-

ren, die ſich zuerſt des äußern, mit ihrem Stande verbundenen Zwanges, allmählig entledigten, und wie ihnen dieſes Streben nach Befreyung als eine Art Freygeiſterey ausgelegt wurde. Dieſe ungünſtigen Urtheile, denen man leicht den Vorwurf der Unbilligkeit und dunkeln Beſchränkung machen konnte, reitzten die Muthigern zum Widerſtand, und das beharrliche Fortſchreiten auf dem einmal betretenen Wege ward nun von den Meiſten als ein Fortſchritt in der Aufklärung angeſehen. Der Gewinn an Genuß war entſchieden und lockend; die Verminderung des Anſehens hingegen ungewiß und im Anfange nicht gleich bemerkt. Jetzt ſah man den Geiſtlichen überall, in öffentlichen Geſellſchaften und Gaſthöfen, und oft hatte er kaum ſeine kirchlichen Geſchäfte mit Eile geendigt, als man ihn den Altar mit dem Spieltiſche und der Billiardtafel vertauſchen ſah. Da im Anfange dieſer Neuerung den Mitgliedern öffentlicher Geſellſchaften, bisher an Zurückhaltung in Gegenwart eines Geiſtlichen gewöhnt, die Theilnahme des letztern an ihren Zerſtreuungen, bey denen ſie ſich, in dem Gefühle der gleichen Rechte, die ihnen die Freyheit des Vereins gab, keinen Zwang auflegen wollten, nicht immer erfreulich war, ſo wurde das Beſtreben der geiſtl. Mitglieder auf gefällige Annäherung an den Geiſt der Geſellſchaft gerichtet, der ſie ſich angenehm machen wollten.

Der Ton gemiſchter Geſellſchaften war aber in jener Zeit freyer und lauter, als jetzt. Scherze über die Bibel und den geiſtlichen Stand waren noch gar nicht außer Gebrauch gekommen; unſittliche Schwänke gehörten noch zu den gewöhnlichen Reizmitteln der Unterhaltung; die Perſönlichkeit und Eigenliebe Anderer wurde weniger geſchont. Hier zu tadeln, zu ſtrafen, auszuweichen kann dem Geiſtlichen in dem neuen Verhältniſſe, in das er freywillig getreten war, nicht mehr zu. Nur durch Schweigen konnte er mißbilligen; aber auch dieſes Schweigen war in die Länge ſtörend. Wie mancher ſtimmte daher in den ſchlechten Ton ſeiner Umgebungen ein, und eroberte ſich dadurch den bedenklichen Ruhm eines aufgeklärten Mannes und guten Geſellſchafters.

Das hierdurch das Anſehn des Predigerſtandes nicht gewinnen konnte, fällt in die Augen. Nun iſt aber der Mittelpunkt des proteſtantiſchen Gottesdienſtes die Predigt und die erbauliche Wirkung der Predigt hängt, man ſage was man wolle, mit dem Glauben der Gemeinde an die innere Ueberzeugung des Predigers zuſammen. Alles, wodurch dieſe Ueberzeugung zweifelhaft wird, ſchwächt jenen Glauben, und alſo auch nothwendigerweiſe die Kraft der Lehre. Keine Beredſamkeit erſetzt den Mangel der Frömmigkeit, und von der Frömmigkeit eines Geiſtlichen erwartet man, daß ſie

ſein ganzes Weſen und Leben durchdringen ſoll. Der weltliche Sinn wird auch von denen, die ihm am meiſten huldigen, dennoch in dieſem Stande weniger durch Einſicht, als durch einen Inſtinct verworfen, den man nicht durchaus irrig nennen kann.

Wie ſich nun alſo ſeit jener Zeit die Anzahl der Theilnehmer geiſtlichen Standes an weltlichen Zerſtreuungen und Ergötzlichkeiten vermehrt hat, ſo daß dieß gegenwärtig keinen Anſtoß mehr gibt, ſo hat die Anzahl der Theilnehmer an dem öffentlichen Gottesdienſte abgenommen. Dieſe beiden Erſcheinungen gehen nebeneinander, und es iſt nur allzu wahrſcheinlich, daß ſie in einander gegründet, zuletzt aber beide aus den freyern Anſichten der Zeit hervorgegangen ſind, die dem Geiſtlichen das Ausſchreiten aus dem Kreiſe ſeines beengten Lebens erleichterten, und den Laien gegen den Kirchenbeſuch, wie gegen viele andre Gewohnheiten der frühern Zeit gleichgültig machten. Außerdem iſt noch manches Andere hinzugetreten, was der Zeit nicht zur Unehre gereicht, und ſie, wenn man nur von der Verminderung des Kirchenbeſuches abſieht, gegen den Vorwurf der Gleichgültigkeit, ja einer feindſeligen Geſinnung gegen die Religion zu ſchützen ſcheint. Erſtlich werden überall noch die Kirchen derjenigen Prediger, welche auf eine, der Bildung der Zeit angemeſſene

Weiſe und mit dem Ausdrucke innerer Ueberzeugung ſprechen, und wenn ihre Sitten für die Aufrichtigkeit ihres Glaubens zeugen, von Leuten aus allen Ständen beſucht; und dieſe Beſuche geben wohl noch mehr ein Verlangen nach Erbauung kund, als die vormals regelmäßiger gefüllten Kirchen, in welche ein Theil der Zuhörer aus gedankenloſer Gewohnheit, ein anderer aus Langerweile, ein dritter aus Zwang, ein vierter aus höchſt irdiſchen und eiteln Abſichten, und alſo vielleicht nicht Mehrere als jetzt aus wahrhaft chriſtlichen Antrieben zuſammenfloſſen. Es darf aber hierbey auch nicht vergeſſen werden, wie ſehr ſich ſeit einem halben Jahrhunderte die Mittel der Belehrung in Deutſchland vervielfältigt haben, und, nach allen Seiten hin verbreitet, auch den unterſten Ständen zugänglich geworden ſind. Nun iſt aber Belehrung über Gegenſtände der Religion und Sitten, wenn auch nicht der einzige, doch der vornehmſte Zweck des proteſtantiſchen Gottesdienſtes, und es iſt aus den Grundſätzen unſerer Kirche nicht zu erweiſen, daß dieſe Belehrung nothwendigerweiſe an dem Fuße einer Canzel und aus dem Munde eines ordinirten Predigers geſchöpft werden müſſe. Mancher mag glauben, — ob mit Recht oder Unrecht entſcheiden wir nicht — ſie mit größerer Sicherheit in guten Erbauungsſchriften zu finden, und dieſe Art von Schriften, welche

ſich täglich vermehrt, wird mit Begierde gekauft und geleſen, während unſittliche Bücher ſich immer mehr dem Verkehr entziehen, und in die Cabinete alter, abgelebter Wollüſtlinge verbergen müſſen. Die Philoſophie, welche in Deutſchland zu keiner Zeit eine ſittenverderbliche und atheiſtiſche Richtung gehabt hat (denn was vordem von ſolcher Waare an Höfen umlief, war aus Frankreich eingeſchwärzt) hat ſich in neuerer Zeit, was auch immer die vornehmen und gemeinen Verläumder unſers Vaterlandes ſagen mögen, noch mehr als ſonſt der Begründung und Befeſtigung einer religiöſen Denkungsart gewidmet; durch ſie hat die Geſchichte und jede andere Wiſſenſchaft eine höhere und edlere Richtung bekommen; ja ſelbſt Schriften, welche für die Unterhaltung geſchrieben ſind, nehmen an dieſer Richtung Theil, und werden deßhalb nicht mit geringerer Begierde geleſen. Dieſe Zeichen ſind nicht zweydeutig. Wir dürfen alſo mit Zuverſicht behaupten, daß die gegenwärtige Zeit, nicht weniger als irgend eine andere, nach religiöſer Belehrung trachte, und es daher, da ſich dieſe Art der Belehrung von ſo vielen Seiten darbietet, nicht als ein Zeichen der Gleichgültigkeit gegen Religion oder ihrer Geringſchätzung betrachtet werden darf, wenn diejenige Quelle des Unterrichts, die vormals der großen Menge faſt allein zugänglich war, nicht mehr ſo

ausſchließend, noch mit demſelben Eifer aufgeſucht wird.

Ob nun aber bei dieſer veränderten Richtung das, worauf doch aller religiöſe Unterricht zunächſt und am meiſten hinarbeitet, ob die Sittlichkeit gewonnen oder verloren habe, ſoll hier nicht unterſucht werden, da wir nicht gemeint ſind, den Zuſtand der Zeit überhaupt zu prüfen, ſondern nur die Urſachen einer verſchiedenen Richtung bey einem uns wichtigen Gegenſtande nachzuweiſen. Doch glauben wir, daß bey einer ſtrengen und allſeitigen Vergleichung der Sitten unſerer Zeit mit denen unſerer Väter und Großväter das Urtheil für die unſrige nicht gerade ungünſtig ausfallen werde.

Mit den Klagen, die uns hier beſchäftigt haben, ſteht die über Geringſchätzung des Kirchenglaubens in engem Zuſammenhange. Nun iſt gar nicht zu läugnen, daß die Lehren der alten proteſtantiſchen Dogmatik, ſo wie ſich dieſelbe in der Augsburgiſchen Confeſſion und der Formula Concordiae zeigt, von der großen Menge in allen Ständen nur unvollkommen gekannt ſind, und bey Weitem von den Meiſten (die Geiſtlichkeit nicht ausgenommen) als Gegenſtände betrachtet werden, die auf das gegenwärtige Leben gar keinen, auf das künftige nur einen höchſt problematiſchen Einfluß haben. Ob es wirklich um die Religion beſſer geſtanden, als ganze Länder gezwungen waren,

ſich um die ſubtilen Fragen von der freyen Wahl, dem Verhältniſſe der beiden Naturen in Chriſto, das Subſtantielle und Accidentielle der Erbſünde, die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der guten Werke zur Seligkeit und ähnliche Dinge ängſtlich zu bekümmern, ohne das Mindeſte davon zu verſtehen, wo die Gewiſſen mit dem Anathema der Streiter um dieſe ſpitzfindigen Fragen geängſtigt, den wüthendſten Verfolgungen die Thür geöffnet, und über eine Menge von Menſchen unſägliches Elend verbreitet wurde — hierüber wollen wir mit Niemanden ſtreiten, ob wir ſchon in unſerm Herzen Gott danken, daß das proteſtantiſche Pabſtthum, das zugleich mit jenen Streitigkeiten unmittelbar nach der Reformation ſein Haupt erhob, keinen Boden mehr unter uns finden kann. Soll nun aber das ſchwache Intereſſe, welches die Menge an dem Kirchenglauben und den Meinungen der Theologen nimmt, ein ſicheres Zeichen der geſunkenen Religioſität ſeyn? Dürfen wir nicht vielmehr annehmen, daß ſich ein beſſerer Sinn und eine lebendigere Liebe für wahrhaftes Chriſtenthum in den Gemüthern entwickelt und feſtgeſetzt habe, ſeitdem man ſich von der Metaphyſik der chriſtlichen Theologie zu den practiſchen und allgemein gültigen Lehren deſſelben gewendet hat? Ja ſollen wir nicht unſerm Zeitalter Glück wünſchen, im Stillen, und faſt unvermerkt, eine neue Reformation

begründet zu haben, durch welche das Fremdartige, was ſich der ewig heiligen und wahrhaft göttlichen Chriſtuslehre bey dem Durchgange durch ſo manches düſtere Jahrhundert und durch ſo manchen verworrenen Kopf angehängt hatte, davon geſchieden und ohne großes Aufheben zur Seite geſchoben worden iſt? Wir, unſerer Seits, können unmöglich den Wunſch nach der Rückkehr eines normalen Zwangglaubens theilen, oder der Meinung huldigen, daß die Wiederherſtellung jenes alten Glaubens, wie unfruchtbar er auch immer in der Zeit ſeiner größten Macht war, unſerer Zeit Noth thue. Wohl mag ihre Frömmigkeit Noth thun; aber wir kennen keine Zeit, von der Gründung des Chriſtenthums an bis auf den heutigen Tag, die nicht ein größeres Maaß von Frömmigkeit hätte brauchen können, als ſie wirklich beſaß. Ein gebotener Glaube aber erzeugt Alles in der Welt eher, als Frömmigkeit, und die Blüthe der innern Ueberzeugung verwelkt, ſobald ſie von der Hand des Despotiſmus berührt wird. Ludwig des Vierzehnten Dragonerbekehrungen ſäeten das Unkraut des Atheiſmus aus, das ſich unter ſeinem Nachfolger ſo üppig entwickelte, und die Freygeiſterey des großen Friedrich war eben die Frucht des Glaubenszwanges, mit welchem ſein Vorgänger die Geiſter gefeſſelt hielt. Wenn, wie die jetzt altgläubig gewordenen Ultra's dießſeits und jenſeits des Rheins

verſichern, Philoſophie die Quelle der Revolution und des Strebens nach Freyheit geweſen, durch welches ſich unſer Zeitalter auszeichnet, ſo ſollten ſie ſich wenigſtens die Mühe geben, noch etwas weiter hinaufzuſteigen, und die Quellen jener unheilbringenden Philoſophie in dem Beichtſtuhle ihres großen Ludwigs, in dem Cabinette ſeiner eben ſo argliſtigen als bigotten Beyſchläferin, und in den zahlloſen Unthaten und Freveln ſeiner Umgebungen aufzuſuchen.

Es hat vielleicht wenige Zeiten gegeben, in denen der Nahme der Religion außer den Kirchen und Schulen ſo häufig ausgeſprochen worden, als die unſrigen. Man begegnet ihm, wo er ſonſt faſt wie Spott geklungen hätte, in alltäglichen Romanen und Zeitungen, in Geſetzen und Bündniſſen, in den Cabineten der Großen und in den Conferenzen der Diplomatiker. Wir wünſchen nichts mehr, als dieſe häufige Erwähnung der heiligſten Sache für ein gutes Zeichen nehmen zu dürfen, ob wir gleich wiſſen, daß eine Sache nicht eben immer da am meiſten vorhanden iſt, wo am meiſten von ihr geſprochen wird. Indeſſen iſt bey einem Gegenſtande von ſo großer Wichtigkeit ſchon Viel gewonnen, wenn man ſeiner nur wieder mit Ehrfurcht gedenkt. Sollte dieſe Ehrfurcht auch

für's Erſte nur Aeußerlich ſeyn, ſo dürfen wir doch hoffen, daß die in dem Gegenſtande ſelbſt wohnende Kraft das Uebrige thun, und ihn wieder an ſeine rechte Stelle einſetzen wird.

Daß wir hier unter Religion weder die Theologie, noch den Werkdienſt, noch die gedankenloſe Wiederholung gewiſſer Formeln verſtehn, durch die ſo Viele den Willen des höchſten Weſens zu lenken oder zu feſſeln meinen, bedarf kaum einer Erwähnung. Es iſt in unſern Augen nicht viel weniger als Gotteslåſterung, die Seligkeit durch das Feſthalten an gewiſſen ſtrittigen und ſchwer zu begreifenden Sätzen zu bedingen; ſo wie wir die höchſte Weisheit und Allmacht nicht in dem Bilde eines ſchwachen Monarchen erkennen können, der von ſeinen Dienern vor allen Dingen einen regelmäßigen Hofdienſt fordert, und wenig bekümmert um die innere Geſinnung, ſich an den äußern Zeichen der Unterwürfigkeit, und dem ihm zu Ehren, nach dem unverbrüchlichen Schema der Etikette aufgeführtem Pompe weidet. Ob wir aber gleich überzeugt ſind, daß ein großer Theil der chriſtlichen Welt dieſen Glauben mit uns theilt, ſo würde man ſich doch ſehr irren, wenn man dieſe Bemerkung im neunzehnten Jahrhundert geradezu für überflüſſig halten wollte. Wenn man hören muß, wie evangeliſche Prediger Gottes edelſte Gabe, und das Organ ſeiner Offenbarungen, die

Vernunft, herabwürdigen; wenn die Zahl der Glaubenslehren als Kriterium einer tüchtigen Religion angegeben wird; wenn man in sehr gebildeten Städten Heiligenbilder umherträgt, um die Witterung zu ändern, und in andern zur Bekräftigung einer gewiſſen Religionsanſicht Unfug mit angeblichen Wundern treibt; wenn Tauſende von Menſchen zuſammenſtrömen, um ſich des Ablaſſes zu erfreuen, den habſüchtiger Aberglaube an die Anbetung gewiſſer Kleidungsſtücke geknüpft hat; wenn man noch überall in den Kirchen Gelübde angeheftet ſieht, durch die man der Vorſehung den Genuß der ſchnödeſten Güter abzugewinnen hofft; wenn man dieß und ſo vieles ähnliche ſieht, ſo muß man leider glauben, daß die Würde der Religion noch gar nicht überall erkannt, und das Verhältniß des Menſchen zu Gott hinlänglich verſtanden werde. Man würde aber auch ſehr irren, wenn man nur dem Pöbel ſo gemeine Vorſtellungen zur Laſt legen wollte; vielmehr iſt die Neigung, Gott und ſeine Heiligen als ein beſtechliches Tribunal eigennütziger Richter zu denken, in den höhern Ständen um deſto tiefer gewurzelt, je geneigter ſie ſind, auch die Vorſchriften der Religion und was dazu gerechnet wird, nach den Formen ihres bequemen Lebens zu modeln. „Wir werden doch, ſagte eine Dame von Welt um die Oſterzeit zu ihrer Freun-

din, daran denken müſſen, etwas religiöſes vorzunehmen. — O daran hab' ich ſchon gedacht, antwortete jene. Ich laſſe meine Leute faſten *).

Wenn wir alſo wünſchen und hoffen, daß die Religion in der bürgerlichen Geſellſchaft den Platz einnehme, der ihr zum Wohl der Menſchheit gebührt, und die ſie ſchon ſeit allzu langer Zeit den falſchen Göttern der Herrſchſucht, der Ländergier, der Plusmacherey, der Tücke und Eitelkeit hat überlaſſen müſſen, ſo meinen wir keineswegs jenen, Gott und die Vernunft höhnenden Dienſt, welcher eben jenen falſchen Göttern huldigt, und dem Böſen, das von ihnen ausgeht, ein trügeriſches Gepräge von Heiligkeit aufdrückt. Das, was wir ſo nennen, und was allein den Fürſten und Völkern frommt, iſt das tiefe Bedürfniß der Er-

---

*) Catharine von Medicis hatte eine Wallfarth nach dem heil. Grabe gelobt, und zwar ſo, daß auf dem ganzen Wege nach drey Schritten Einer rückwärts gethan werden ſollte. Es war ſchwer Jemanden zu finden, der dieſes ſchwere Gelübde an ihrer Stelle löſte. Endlich verſtand ſich ein Bürger aus Varberic in der Picardie dazu. Er ging und kam zurück, und nachdem man ſich von der Wahrheit ſeiner Verſicherung überzeugt hatte, erhielt er eine Summe Geldes und einen Adelsbrief.

kenntniß Gottes und der Einigkeit mit ſeinem heiligen Willen; ein Bedürfniß, das aus den reinſten Quellen der Sittlichkeit entſpringt, und hinwiederum in ſeiner Entwickelung die Sitten veredelt und heiligt; zugleich die Wurzel der Tugend und ihre höchſte Blüthe. Was wir alſo den Menſchen überhaupt, und den Hirten der Völker insbeſondere wünſchen, iſt die Gottesfurcht, die durch ſittliche Reinheit, Heiligung des Herzens, Gerechtigkeit und gute Thaten nach Gott und ſeinem Reiche trachtet. Nur dieſe Gottesfurcht bringt Heil. Eine Religion ohne Tugend, oder eine Religion, die dem Laſter die Hand bietet, und den Himmel mit der Hölle vermählt, iſt eine Läſternng, von der ſich das geſunde Gefühl mit Traurigkeit abkehrt [5]).

Ohne Zweifel iſt das, was die Fürſten Europas gegenwärtig mit ſo vielem Eifer wieder herzuſtellen bemüht ſind, jene einzig wahre und beglückende Gottesfurcht, die mit den äußern Gebräuchen nichts gemein hat, und mit jeder Art des Cultus vereint ſeyn kann. Dann dürfen wir allerdings einer beſſern Zeit entgegen ſehn; denn das Heil der Welt ruht auf den Sitten, und die Wurzel der Sitten iſt die Religion; wir dürfen hoffen, daß die Tugenden, welche mehr als einen Thron Europas ſchmücken, auch denen ſich mittheilen werden, welche die Thronen umgeben, und

ſo, durch ſchöne und edle Beyſpiele empfohlen, alle Stände des Volkes durchdringen werden. Denn das, was die Welt lenkt, iſt weit weniger die Lehre als das Beyſpiel, und vor allem das Beyſpiel der Mächtigen. Der Schimmer, in welchem ſie wohnen, iſt auch die Region, in denen die Fata Morgana ſpielt, die Mutter jener Täuſchungen, die das von dem Glanze hoher Geburt, dem Zauber anmuthiger Sitten, und der Allmacht des Reichthums, umgaukelte Laſter zu adeln ſcheinen. Ihre anſteckende, verpeſtende Kraft erzeugt mehr Böſes, als alle Aerzte der Sittlichkeit und Gottesfurcht abwehren mögen. Wer möchte ſich wundern, da Gier nach Genuß und Gewaltthätigkeit in den tiefern Regionen des Lebens zu finden, wo ſie ungeſtraft in den höhern herrſcht? Oder wer möchte es der Menge verargen, wenn ſie, von ſchlimmen Beyſpielen umgeben, ſich mit dem Gedanken erfüllt, Geſetz und Zucht ſey eine nützliche Erfindung der Gewalt, und die Religion eine beſondere Art von Polizey, eine Schutzwehr der unbeſchränkten Willkühr, und eine Maasregel ihrer Sicherheit [6])?

Ein weiſer Mann des Alterthums hat mit Recht geſagt, es ſey unſinnig, die öffentlichen Hallen mit Geſetzen zu füllen, und die Sitten verwildern zu laſſen. Die Sitten aber werden entwildert durch Zucht, und alle Zucht, ſelbſt die ſtrengſte, iſt eitel, wenn die That des Erziehers

ſein Wort widerlegt. Was er am Tage gewebt hat, löſt er dann bey Nacht wieder auf, und zerſtört, ohne es zu wiſſen, ſein mühſames Werk. Umſonſt öffnen ſich dann dem Volke die Tempel des Herrn; denn wenn es den Widerſpruch der Lehre mit den öffentlichen Thaten bemerkt, lernt es eine Lehre gering ſchätzen, die zur Armuth führt, während ihre Verletzung alle Mittel des Genuſſes bietet.

Anmerkungen und Zugaben.

1.

Paulus 1. an die Korinth. 2, 1—5.

2.

Merkwürdig iſt das Zeugniß des Landgrafen Chriſtian von Heſſen-Rheinfels, der, nachdem er zur römiſch-katholiſchen Kirche übergetreten, das, was er in derſelben anders wünſchte, in ſeinem Extract des veri, sinceri et discreti Catholici 1673 mit offener Wahrheitsliebe ausſprach. Hier ſagt er S. 26:

„Es gehe nun ein italieniſcher Monsignor oder Magister sacri Palatii von Rom nach Amſterdam, nicht nur in die der vornehmſten proteſtirenden Reformirten und Lutheriſchen ſo volkreichen, ſondern auch in der Mennoniter oder Wiedertäufer ihrer Kirchen eine, und ſehe ihrem Gottesdienſte mit Application zu und ſage mir dann fein wieder, ob bey ſolchen nicht ungleich mehr Reverenz und Andacht, als beydes insgemein nicht bey einer muſicaliſchen Vesper oder Meß zu Rom oder Venedig zu finden ſeyn wird. Er gehe nun, ſagt man ferners, auch nach Gotha oder Caſſel in die Hof-Capellen oder in die lutheriſche Stadt-Kirchen zu Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Straßburg, Hamburg und dergleichen Orten mehr, und ſage mir dann wieder, ob ich gelogen oder deßfalls zu viel geſagt habe.“ Und weiterhin: „Dann exempli gratia, man gehe nach Genff, Caſſel, Gotha und andern vielen proteſtirenden Oertern mehr und ſehe zu, wie der Sonntag und hohe Feyertage daſelbſt ganz anders, als bey den Catholiſchen insgemein nicht geſchieht, gefeyert werde. Da nehmlich die Stadtthore den ganzen Tag zugehalten und jedermann in den Kirchen geſehen und das Spielen und die Geläger in den

Wirthshäuſern, viel weniger Comödien, Maſcaraden, Balletten und dergleichen Flatterwerk nicht gelitten werden.“

3.

Wahr und ſchön ſagt Johannes von Müller in ſeinen allgemeinen Geſchichten Th. 2. S. 253. nachdem er von der eiteln und üppigen Regierung Friedrich Auguſts, Churfürſten von Sachſen und Königs von Polen, geſprochen: „Größere Dinge that in einem engern Wirkungskreiſe Ernſt Herzog zu Gotha, in und nach dem dreyßigjährigen Kriege der Vater und Retter ſeines Volks. Nicht nur vergrößerte er den geerbten Staat durch gerechte, friedſame, von der leitenden Vorſehung ihm zugewieſene Mittel; er bildete die Unterthanen durch Beyſpiel und Anſtalten zu häuslicher Tugend.“

4.

Friedrich Mecum, auch Myconius genannt, der erſte evangeliſche Oberpfarrer zu Gotha, ein Freund und Gehülfe Luthers und eifriger Beförderer der Reformation in Deutſchland und andern Ländern. Durch unermündliche Anſtrengung gelang es ihm, unterſtützt von Philipp Melanchthon, Juſtus

Menius, Georg von Wangenheim und einigen andern Ehrenmännern, „daß in Thüringen jede Pfarre ihren Lehrer und gewidembt Einkommen erhielt, jede Stadt ihre Schule und was zur Kirche gehört,“ wie er in der Histor. Reform. S. 53. ſelbſt meldet, mit beygefügtem frommen Wunſche: „Ach lieber Herr Gott, du haſt gegeben, daß es wohl angerichtet iſt: gib, daß daß es auch wohl gehalten und erhalten werde!“

5.

„Tugend und Religion ſind die allgemeinen und ewigen Triebfedern im Reiche der Geiſter, zu edel und zu erhaben, um nur Räderwerk in einer Maſchine zu vergänglichen Zwecken vorzuſtellen. Und das iſt vollends widerſinnig, wenn man mit den elenden Gewichten einer ſolchen Maſchine jene Triebfedern ſelbſt in Bewegung ſetzen will. So lange in dieſem Zirkel herumgelaufen wird, muß die Religion den Staat, und der Staat die Religion verderben. Einen Gott ſich nur darum zu wünſchen, daß er unſre Schätze hüte, unſer Haus in Ordnung halte, ein bequemes Leben uns verſchaffe, das ſcheint mir ein Greuel.“

„Wer aber ſieht nicht täglich, daß man die Religion mit ſolchen Trägern unterſtützen will? Und ſie

muß, als Dienerin des Staates, ſo weit hinunter ſinken, hinunter bis zum Menſchenwerke, zum Betruge, zum Geſpötte der Vernunft. Wahre göttliche Religion hat nie der Erde fröhnen wollen; auch wollte ſie dieſelbe nie beherrſchen. Dafür iſt ein anderer Geiſt, und an ihm auch ein anderer Glaube. Von den Uebeln, welche dieſer angerichtet, zeugen alle Blätter der Geſchichte. Siehe da, euer Gott und eures Gottes Dienſt, ruft der Spötter der Religion. Und der thörigte Prieſter eifert, und bemüht ſich die Schande abzuwaſchen; Gott will er retten, und er rettet nur den Teufel, jenen ſchwärzeſten von allen, der den Himmel weißt auf ſeiner Bahn."

„Wer kann leugnen, wenn er Geſchichte und Vernunft zuſammen nimmt, daß Religion, als äußerliches Mittel gebraucht, von Schwärmerey und Aberglauben unbegleitet, nichts, in dieſer Begleitung aber lauter Böſes wirkt? So lange unſre Prieſter alſo eine andre als die reine, heilige, innerliche, wahre Lehre predigen, und nicht Gott allein das Uebrige befehlen; ſo lange ſie uns nach dem Himmel ſehen heißen, weil er uns die Erde düngt — den Geiſt erniedrigen zum Koth; ſo lange ſie die Finſterniß nur

ſchmücken wollen mit dem Lichte, und anſtatt den Satan zu vertilgen, ihn zum gütlichen Vertrage überreden, ihn befreunden wollen mit der Gottheit, ſo lange haſſe ich ſie mehr, als ich den Gottesleugner haſſe. Dieſer zeigt mir wenigſtens ſein höchſtes Gut da wo es liegt, er will mich nicht betrügen, und betrügt mich nicht; er gibt mir ſeine Wahrheit rein, und iſt vielleicht ein zehnmal frömmerer Mann, als der, der ihm flucht.“

Jacobi's Werke. 2. Th. S. 427.

6.

Eine ſo eben zu Bayonne erſchienene und unter der ſogenannten Armee des Glaubens verbreitete Schrift ſagt: „Der König hat zwar die Verfaſſung beſchworen, aber ſeine Eide können ihn nicht binden, da ſie ihm auf die unerlaubteſte Weiſe abgedrungen worden. Er kann nicht getadelt werden, dieſe Eide geleiſtet zu haben; alle ſeine Vertrauten hatten ihn verlaſſen; er mußte täglich für ſein Leben beſorgt ſeyn.“

Dieſe Lehre, von einem Freunde der abſoluten Monarchie aufgeſtellt, iſt vollkommen geeignet, den Glauben an die höchſte Würde, und mit dieſem Thron

und Zepter zu Boden zu werfen. Auch in dem Leben des Volks wird ſich nur ſelten ein Fall ereignen, wo ein rechtlicher Mann das bekannte Brocardicon von gezwungenen Eiden, ohne die tiefſte Verletzung ſeiner Ehre, wird anwenden können. Die höchſte Macht welche auch die höchſte Freyheit in ſich darſtellt, kann nie in dieſen Fall kommen. Sie hat nur zu wählen zwiſchen freywilliger Erfüllung oder gänzlicher Vernichtung. Dieſe Wahl kann ſchrecklich ſeyn, aber ſie iſt nothwendig. Der wüthendeſte Feind der Monarchie könnte ihr keine tödlichere Wunde ſchlagen, als wenn er den Träger derſelben verleitete, einen Eid mit dem geheimen Vorbehalte zu ſchwören, ihn bey der erſten Gelegenheit unter dem Vorwande des Zwanges zu brechen.

Ein großer Theil der öffentlichen Sicherheit ruht auf dem Glauben von der Heiligkeit der Eide, und eine Regierung, die dieſen Glauben durch ihr Beyſpiel ſchwächt, untergräbt die Grundſäulen ihrer Macht. In der Zeit, die uns Einige als die gute, alte, fromme Zeit empfehlen, und in die ſie uns zurückſchieben möchten, war freylich der Meineid, wie der Mord, eine leicht erlaßliche Sünde. Wir wollen hier nicht an Ludwig des Eilften verhaßtes Beyſpiel erinnern, ſon-

dern an den frommen Betrug des guten Königes Robert, des Sohnes von Capet. Die Ruchloſigkeit der ſo gemein gewordenen Meineide zu mindern, ließ er ſeine getäuſchten Edelleute auf ein koſtbares Käſtchen ſchwören, von dem ſie glauben mußten, daß es heilige Reliquien enthielte. Es waren aber keine darinn. Wenn ſie daher den Eid, wie gewöhnlich, brachen, ſo war doch, wie der König meinte, ihre Sünde nur klein. Es iſt nicht nöthig, über dieſe frommgemeinte Schlauheit ein Wort zu verliehren, wenn ſich auch vielleicht Einer finden ſollte, der ſelbſt in dieſer Verwirrung der Begriffe eine bewundernswürdige Tiefe von Frömmigkeit bewundern möchte. Aber jener gottesfürchtige König, welcher Wallfahrten über Wallfahrten that, Kirchen baute, Cilicien trug, und oft mit den Chorherrn Horas ſang, entging doch dem Kirchenbanne nicht. An ihm konnte der Klerus ſeine Uebermacht ungeſtraft prüfen. Alle ſeine Umgebungen verließen ihn, bis auf zwey ſeiner Diener, die aber Alles, was er berührte, durch Feuer reinigten. Es iſt merkwürdig, daß dieſer König der erſte war, welcher die Kraft beſaß Scropheln zu heilen, und noch wunderbarer, daß er dieſe Kraft an die Feinde ſeines Volkes, an die Könige von England, vererbt hat.

VII.

Analecten.

Republicanismus der Zeit.

Es hat wohl nicht leicht eine Zeit gegeben, wo ſich die Vorliebe für monarchiſche Formen, theoretiſch und practiſch, durch Wort und That, auf eine entſchiedenere Weiſe in Europa ausgeſprochen hat, als die gegenwärtige. Die Anklagen derer, die, um eine ihnen nützliche Furcht zu erhalten, einigen Schriftſtellern und geheimen mit ihnen verbündeten Geſellſchaften, die Abſicht beymeſſen, aus Ehrgeiz, Eigennutz und Muthwillen, die alten Throne der Könige zu erſchüttern, und die Anarchie herbeyzuführen, machen uns in dieſer Behauptung nicht irr, da wir die Erfahrung einer Reihe von Jahren vor uns haben, die doch hoffentlich etwas ſchwerer wiegt, als die aus ſchlimmen Argwohn geſchöpften Beſchuldigungen. Was wir uns aber von der jetzigen Zeit zu behaupten getrauen, gilt nicht von jeder andern; und wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution eine Vorliebe für republicaniſche Ideen und Formen ſichtbar war,

die ſich aber durch die kühnen Verſuche unſrer Nachbarn verlohren oder doch weſentlich umgeſtaltet, und mit der Vorliebe für die monarchiſche Verfaſſung verſchmolzen hat. Dieſes iſt eine Thatſache, die von denen, welche mit der Literatur jener Zeit einigermaßen bekannt ſind, nicht abgeleugnet werden kann, und als hiſtoriſche Erſcheinung einer Beleuchtung nicht unwerth iſt. Einer Beleuchtung, nicht einer Apologie. Die theoretiſche Vorliebe für den Republicanismus iſt an ſich höchſt unſchuldig, und ſchließt die treuſte Ergebenheit gegen ein monarchiſches Oberhaupt nicht aus; ſo wie auf der andern Seite auch in Republiken, ohne Gefahr für die Freyheit, die monarchiſche Form Bewunderer und Lobredner gefunden hat. Aber auch die Meinungen haben ihre Geſchichte und einen pragmatiſchen Zuſammenhang, und die politiſchen machen davon ſo wenig eine Ausnahme, daß ſie vielmehr enger als andere unter einander, mit der Zeit und ihren Begebenheiten zuſammenhängen. Dieſer Zuſammenhang kann einen ernſten Beobachter ſeiner Zeit nicht gleichgültig laſſen. Und wer, wie unſre Zeitgenoſſen, auf der Scheide von zwey höchſt merkwürdigen Epochen geſtanden hat, wird ſich kaum enthalten können, die eine mit der andern zu vergleichen, und die Erſcheinungen, deren Zeuge er geweſen, auf ihre Quellen zurückzuführen.

Indem ich es aber verſuche, die Urſachen der Vorliebe für Republicanismus, oder, wenn man lieber will, der verminderten Achtung gegen die monarchiſchen Formen aufzuſuchen, die ſich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts kund gegeben hat, muß ich zum Voraus erklären, daß ich in jene Schuld, wenn es eine iſt, niemals gefallen bin. Zwar iſt mir das Alterthum, von meiner Jugend an, als eine der wohlthätigſten Erſcheinungen in der Geſchichte der Menſchheit theuer geweſen; aber nie hab' ich mich überreden können, daß die Volksherrſchaft die Wurzel dieſer Erſcheinung geweſen ſey. Homer war kein Sohn der Demokratie, und an den Höfen der Hiero und Archelaus bewegte ſich die helleniſche Muſe mit nicht geringerer Freyheit als an den Ufern des Iliſſus und an den Quellen der Diren. Nicht vor den Thronen fliehen die Muſen, ſondern vor den Kerkern des Despotismus, die in den Lagunen des republicaniſchen Venedig nicht minder ſchauderhaft ſind, als in den Steingruben von Syracus. Weit entfernt zwar, den Streit über die beſte Art der Verfaſſung, nach Popes Ausſpruch — der das Sprichwort vornehmer Bequemlichkeit geworden — für eine Beſchäftigung für Narren zu halten, ſondern überzeugt vielmehr, daß eine ſchlechte Verfaſſung den Gang der Regierung nothwendig hemmen muß; ſo glaube ich doch, daß eine geſetzmäßige Freyheit,

die das Ziel aller Verfaſſungen ſeyn ſoll, in mehr als einer Form, in keiner aber ſchwerer, als in der demokratiſchen gefunden werden kann. Die alten Republiken verſchwendeten unſägliche Kraft, um den Schwerpunkt zu finden, den ihnen ihre Verfaſſung nicht darbot; und die Soloniſche Geſetzgebung war kaum angenommen, als ſich ein ſogenannter Tyrann in Athen erhob, welcher der Verfaſſung den mangelnden Mittelpunkt hätte geben können, wenn man die Herrſchaft eines Einzigen mit dem republicaniſchen Elemente zu verbinden gewußt hätte. Die Art der Verwaltung der Piſiſtratiden, und der Einfluß, den ſie darauf gehabt haben, iſt in Dunkel gehüllt; aber ſo viel iſt klar, daß dieſe Familie mehr dem Willen einer Faction, als der öffentlichen Meinung untergelegen hat. Der unerwartet glückliche Erfolg der perſiſchen Kriege gab den Gefühlen der Nation eine andere Richtung, indem ſie nun nicht mehr durch das frühere Maaß der Freyheit befriedigt wurde, ſondern die heilſamſten Banden abſtreifte, und nach auswärtigen Beſitzungen ſtrebte, gleichſam um durch die Unterdrückung Andrer das Bewußtſeyn der eignen Unabhängigkeit zu erhöhn. Der Genuß dieſes trügeriſchen Wahnes war kurz, und das Volk, das die Idee eines geſetzmäßigen Fürſten nicht faßte, gab ſich allen Uebeln Preiß, die mit der Demagogie unausbleiblich verbunden ſind,

bis es unter dem Drucke einer macedoniſchen Beſatzung zugleich von dem königlichen und dem ochlocratiſchen Despotismus zerrüttet wurde. Die Geſchichte des republicaniſchen Roms bietet keine tröſtlichern Erſcheinungen. Schon in den erſten Jahren der ariſtokratiſchen Republik mußte die Dictatur der mangelhaften Verfaſſung zu Hülfe kommen, und nach einigen Jahrhunderten von Kämpfen, die nie das Geſuchte brachten, mußte jener alte Nothbehelf in eine ſtehende Einrichtung übergehn. So lehrt die Geſchichte des römiſchen Staates unter ſeinen Conſuln und Tribunen, ſeinen Dictatoren und Kaiſern, ſo wie die Geſchichte von Hellas unter Archonten, Ephoren und byzantiniſchen Autokraten, Eine und dieſelbe Lehre, daß in einer ungeordneten Regierung, wie ſie auch Nahmen haben mag, eine feſte und gedeihliche Freyheit nicht zu finden iſt. Die Demokratie iſt gegen die entſetzlichſten Irrthümer der Willkühr nicht im geringſten mehr geſichert als die abſolute Monarchie, in welcher doch wenigſtens die Perſönlichkeit des Autokraten längere Zwiſchenräume von Ruhe geſtatten kann, als in einer Ochlokratie, die weder Mitleiden noch Großmuth kennt, oder bey einer procunſulariſchen Verwaltung jemals möglich iſt. Es iſt daher immer meine Ueberzeugung geweſen, daß nur eine geordnete Verfaſſung, die auf den unerſchütterlichen Grund der

Gerechtigkeit aufgebaut iſt, die ihre Segnungen auf gleiche Weiſe über alle Theile des Volkes verbreitet, den Regierenden Sicherheit, dem Volke Freyheit gewährt. Ich ſage, eine allgemeine, über alle Theile verbreitete Gerechtigkeit. Die Verfaſſung eines Landes, mag ſie republicaniſch oder monarchiſch heißen, die es für nöthig achtet, einem Theile ſeiner Bewohner die Rechte des Menſchen und Bürgers vorzuenthalten, iſt, nach dem Ausdrucke eines weiſen Staatsmannes *), „in der That nicht mehr als ein anderer Nahme für die Tyranney der ſtärkſten Faction", ein Werkzeug der Unterdrückung, und, wenn es gilt, der blutigſten Grauſamkeit; ſo wie ſie zugleich der Verwaltung ſelbſt eben ſo viele Stützen der Sicherheit entzieht, als ſie Ausnahmen von den Grundſätzen der Gerechtigkeit macht.

Wir kehren jetzt zu unſerm Gegenſtande zurück, den wir, nach dieſer Abſchweifung beſſer in die Augen faſſen können.

Mancher unſrer Leſer wird vielleicht erwarten, unter den Urſachen der verminderten Achtung gegen die Monarchie vor allen Dingen die Werke der Schriftſteller erwähnt zu ſehn, die öffentlich oder heimlich antimonarchiſche Geſinnungen ver-

---

*) Burke's.

breitet, und dadurch die Vorliebe für die republicaniſchen Verfaſſungen genährt haben. Aber gegen jeden Schriftſteller, den man hier anführen könnte, kann man ſicher ſogleich einen andern nennen, welcher das Gegentheil lehrte, und es iſt nicht abzuſehn, warum die Lehren der Erſtern die der Andern überwogen haben ſollten, wenn ſie nicht entweder, was wir nicht zugeſtehn, die Wahrheit mehr auf ihrer Seite hatten, oder durch äußere Umſtände begünſtigt und getragen wurden. Aber ſo war es in der That. Die Achtung gegen die monarchiſchen Inſtitutionen war früher geſunken, ehe ſie das Ziel der Sophiſmen oder des Witzes einiger Schriftſteller wurden, die, ohne die ſchon herrſchende Stimmung, unbeachtet geblieben wären. Keine Lehren in der Welt, und wenn ſie mit feurigen Zungen gepredigt würden, können der Wirkung der Thatſachen gleich kommen; und keine irdiſche Macht iſt im Stande das Urtheil der Welt über das, was vor ihren Augen geſchieht, in Feſſeln zu ſchlagen. Wenn alſo die Meinung der Zeit, welche vor der Revolution vorausgieng, der Monarchie nicht günſtig war, ſo muß dieſe Ungunſt ihren Grund in gemisbilligten Thatſachen haben, die ſich in monarchiſchen Staaten zugetragen hatten, und deren Erſcheinung man der Verfaſſung dieſer Staaten beymaß.

Vielleicht ſind die Fortſchritte der Civiliſation faſt in allen Theilen von Europa, und die Ausbreitung des Lichtes in keiner frühern Epoche ſo ſchnell und auffallend geweſen, als in dem Zeiraume der tiefen Ruhe, deren die meiſten Staaten dieſes Welttheils ſeit dem Hubertsburger Frieden genoſſen haben. Wenn man nicht annehmen will, daß die Civiliſation nur das Aeußere berührt, ohne auf den beſſern und edlern Theil des Menſchen zu wirken, ſo kann man kaum zweifeln, daß in dieſem Zeitraume die Sittlichkeit gewonnen, und das Gefühl für Recht und Unrecht geſchärft worden. Vieles, was früher nicht beachtet worden, wurde jetzt, bey der lebhaftern Anregung des Geiſtes der Menſchen, ein Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit; und Vieles, was vor dem im Dunkeln geblieben wäre, kam jetzt an's Licht. Der regere Verkehr der Völker durch die Erweiterung des Welthandels hatte eine größere Oeffentlichkeit zur nothwendigen Folge gehabt. Die Werkzeuge des Welthandels, Zeitungen und Tagblätter, vermehrten ſich und gewannen an Wichtigkeit; und durch ſie kamen nicht bloß die Begebenheiten, ſondern auch der innere Zuſtand der Völker ſchnell zur Kenntniß der Welt. Nicht immer war dieſe Kenntniß den monarchiſchen Regierungen vortheilhaft. Faſt überall zeigte ſich, bey einem heilloſen Schwanken zwiſchen Ueberſpannung und Schlaffheit, ein Be-

ſtreben, die unbeſchränkte Gewalt, die man beſaß, in ihrer ganzen Fülle zu genießen, oder die Schranken, mit denen man umſtellt war, zu erweitern oder nieder zu werfen. Der Handel aber, deſſen Wurzel die Freyheit iſt, ertrug, bey vermehrter Herrſchaft, Alles, was ihn in ſeinen Bewegungen hemmte, mit immer größern Unwillen, und theilte dieſen Unwillen, wie ungerecht er auch vielleicht in einzelnen Fällen ſeyn mochte, Andern mit. Die Vermehrung des Reichthums in dem Mittelſtande, das dadurch verſtärkte Gefühl der Unabhängigkeit und das erhöhte Streben nach Genuß, was eine natürliche Wirkung von beyden war, verurſachte wiederum, daß Alles, was jenes Gefühl verletzte, oder dieſem Streben in den Weg trat, ſchmerzlicher empfunden wurde. Je mehr Urſache Viele hatten, ſich perſönlich zu ihrer Lage Glück zu wünſchen, deſto mehr Urſachen des Misvergnügens entdeckten ſie in dem, was ſie umgab. Der Unterſchied der Stände, die Anmaaßungen des Militärs und ſeine läſtige Erweiterung, die ſchlechte Finanzverwaltung, die Beſchränkung der Denk- und Preßfreyheit, der Gewiſſenszwang, die Störung des freyen Verkehrs durch willkührliche Verbote; dieſes und ähnliches wurde jetzt als unerträglich gerügt; und da ſich dieſes Alles, bald einzeln, bald vereint, in monarchiſchen Staaten fand, ſo war es nicht zu verwundern, daß man

der monarchiſchen Verfaſſung dieſe Uebel zur Laſt legte, und durch einen ganz gewöhnlichen Fehlſchluß, in der Antimonarchie Rettung von allen dieſen Uebeln zu ſehen glaubte.

Die Betrachtung deſſen, was in den meiſten Monarchien unſers Welttheils während des achtzehnten Jahrhunderts ſich zugetragen hatte, und der Zuſtand der meiſten Länder ſelbſt, konnte leider die Achtung der monarchiſchen Formen nicht beleben. In Portugall ſah man einen König auf dem Throne, deſſen Regierung faſt ein halbes Jahrhundert füllte, und doch nichts aufzuweiſen hatte, als die Geſchichte armſeliger Verhandlungen mit der römiſchen Curie über das Patriarchat in Liſſabon, und die Erbauung eines Kloſters, die ſeine Kaſſe erſchöpfte. Unabläſſig bemüht durch geiſtliche Mittel Gott zu verſöhnen, den er durch unerlaubten Sinnengenuß erzürnt hatte, verſinkt er endlich in eine gänzliche Ohnmacht, und überläßt die Sorge der Regierung einem Mönche, der am beſten für das Volk zu ſorgen glaubt, wenn er ſeinen Orden gut bedenkt. Der Regierung ſeines Sohns gibt Pombals ſtrenge Verwaltung, nicht aber des Königs Character, einen vorübergehenden, aber zweifelhaften Glanz, der unter einer in Aberglauben verſunkenen, und bald durch eine unheilbare Gemüthskrankheit der Regierung entfremdeten Königin wieder erliſcht. Ein ähnliches unglückliches

Schickſal hatte kurz vorher den König von Spanien betroffen, deſſen Kabinet Jahre hindurch von einem verſchnittenen Sänger regiert wurde. Seines Nachfolgers erſte Regierungsthat aber war, daß er die Stände auf den Lehrſatz von der unbefleckten Empfängniß ſchwören ließ, und ſich bey dem römiſchen Hofe um eine Bulle verwendete, welche die Mutter Gottes feyerlich als Beſchützerin der ſpaniſchen Monarchie beſtätigen ſollte. Dennoch verödete das vormals ſo reiche und blühende Land; der Wohlſtand ſank immer tiefer herab; das politiſche Anſehn der Regierung verſchwand; und indem ſelbſt in dem rechtgläubigen Spanien das Vertrauen auf das alte Sprichwort „es ſey beſſer zu glauben, als zu forſchen *)“ durch alle die Uebel, die es drückten, vernichtet wurde, und mehr als Einer ſeiner Schriftſteller freyſinnigen Ideen huldigte, bereitete ſich in dieſem Lande das vor, was wir jetzo vor unſern Augen ſehn, und was durch eine zeitgemäßige Reform des Syſtems der Regierung hätte vermieden werden können.

In Frankreich hatten die letzten Regierungsjahre Ludwig des Vierzehnten das Anſehn der Monarchie in und außerhalb Frankreich um deſto mehr herabgewürdigt, je höher es vorher durch die per-

*) Mas vale creer que buscar.

ſönlichen Eigenſchaften des Königs und ſeine conſequente Handhabung der königlichen Gewalt erhoben worden war. Beherrſcht von einer verſchlagnen und heuchleriſchen Frau, getheilt zwiſchen dem Streben die Sünden ſeiner Jugend bey Gott in Vergeſſenheit zu bringen, und die Stellung ſeiner Baſtarde zu ſichern, ſah er den Glanz ſeiner Strahlenkrone noch vor ſeinem Tode erlöſchen. Der Wohlſtand Frankreichs war durch Kriege des Ehrgeizes und durch die eitle Verſchwendung des Hofes zerſtört; der innre Friede durch den Misbrauch deſſen, was ihn hätte herſtellen ſollen *), zerrüttet; die Würde des Königthums durch die unpolitiſche Begünſtigung der römiſchen Anſprüche aufgeopfert. Kaum hat daher der ſonſt ſo Gefürchtete die Augen geſchloſſen, als, gleichſam um den letzten Reſt des Zaubers zu vernichten, der den Thron umgab, ſein Teſtament vernichtet, und am Hofe an die Stelle der langweiligſten Frömmeley eine ausſchweifende Frechheit geſetzt wird. Recht als ob man nur darauf hinarbeitete, das Anſehn der monarchiſchen Inſtitutionen zu zerſtören, wird die Braut des Königs ihrem Vater ohne weiteres zurückgeſchickt, und durch die eifrige Theilnahme an dem Oeſterreichiſchen Erbfolgekrieg die heilige,

*) Vornemlich durch die gewaltſame Einführung der Bulle Unigenitus.

Carl dem Sechſten für empfangene Belohnung gegebene Zuſage unbedenklich gebrochen. Aus den Händen des Regenten und ſeines verworfnen Miniſters, ging die Regierung auf die Buhlerinnen des Königs über, der, zu ſeinem größten Unglücke, einem Monarchen gegenüber zu ſtehn kam, in deſſen Glanze keiner ſeiner Flecken verborgen blieb. Die Schlaffheit des ſittenloſen Königes, ſein Unglück im Kriege und die Unbeſonnenheit, mit der er in ſeinem gewaltthätigen Verfahren gegen die Parlamente das Geheimniß des Despotismus enthüllte *), richtete in Frankreich alle Herzen gegen dieſe Art der Monarchie, die zugleich durch das geſunde Gefühl, durch ihre Folgen und durch das laute Urtheil Friedrich des Zweyten verdammt wurde. Mit allen lobenswerthen Eigenſchaften eines Privatmannes konnte ſein Nachfolger das unwiderbringlich Verlohrene nicht wieder zurück bringen; und ſo untadelhaft ſeine Sitten waren, ſo gering war ſein Anſehn bey ſeinen nächſten Umgebungen. Der Hof hatte keine Würde mehr, und alles Wohlwollen des Königes und alle Milde ſeiner Regierung, war nicht im Stande die Augen des Volkes gegen die Mängel der Verfaſſung zu verſchließen, die ſich durch den Mangel

*) S. Müllers Allgem. Geſch. Th. 3. S. 459.

an Credit und Geld täglich mehr kund gaben. In der Stellung der Regierung war nichts, was von dem dreiſten Gedanken der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform hätte zurückſchrecken können. Auch in dem Cabinete des Königes hatte dieſer Gedanke Wurzel gefaßt. Er wäre gefahrlos geweſen, ohne das tiefgeſunkene Anſehn des Throns. Dieſes erhob ſich wieder, als der König ſeinen Willen zu erkennen gab, durch geſetz- und zeit-mäßige Inſtitutionen der willkührlichen Regierung ein Ende zu machen. Dieſer reine Wille wurde getrübt. Aber erſt, nachdem durch die Schuld aller Parteyen die Sache der Monarchie hülflos verlohren war, wurde die Idee der Republik als der letzte Anker im Sturm ergriffen.

Es war für das Anſehn der Monarchie überaus ungünſtig, daß die zweyte und dritte Theilung von Polen gerade in den Zeitpunkt fiel, wo von der Rednerbühne des Conventes herab die monarchiſche Verfaſſung mit allen Waffen einer ſophiſtiſchen Beredſamkeit angegriffen ward. Bey dem erſten Verſuche dieſer Art (1772) konnte ſich ſelbſt Friedrich der Zweyte nicht über die ungünſtige Wirkung täuſchen, die dieſe damals unerhörte Maasregel auf die öffentliche Meinung äußerte; und die öftere entſchuldigende Erwähnung derſelben in ſeinen Schriften zeigt hinlänglich an, daß er ſich ſelbſt nie vollkommen habe darüber beruhigen kön-

nen. Aber mit größerm Unwillen und tieferer Theilnahme vernahm jetzt Europa den Schrey der Verzweiflung des unglücklichen Volkes, das, von der Uebermacht ſeiner Feinde erdrückt, nichts übrig behielt, als den allmächtigen Herrn der Welt anzurufen, „der den Misbrauch ſo ungerechter Waffen beſtrafen werde.“ *) Dieſe unſelige Gewaltthat, welche die Vorläuferin vieler ähnlichen wurde, weckte unzählige Erinnerungen, die der monarchiſchen Verfaſſung ungünſtig waren; und man knüpfte die ältere Geſchichte an die neuere, um die Vorzüge der Republiken vor den Monarchien darzuthun. Der neuerwachte Eifer für die alte Literatur, insbeſondere die entſchiedene Vorliebe für die helleniſche, legte auch ein Gewicht in die Wagſchale, obgleich die Geſchichte der Schweiz und des

*) Von geringerer Wirkung, doch nicht ganz unbeachtet blieb die Willkühr, mit welcher die Krimm dem Ruſſiſchen Reiche einverleibt wurde, wobey, wie auch in Polen geſchehen war, Manifeſte erlaſſen wurden, welche die Unterjochung als eine großmüthig gereichte Wohlthat darſtellten. S. Dohms Denkwürdigk. 2. Th. S. 57 ff. Auch die Verachtung alter Tractaten in dem Verfahren Joſeph des II. gegen Holland, und die Verſuche deſſelben Monarchen gegen Baiern hatten auf ähnliche Weiſe gewirkt.

Abfalls der Niederlande näher lagen, und in der That jeʒt mit gröſserer Begierde als je ſtudirt wurde. Jeʒt erinnerte man ſich wieder an das Spiel, das in dem Anfange des Jahrhunderts von zwey Monarchen mit Polniſchen Königen getrieben worden war; an die zahlreichen Revolutionen, welche in dem Laufe deſſelben den Ruſſiſchen Thron betroffen hatten; an die Erhebung und den Sturz Birons; an das Schickſal Victors von Sardinien; an den Proceſs einer Königin von Dännemark mit Allen den Herabwürdigungen, die ihn begleiteten; und an Manches Andere, was recht dazu beſtimmt ſchien, dem Anſehn der Monarchien Wunden zu ſchlagen. Im Hintergrunde von dieſem Allen lag die Vergröſsrung der Schulden faſt in allen Staaten, und der dadurch vermehrte Druck der Völker; oder wo man übermäſsig ſparte, nicht geringerer Druck um den Schaʒ zu füllen; und was von einer andern Seite her nicht weniger wirkte, die immer weiter verbreitete Kenntniſs der diplomatiſchen Ränke, von denen es immer mehr an den Tag kam, daſs ſie ſich nur um den Ehrgeiz einiger Familien, nicht aber um das gemeine Wohl bewegt hatten. *)

*) Auch nicht um die Aufrechterhaltung der Legitimität. Der Prätendent war mit Frankreichs Be-

Nach der erſten Theilung von Polen war vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution der Freyheitskampf in Nordamerica die wichtigſte Begebenheit, welche die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich zog. Der Anfang des Streites führte Erörterungen über die Rechte der Völker herbey, die dem herrſchenden Regierungsſyſteme nicht günſtig waren, und um deſto mehr dazu beytrugen, das Anſehn der monarchiſchen Formen zu ſchwächen, da dieſe durch verhaßte Miniſter gegen unſchein-

---

willigung in Schottland eingefallen. Die Schlacht von Culloden hatte ſeine Hofnungen zerſtört, und er kam, nach mannichfaltigen Schickſalen, nach Frankreich zurück. England beſteht auf ſeiner Verbannung. Der König willigt ein, aber der Prinz widerſetzt ſich. Bitten, Befehle bleiben ohne Wirkung. Endlich wird beſchloſſen, ihn zu überfallen. Das Unternehmen gelingt; der Prinz wird feſtgenommen, gebunden, nach Vincennes abgeführt, und von da über die Grenze gebracht. So wurde ein Prinz behandelt, deſſen Anſprüche auf die Krone von England, ehe das Kriegsglück ſich gegen ihn erklärt hatte, für vollkommen geſetzmäßig anerkannt worden! — So hatte man ja auch bey Cromwells Tode an Ludwig des XIV. Hofe Trauer angelegt, wo Mlle de Montpensier die einzige Perſon war, die dieſe Erniedrigung von ſich wieß.

bare, aber geiſt- und character-volle Bürger vertreten wurden. Ganz Europa nahm Theil an dem Streit. Das Glück des Krieges entſchied für die Bürger-Republik wider den Uebermuth ihrer vornehmen Gegner, und dieſe Entſcheidung, die der Menge immer für ein Gottesgericht gilt, legte ein neues Gewicht in die Wagſchale der anti-monarchiſchen Verfaſſungen. Man ſah mit Wohlgefallen das Gedeihen eines neuen Freyſtaates jenſeit des Oceans, der einſt der Uebermacht europäiſcher Monarchieen das Gleichgewicht halten könnte, die, da ſie ſich immer mehr in wenige Hände zuſammendrängte, Europa mit einer allgemeinen Weltherrſchaft zu bedrohen ſchien; und ſelbſt die entſchiedenſten Freunde der Monarchie richteten doch ihre Blicke nach America als nach einer Freyſtatt hin, die jetzt von neuem den Bedrückten oder Verfolgten ihre Arme zu öffnen ſchien. Und während dort jedem ſangviniſchen Anſpruche der Völker geſchmeichelt wurde, während Männer wie Washington und ſeines Gleichen das Beyſpiel der edelſten Uneigennützigkeit gaben, wurde in Europa die Gefahr, die das fürſtliche Anſehn bedrohte, ſo wenig erkannt, und die billigſten Rückſichten ſo wenig beachtet, daß einige Fürſten kein Bedenken trugen, ihre Unterthanen für ein bedungenes Kopfgeld an Grosbritannien zur Unterdrückung der keimenden Freyheit zu verhandeln. Die

Verkauften zogen gehorſam über das Meer; aber der Unwille, den nah und fern dieſer Handel verurſachte, und wie eben durch dieſen Unwillen die Wünſche für das Gedeihen des jungen Freyſtaates heftiger entzündet wurden, iſt gewiß noch Vielen, ſo wie uns, im Gedächtniß.

Wenn man Alles dieſes erwägt — und wir haben abſichtlich Vieles übergangen, was hierher hätte gezogen werden können — ſo kann man die Meinung derer würdigen, die, wie Manche gethan haben, die Einfachheit der Sitten Friedrichs des Zweyten und Joſephs für eine Haupt-Urſache des geſunkenen monarchiſchen Anſehns halten. Dieß iſt ſo wenig wahr, daß vielmehr gerade dieſe Einfachheit, ſo wie die ganze Perſönlichkeit dieſer Fürſten den allzuſchnellen Sturz der öffentlichen Meinung aufgehalten, und den Freunden der Monarchie lebendige Beyſpiele für ihre Lehre geboten hat. In ältern Zeiten haben die Fürſten nicht weniger einfach gelebt, und ſind noch zugänglicher geweſen, und dennoch ſtand ihr Anſehn feſt, wenn ſie den Glauben der Würdigkeit für ſich hatten. Ohne dieſen Glauben ſind alle äußern Mittel nur eine Art von Gaukeley, womit man Kinder täuſcht, nicht aber Männer regiert, die einen Begriff von Rechten und Pflichten haben, und mehr auf die Sitten als auf äußern Glanz zu achten pflegen. Nur auf der Grundlage ſittlicher Würde erhält ſich

der Nimbus der Majeſtät unverſehrt; und wo jene verſchwindet, gibt es kein Mittel in der Welt die Erlöſchung von dieſem zu hindern. Unſre Zeit aber hat ſchon viel gewonnen, wenn ſie dieſe Ueberzeugung feſt hält, und keine ſichere Stütze der Throne erkennt, als die Tugenden ihrer Beſitzer; wenn es ihnen dieſe zu bewahren, und jede Gefahr, die ihnen aus dem Misbrauche der Gewalt und der Verletzung des Rechts unvermeidlich entſpringt, von ihnen abzuwehren ſucht.

Von dieſer Art iſt der Republicanismus unſerer Zeit.

* * *

Okno s.

Es bedarf von Seiten der Großen nicht eben beſonderer Unthaten, um die Wirkungen der religiöſen Zucht zu vernichten; auch kleine Dinge bekommen in dieſem Gebiete Wichtigkeit, und ein Tropfen, welcher aus der Höhe fällt, zerlöchert zuletzt auch den Kieſelſtein. In einem Lande, deſſen Fürſt ein rechter Hausvater iſt, ſchämt ſich wohl Jeder es nicht zu ſeyn: ein ſchlechter Wirth aber macht auch unordentliche und gewiſſenloſe Diener. Ich will nur bey dieſer Sache ſtehen bleiben, die manchem Großen vielleicht die gering-

fügigſte ſcheint. Iſt ein Fürſt ein ſchlechter Wirth, der bey ſeinen Ausgaben nur ſeine Launen und die Eingebungen ſeiner Eitelkeit zu Rathe zieht, ſo kann es nicht fehlen, daß er bald um unnützer Dinge willen in Schulden geräth, während er ſich für die nützlichſten und nothwendigſten der Mittel beraubt. Wenn ihn die Folgen davon auch nicht ſo nah und unmittelbar berühren, wie den Privatmann, ſo berühren ſie ihn doch; die üble Laune iſt ſo wenig zurückzuweiſen als die zudringlichen Gläubiger, und der Glaube an ſchöne Verſprechungen und freundliche Worte iſt ſchnell vernichtet, wenn die Erfüllung ausbleibt. Dem Syſteme der Unwahrhaftigkeit folgt dann das Syſtem der Willkühr nach. Während auf der einen Seite ungemeſſene Ausgaben gemacht werden, werden auf der andern, um die ſelbſtgeſchaffene Noth zu mindern, alle Canäle der Einkünfte erweitert, die Plusmacherey begünſtigt, und die Veranlaſſung zu Verbrechen, die immer im Gefolge der Dürftigkeit gehn, vermehrt. Zugleich drängt ſich von allen Seiten der Eigennutz zu, um, während die Flammen das Haus zerſtören, für eigne Rechnung zu plündern; die ſchnödeſte Habſucht nimmt überhand; der Glaube an Uneigennützigkeit verſchwindet, und mit ihm jeder Reſt aufrichtigen Pflichteifers; dagegen aber wird die Kunſt Vortheile abzuſchmeicheln, oder, nach Beſchaffenheit der Um-

ſtände abzutrotzen, auf das Vollkommenſte ausgebildet. Die redlichen Gläubiger, die auf ihr Recht vertrauen, werden zur Verzweiflung gebracht; Andere ſuchen gezwungener Weiſe ihre Zuflucht bey der Unredlichkeit; die Meiſten ſchlagen, um zu dem Ihrigen zu gelangen, krumme Wege ein, Wege, durch die immer wenigſtens zwey Menſchen ſchlechter werden. Soll man ſich wundern, wenn allmählig in dem Lande, wo dieſe Uebel überhandnehmen, bey aller Kirchenzucht und dem redlichſten Streben der Seelſorger, dennoch die Ehrlichkeit zur Fabel, und die Gerechtigkeit zu einem Geſpenſte wird, an das man nur nicht zu glauben braucht, damit es in Dunſt zerrinnt? Und kann man dann nicht ſagen, daß ſich hier die Fabel vom Siſyphus, oder, wenn man lieber will, vom Oknos *) erneuert?

* * *

---

*) „Auf dem Gemälde des Polygnotus (in der Leſche zu Delphi, welches Odyſſeus Wanderung in die Unterwelt darſtellte) ſah man einen Mann, welchen die beygeſetzte Schrift Oknos nannte. Dieſer flocht emſig an einem Seil aus Binſen; aber eine neben ihm ſtehende Eſelin frißt immer, was er geflochten hat, ab. Dieſer Oknos ſoll ein arbeitſamer Mann geweſen ſeyn, der aber eine

Chriſtenthum des Antichriſten.

Weil in der Natur des Menſchen das Irdiſche ſo wunderbar mit dem Ueberirdiſchen vereinigt iſt, ſo hält er leicht auch auf dem Gebiete der Sitten eine ähnliche Verbindung für ausführbar. Wenn er lange genug mit der Hölle geſchwelgt hat, hofft er doch noch im Himmel den Lohn der Gerechten zu erobern. Dieſen will er durch ſein Leben betrügen; jene durch ſeinen Tod. Nichts iſt entſetzlicher, und doch iſt nichts gewöhnlicher als dieſer Wahn; das Allerentſetzlichſte aber iſt, daß es Zeiten gegeben hat, wo die Diener der Religion hierzu die Hände boten, und die Großen, die dieſen Doppeldienſt und Doppelhandel am häufigſten trieben, in ihrem Irrwahn beſtärkten.

Ich weiß nicht, welcher rechtſchaffene Mann geſagt hat, er wundere ſich nicht ſo ſehr, daß ſich Prieſter fänden, die den Königen ihre Sünden

---

verſchwenderiſche Frau gehabt, die Alles, was er durch Arbeit gewann, vergeudete. Auch pflegen die Jonier von einem Manne, der ohne Erfolg arbeitet, ſprichwörtlich zu ſagen, daß er das Seil des Oknos dreht.“ Pausan. X. 29. p. 868.

vergäben*), als daß jene andere Prieſter fänden, die ſie ſelbſt freyſprächen.

Die wahre Religion erkennt keine Vorrechte eines Standes vor dem andern. Nicht Chriſti Diener ſind die, welche die Sünde der Mächtigen auf einer andern Wage wiegen, als die Sünde des Bettlers, ſondern Diener des Antichriſts. Oder kann dem Antichriſten irgend ein Geſchäft beſſer anſtehn, als den Wahn eines Unterſchiedes von Recht und Unrecht nach Verſchiedenheit des Ranges fördern? Iſt es nicht eben die Gleichheit des Menſchen vor Gott, worauf das Weſen und die Herrlichkeit des chriſtlichen Glaubens ruht?

Jene Lehre „in Furcht und Zittern ſeine Seligkeit zu ſchaffen,“ iſt mehr für die Großen dieſer Welt gegeben, als für das Volk. Wie kann

---

*) Auch Apologiſten der Sünde haben ſich oft genug gefunden. Die Caſuiſtik der Jeſuiten, die für jedes Verbrechen ein rechtfertigendes Sophiſma hat, iſt Jedermann wenigſtens aus Pascals Briefen bekannt. Ein Franciscaner Mönch, Jean Petit, vertheidigte Angeſichts der franz. Prinzen und des Hofes die ſchändliche Ermordung des Herzogs von Orleans, deren Urheber der Duc de Bourgogne war, indem er alle Meuchelmorde zuſammenſtellte, deren die Bibel erwähnt. Andere, noch grauſendere Beyſpiele ſiehe unten.

ſich ein Fürſt von Gottes Gnaden ſchreiben, ohne jedesmal vor dem ewigen Richter zu zittern, deſſen Urtheil ihn deſto ſicherer erwartet, je weniger er im Leben einen Richter über ſich erkennt? Alle Täuſchung verſchwindet über der Gruft. Der Purpur deckt kein Geſchwür und kein Verbrechen mehr zu, und die Verbriefungen gleiſneriſcher Beichtväter, welche die Pforten des Paradieſes öffnen ſollen, werden eine ſichere Anweiſung an den Fürſten der Finſterniß *).

Als einſt Antonio de Leva Carl dem Fünften rieth, einige Fürſten Italiens aus dem Wege zu räumen, und ſich ihrer Staaten zu bemächtigen, ſagte der Kaiſer: Aber das Gewiſſen, Antonio! — Das Gewiſſen, das Gewiſſen! erwiederte Jener. Wenn Ihr ein Gewiſſen habt, ſo entſagt Eurer Krone.

---

*) Als der König von Spanien, Philipp der Zweyte, auf dem Todenbette lag, ließ er durch einen Notar eine Acte aufſetzen, durch welche ſich der Beichtvater des Königes für die Seligkeit ſeines Monarchen verbürgte. Man fügte dieſem Inſtrumente die Clauſel bey, daß, wenn etwas an demſelben zur vollen Gültigkeit mangele, dieſer Mangel dem Beichtvater, nicht aber dem Könige zur Laſt fallen ſolle.

Hätten alle Höflinge geſprochen, wie Antonio, ſo wäre geſchieden geblieben, was ewig geſchieden ſeyn ſoll. Wenn die Hölle ihre Thore öffnet, und die Gräßlichkeit ihres Inhaltes allen Augen bloß ſtellt, ſo verführt ſie Niemanden. Wer aber Himmel und Hölle miſcht, und das ſchwarze Laſter mit dem Irisbogen des Paradieſes ſchmückt, der vergiftet die Menſchheit in ihrer tiefſten Wurzel.

Wenn Eteokles auf die Nachricht, ſein Bruder werde im Kampfe gegen ihn treten, ſich nicht vor dem Gedanken des Brudermordes entſetzt, ſondern ausruft: Nun ſo ſtürze denn Oedipus ganzes Geſchlecht zur Hölle hinab! — ſo ſchaudert uns wohl, aber wir wiſſen woran wir ſind. Wenn aber der chriſtliche Räuber ſagt: Ich will den hülfloſen Wanderer im Wald überfallen, und auf der Straße berauben, und, wenn er Widerſtand thut, ihn niederſtoßen; aber neben ſeiner Leiche ſoll ein Kreuz ſtehn, und ein Theil der Beute ſoll der Kirche ſeyn. Und wenn ich ſo Mord auf Raub, Nothzucht auf Brand, Unthat auf Unthat gehäuft habe, dann will ich mich zu den Füſſen des Altars werfen, und durch freywillige Opfer die Strafe abkaufen" — dann ſchaudert dem geſunden Gefühle auch, aber aus einem andern Grunde. Aber nicht im Walde nur und auf offener Straße, auch in der Nähe der Thronen hat dieſer unreine Geiſt geſpukt, und ſich mit dem Schmucke

der Frömmigkeit und Gottesfurcht zu bekleiden gewagt. Früh und ſpät hat er ſeinen gekrönten Opfern zugeflüſtert: „Warum bedenkſt Du Dich? Iſt Dir das Schwerd umſonſt in die Hand gegeben, und die Wage des Rechts? Wer darf Dich einer Sünde zeihen? Dich gelüſtet nach dem Weibe Deines Dieners. Wohlan — ſchicke ihren Mann in den Krieg, daß er durch das Schwerd Deiner Feinde falle, und nimm ſein Weib in dein Bett! Gelüſtet dich nach einer andern, ſo verſtoße jene, oder ſetze Richter über ſie, die ſie verdammen *). Sey freygiebig mit Verſprechungen, die Du nicht zu erfüllen brauchſt, und trage kein Bedenken einen Eid zu brechen, wenn es Dein Vortheil heiſcht **). Nimm dem Reichen ſeine Schätze,

---

*) Heinrich der Achte von England geſtand auf ſeinem Todenbette, daß er nie Bedenken getragen habe, ſeinem Haſſe das Leben eines Menſchen, oder ſeiner Begierde die Ehre eines Weibes zu opfern.

**) Der ſehr devote Ludwig der Eilfte achtete den Eid nicht höher als Lyſander, welcher meinte, man müſſe Knaben mit Würfeln, Männer mit Eiden betrügen. Nur auf das Kreuz von St. Lo ſchwur er nicht; denn es herrſchte der Glaube, daß wer einen ſolchen Eid bräche, in demſelben

und dem Armen ſein einziges Schaaf; und wenn er ſich zu murren unterfängt, ſo ſchmiede ihn mit ſeiner Brut an die Ruderbank. Steht dein Sohn dir im Wege, ſo treibe ihn in die Fremde hinaus; und zögert Dein Vater zu lange diſſeits der Gruft, ſo ſperr ihn als wahnwitzig oder als einen Aufrührer ein*). Aber hüte dich, an dem alten Glau-

---

Jahre ſterben müßte. — In dem Frieden von Madrit (1526) ſchwur Franz der Erſte ſeinem Sieger, ihm Bourgogne einzuräumen. Nach ſeiner Befreyung brach er dieſen Schwur, und behielt das Land. Desgleichen entſagte er der Landeshoheit über Flandern und Artois, die nur ein leerer Titel war. Dieſe Entſagung hielt er; ließ ſich aber deshalb durch eine Bulle Clemens VII. von aller Schuld freyſprechen. Für den gebrochnen Eid aber in Rückſicht auf Bourgogne begehrte er keine Abſolution. — Chriſtiern II. ſchwur in der Meſſe auf die geweihte Hoſtie, die Rechte von Schweden nicht zu verletzen, und wenige Stunden darauf (1520) folgte die Hinrichtung des Senats und aller Häupter des Volks. Die Geſchichte iſt leider mit ähnlichen Beyſpielen angefüllt. Wäre nur jeder Meineid ſo beſtraft worden, wie der, welchen Ladislaus IV. auf Antrieb des päbſtlichen Legaten begangen hatte, und in der Schlacht bey Warna (1444) büßte!

*) Victor Amadeus II. im Jahr 1731.

ben zu zweifeln, oder den Dienern dieſes Glaubens zu misfallen. Vielmehr wirf Dich ihnen täglich zu Füßen; gib ihnen Macht über Leib und Seele, und wer nur ein Haar breit von ihren Satzungen weicht, der falle als ein Opfer ihrer Macht. Dein Land wird zur Oede werden; Schaaren der ruhigſten Deiner Bürger werden vor Dir und Deinen Schergen fliehn; aber während deine Städte veröden, werden ſich die Klöſter füllen, die Du von den eingezogenen Gütern der Verurtheilten erbauen wirſt. Sollten Dir aber die Sprüche Deiner Prieſter noch nicht kräftig genug gegen die Schrecken der Hölle dünken, ſo laß dich, ehe Du ſtirbſt, in die Kutte des heiligen Franciscus hüllen *) und Dir einen Ablaßbrief in die Hände geben; und du wirſt lächelnd durch die betrogene, grinzende Schaar des Pandämoniums wallen, ohne daß ein Haar auf deinem Haupte verletzt wird."

*) Den Verſicherungen der Franciscaner zu folge, ſteigt der heilige Franciscus wöchentlich Einmal in das Fegfeuer hinab, und befreyt daraus alle, die er in ſeiner Ordenstracht findet. Daher pflegte der General des Ordens im Anfange des Jahres jedesmal dem erſten Präſidenten des Parlaments von Paris und den Prinzen von Geblüt die Erlaubniß zu überſchicken, ſich in der Kutte der Franciscaner begraben zu laſſen.

So ſpricht der Vater der Lügen, wenn er die Maske der Frömmigkeit vornimmt.

* * *

Staatskrankheiten.

Wenn es in einer alten, halb verfallenen Burg umgeht und die Geiſter der alten Ahnherrn mit unſcheinbarer Rüſtung ihre roſenwangigen, modig geſchmückten Nachfolger ſchrecken, da hilft es nicht, den Kopf unter die Decke zu ſtecken; auch nicht, daß man die Zugbrücke aufzieht und die Wachen verdoppelt; nur Eines hilft, daß man aufräumt, die ſchmutzigen Winkel ausfegt, und von allen Seiten in das gereinigte Haus Hellung und Licht einſtrömen läßt. Nur in der Dunkelheit iſt den Geiſtern der Unterwelt wohl. Aber der Umbau iſt mühſam; es geht auch dabey nicht ab ohne mancherley Verdruß, und der Beſitzer iſt ſchon ſeit ſo langer Zeit gewohnt, in dem wüſten Gemäuer zu wirthſchaften! Es iſt ihm ſelbſt unbequem, ſich anders einzurichten; noch mehr aber ſind ſeine Leute dagegen, von denen Jeder ſeinen beſondern Grund hat, die alte Burg nicht verändern zu laſſen. Da geſchieht es denn nun oft, daß, wenn der Herr ein ſolchen Reformations-Plan ernſtlich faßt und laut werden läßt, die Diener Geſpenſter ſpielen, und aus allen Ecken warnende

Stimmen rufen, ja keinen Stein der alten, ehrwürdigen, heiligen Ahnenburg aus ſeiner Stelle zu rücken.

Es iſt oft geſagt worden, aber man kann es nicht oft genug wiederholen, nicht die Reform, welche der Geiſt der Zeit d. h. die verbeſſerte und erhöhtere Einſicht, und die neuen oder veränderten Verhältniſſe fordern, bringt Gefahr, ſondern die Unterlaſſung derſelben, und das hartnäckige Treiben der Bequemlichkeit in dem alten Gleis. Die Bequemlichkeit hat einen ſehr breiten Thron, dem zur Seite Eigennutz und Selbſtſucht als aufmerkſame Wächter ſtehn; und dieſe alle haben ihren Vortheil dabey, die Wirkung für die Urſache auszugeben. Aber wenn wenn auf einem erkrankten Körper das Ungeziefer wuchert, ſo iſt nicht das Ungeziefer die Urſache der Krankheit; und den Holzſchwamm, der die Grundpfeiler eures Hauſes verzehrt, mögt ihr wegſchaffen, ſo oft ihr wollt; wenn ihr die tiefer liegende Fäulniß nicht tilgt, ſo kehrt er immer von neuem zurück, bis das Haus über eurem Haupte zuſammen bricht. Die Staaten haben ihre Krankheiten wie die Menſchen, und keine ſind bey beyden gewöhnlicher, als die, welche aus dem Mangel der Bewegung, angeſunder Luft und heiterm Lichte entſtehn. Mißmuth, Verdroſſenheit, Miſanthropie, oft auch eine unnatürliche Reizbarkeit einzelner Theile

ſind die Symptome des Uebels, aber nicht ſeine Urſachen. Wollt ihr dieſe durchaus verkennen, oder misfallen euch die Mittel, durch die ſie allein gehoben werden können, ſo wartet, bis euch die Krankheit aufgerieben hat; zürnt aber nicht auf den Arzt, der euch die Quelle des Uebels zeigt und ſeine Folgen voraus ſagt. Freilich iſt Schelten bequemer, als ſich einer ſtrengen Regel zu fügen; oder den Propheten zu ſteinigen, der gegen die Sünder predigt, als ſich von der geliebten und befreundeten Sünde zu trennen.

* * *

Academiſche Verbindungen. 1818.

Die Aufmerkſamkeit der gegenwärtigen Zeit, die ſchärfer, als je geſchehn, alle Arten von geheimen Verbindungen in's Auge faßt, hat auch die auf den deutſchen Hochſchulen herrſchenden Verbindungen nicht überſehn.

Landsmannſchaften, Orden, Corps und wie ſie ſonſt heißen mögen, ſind ein altes Uebel. Seit länger als einem Jahrhundert kämpfen Geſetze und Obrigkeiten gegen ſie an; und wenn ſie auf kurze Zeit der Verfolgung gewichen waren, und vernichtet ſchienen, traten ſie doch immer von Neuem, wie ein tiefgewurzeltes Unkraut, hervor, meiſt

ſtärker, zahlreicher, mit innern Kräften gerüſteter, und alſo gefährlicher. Wenn aber Geſchwüre und Beulen, nachdem ſie geheilt ſchienen, immer von Neuem an einem Körper ausbrechen, ſo darf nicht gezweifelt werden, daß eine tiefe Quelle der Ungeſundheit in ihm liegt. Nicht anders iſt es mit der bürgerlichen Geſellſchaft. Die Wiederkehr der nemlichen, den Geſetzen, der Strafe und jeder Gefahr trotzenden Erſcheinungen in ganzen Maſſen derſelben verkündigen auf das unwiderſprechlichſte ein in der ganzen Organiſation liegendes Gebrechen, das ſich bey wiederholter Anwendung der nemlichen fruchtloſen Mittel immer verſchlimmern muß.

Es bedarf nur einer geringen Aufmerkſamkeit, um ſich zu überzeugen, wie ſehr die erwähnten Verbindungen in der Natur des academiſchen Zuſammenſeyns gegründet ſind. Wenn man Einmal zugibt, daß der Student, ſo gut wie jeder andere Bürger, geſellſchaftliche Erholungen genießen darf, ſo iſt es wohl natürlich, daß er, bey der regelmäßigen Anordnung des academiſchen Lebens, um dieſer Erholung mit ſeines Gleichen gewiß zu ſeyn, Vereine ſchließt, die, wenn ſie ſich der Dauer erfreuen ſollen, durch gewiſſe Geſetze zuſammengehalten werden müſſen. Daß hier zuerſt Landsleute, dann auch überhaupt Gleichgeſinnte zuſammentreten, verſteht ſich von ſelbſt; und ſo weit iſt die Sache ohne Gefahr. Auch das hat im Ganzen

nicht viel auf ſich, daß bey jenen Zuſammenkünften bisweilen das Maaß in Worten und Thaten überſchritten, und die von Geſpräch und Wein erhitzte Jugend zu Händeln hingeriſſen wird. Bey allen geſellſchaftlichen Verbindungen iſt das Geſetz der Ehre, ſtillſchweigend oder ausdrücklich anerkannt, ein Grundgeſetz. Es kann alſo auch den academiſchen Verbindungen nicht mangeln; aber es muß gefährlich werden, wenn die Ehre, deren Verletzung der Zweykampf verhüten will, durch dieſes Mittel errungen oder geſteigert werden ſoll; wenn das Grundgeſetz zum Mittelpunkte des Vereins erhoben, und das, was ſeiner Natur nach nur negativ iſt, in ein poſitives Ziel umgewandelt wird.

Dieſer Ausartung können beſonnene Vorſtände (Senioren) ſehr leicht zuvorkommen. Da aber die Natur des academiſchen Zuſammenſeyns eine öftere Veränderung der Vorſtände herbeyführt, ſo geſchieht es oft, daß eine Landsmannſchaft oder Orden, der ſich eine Zeitlang durch Ordnung und Mäßigung ausgezeichnet hat, ſchnell verwildert, und die Auszeichnung auf der entgegengeſetzten Seite ſucht.

Bilden ſich nun auf derſelben Univerſität durch die natürliche Anziehung des Gleichartigen mehrere Vereine dieſer Art, ſo wird die Wahrſcheinlichkeit des Uebels immer größer. Denn es

iſt unvermeidlich, daß ſich dieſe Vereine unter einander anziehn und abſtoßen, woraus, wie unter den Völkern, Parteyungen entſtehn. Gemeiniglich zieht dann, bey der unvermeidlichen Reibung in dem engbeſchränkten Studentenleben, die Ausartung einer Landsmannsſchaft die der andern nach ſich, ſo daß endlich alle die, welche zu ſolchen Verbindungen gehören, in einem unaufhörlichen Kriegszuſtande begriffen ſind.

Da nun das Geſetz, bey der wahrſcheinlichen Vorausſetzung, daß jeder Studenten-Verein in dem Zuſtande der Ausartung begriffen ſey, allen entgegentritt, ſo drängt ſich ein neues Uebel ein, wodurch die ſchon erwähnten noch verderblicher werden, nämlich das Geheimniß. Während dieſes die Zahl der Bundesglieder vermehrt, geſellt ſich zu ſeinem Reize auch der Reiz der Gefahr, die alle Mitglieder des verbotenen Vereines umgibt, und die Ausſicht der Auszeichnung in dem Orden, die durch kühne Verletzung des öffentlichen Geſetzes zu Gunſten des geheimen gewonnen werden kann. Indem hier auf der einen Seite die Zahl der Händel ſich vergrößert, werden ſie auf der andern durch den im Verborgenen genährten Parteyhaß immer gefährlicher. Die Zuſammenkünfte werden zahlreicher, weil die Geſchäfte ſich mehren; und dieſe Geſchäfte beſtehen größtentheils in den Berathungen über wilde und blutige

Händel. So kann es kommen, daß dieſe Vereine, wie die von Flibouſtiers, kein anderes, als ein mit Blut beflecktes Vergnügen bieten und anerkennen.

Der Zeitverluſt und die unnütze Geldverſchwendung ſind hierbey die geringern Uebel; wichtiger iſt die Gefahr des Lebens und der Geſundheit, am allerwichtigſten, die um ſich greifende, und durch ein Phantom von Ehre aufrecht erhaltene und genährte Roheit.

Die Macht, mit welcher dieſes Phantom in der Beſchränkung des academiſchen Lebens gebietet, iſt der eines Tyrannen gleich, der ſich in einem kleinen Freyſtaate, mit einer Anzahl entſchloſſener Schergen umringt hat. Es iſt aber keineswegs das unmittelbare Erzeugniß der academiſchen Vereine, ſo wenig als die Zweykämpfe bey dem Soldatenſtande unmittelbar aus der Organiſation der Heere hervorgehn. Es ſind nicht die Landsmannſchaften und Orden, die den unſeligen Ehrenpunkt auf die Univerſitäten gebracht haben; und wenn ſie ihn erhalten und pflegen, ſo liegt dieß eben ſo tief in der Natur der Sache, als daß jedes Officiercorps jedes ſeiner Mitglieder, welches eine Beleidigung erlitten hat, durch bekannte Mittel entweder zum Zweykampfe oder zu einem ſchimpflichen Austritte nöthigt.

Der Zweykampf, den die freyen Bürger der

alten Staaten nicht kannten *), iſt das Erbtheil einer Zeit, wo die Richter in vielen Fällen kein anderes Mittel der Entſcheidung wußten, als das Gottesurtheil des Zweykampfes, zu dem denn auch der freye Mann oft ſeine Zuflucht nahm, ohne nach Recht und Richter zu fragen. Wo die Geſetze nichts gelten, da tritt unvermeidlich die Gewalt ein, und es kömmt bald dahin, daß es freyen Leuten eine Schmach dünkt, einer andern Vorſchrift zu gehorchen, als die das Geſetzbuch der eigenmächtigen Gewalt gibt. Wir wollen dieß, ſo wie viele andere Mängel und Gebrechen, der guten alten Zeit nicht zur Laſt legen, da es aus dem chaotiſchen Zuſtande der bürgerlichen Geſellſchaft nothwendig hervorging, in welchem nichts geordnet war, als die Prieſterherrſchaft. Aber nachdem ſich die Geſellſchaft gänzlich umgeſtaltet, nachdem Recht und Geſetz den ihm darin gebührenden Rang entweder wirklich eingenommen hat, oder doch gebieteriſch fordert, fährt der Geburts-Adel fort, in der Vorausſetzung einer ihm als Vorrecht zuſtehenden Geſetzfreyheit, das alle bürgerliche Ordnung ſtörende Vorurtheil mit einer Art von Religioſität in ſeinem Schooße aufzubewahren. Dieſer Umſtand wirkt unvermeidlich auf das academiſche Leben ein.

---

*) Nur erkaufte Sclaven ergötzten als Gladiatoren das römiſche Volk durch blutige Zweykämpfe.

So lange der Adel dem Vorrechte des Zweykampfes nicht entſagen kann, ſo daß der beleidigte Edelmann, allen Geſetzen zum Trotz, bey Strafe der Verachtung, nur bey ſeinem Degen Hülfe ſuchen darf, ſo iſt es auch, bey der nothwendig geforderten Gleichheit der Studirenden, durchaus unvermeidlich, daß ſich jeder Student das von dem Adel als Recht geforderte Unrecht anmaaße. Ja, der Edelmann würde, bey dem in ſeiner Claſſe geheiligten Vorurtheile, ohne die Gleichſtellung aller in dem Rechte, erlittene Beleidigungen mit Blute auszuwaſchen, gar nicht auf einer Univerſität als academiſcher Bürger beſtehen können *). Es fällt alſo in die Augen, daß die Zweykämpfe auf den Univerſitäten in einem tief gewurzelten Uebel der bürgerlichen Geſellſchaft überhaupt begründet ſind, in welcher die Geſetze noch nicht die ihnen gebührende Würde bey allen Ständen genießen; und daß, ſo lange nicht überhaupt der Zweykampf ausgerottet wird, auch der Student das einzige Vorrecht des Adels, bey welchem nichts zu gewinnen, aber Alles zu verliehren iſt, auf keine Weiſe fahren laſſen kann **).

*) So wenig als bey einem Regimente, wenn er bürgerlichen Officieren das Recht der Genugthuung verweigern wollte.

**) Daß erneuerte und vermehrte Verbote und geſchärfte Duellmandate den Zweykampf nicht aus-

Wir kommen auf unſern erſten Gegenſtand zurück. Die Uebel der academiſchen Vereine, die wir ſo eben erwähnt, und auf keine Weiſe gemildert haben, ſcheinen ſich ſeit einiger Zeit mit einem andern und ſchlimmern Uebel verbündet zu haben, das jene ältern faſt in Vergeſſenheit gebracht hat.

---

rotten können, hat die Erfahrung zur Genüge gelehrt. Es iſt aber bedenklich Geſetze zu geben, die nicht ſtreng in Ausübung gebracht werden können, ſondern umgangen werden müſſen. Unter Friedrich dem Zweyten waren einſt die Zweykämpfe bey dem Heere mit der Strafe der Caſſation belegt. Gleich nach Erſcheinung des Befehls wird ein junger Lieutenant von dem beſten Rufe beleidigt, und da er das Geſetz ehrt, von ſeinen Cameraden in Verruf gebracht. Der Oberſte des Regiments zeigt dem Könige den Vorfall an, und daß das Regiment in Gefahr ſey, einen guten Officier einzubüßen. Der König verſprach Hülfe. Als er zur Parade kam, ließ er den jungen Mann kommen, und ſagte ihm: Ich habe gehört, daß Er Händel gehabt hat, und ſich ſchlagen will. Unterſteh er ſich nicht, ſonſt kömmt er acht Tage in Arreſt. Verlaß er ſich darauf. — Daß der Lieutenant dieſen Wink benutzte, ſich ſchlug, und den Arreſt aushielt, verſteht ſich von ſelbſt. Ihm war geholfen; aber was war aus dem Geſetze geworden?

Die ſchwere Beſchuldigung des Hochverrathes, den ſie in ihrem Schooße nähren ſollen, ſchwebt über ihnen; und jeder Verein academiſcher Bürger iſt als eine Werkſtätte des Aufruhrs bezeichnet worden. Solcher Argwohn lag ſonſt fern, und es iſt ſchmerzlich ihn in einer Zeit erregt zu ſehn, wo eben ein großer Theil der ſtudirenden Jugend ihre Geſinnungen für das Vaterland und ſeine Fürſten durch freywillige Theilnahme an den Gefahren des Krieges bethätigt hatte.

Da vor allen die Idee der Burſchenſchaft als Gefahr bringend bezeichnet worden, ſo müſſen wir wohl auf dieſe Art des Vereins vor allen Dingen unſere Blicke richten.

Die Idee der Burſchenſchaft in ihrer erſten Geſtalt und an ſich ſelbſt verdient keinen Tadel.

In jener ſchönen Zeit neubelebter Vaterlandsliebe, an die wir uns alle wohl mit Freude erinnern, gaben ſich Viele, und nicht die Unedelſten, der Hofnung hin, alle Völker des deutſchen Vaterlandes, ſo wie ſie ſich in den Tagen der Gefahr als Brüder gefühlt hatten, auch künftig durch ſittliche und politiſche Banden vereinigt zu ſehn. Dieſer Gedanke hatte auch die academiſche Jugend ergriffen. Mit tiefem Unwillen erkannten jetzt die Beſten unter ihnen die ſchlimmen Gebrechen der Landsmannſchaften, die das alte Uebel des deutſchen Vaterlandes, den Zwieſpalt ſeiner Einwoh-

ner, auf die Hochſchulen übertrugen; und alle ihre andern Uebel wurden mit ſtärkern Widerwillen als je gefühlt. Was früher wohl ſchon oft beſprochen, aber nie zur Ausführung gebracht worden war, wurde jetzt erſt von dem erhöheterem Eifer für möglich geachtet — Aufhebung der einzelnen Landsmannſchaften, Vereinigung zu einer gemeinſamen Burſchenſchaft unter beſſern und würdigen Geſetzen, Friede und Eintracht in dem bisher vielfach getheilten und geſpaltenen Weſen. Ohne Zweifel wurde auch hier weit mehr gehofft, als die Ausführung leiſten konnte; aber jene Hofnungen waren der durch eine große Zeit angeregten Jugend würdig, und ihre Quellen unverächtlich. Das was daraus hervor ging, wenn auch nicht frey von Uebertreibung und Pedanterey, konnte doch da, wo man den Geiſt der Jugend verſtand, um deſto weniger Beſorgniſſe erregen, da es ſich nicht, wie das ehemalige Treiben der Landsmannſchaften hinter dem Schleyer des Geheimniſſes verbarg. Ob auch hier das, was in der beſten Abſicht unternommen worden, ausgeartet und gemisbraucht worden, wiſſen wir nicht; Beweiſe dieſer Ausartung ſind uns nicht bekannt; denn die Vergehungen oder Verbrechen einzelner Glieder des Vereins, können dem Vereine ſelbſt ſo wenig zur Laſt fallen, als die Verbrechen eines Freymaurers der Maurerey. Auch ſcheint es uns, daß, bey der Oeffentlichkeit

aller Verhandlungen der Burſchenſchaft, nichts leich⸗ ter geweſen ſeyn würde, als ihrer Ausartung vorzu⸗ beugen, und ihr Streben in den rechten Schran⸗ ken zu halten. Es war ſchon viel gewonnen, daß die armſelige und doch oft ſo blutige Politik der Landsmannſchaften gegen einander vernichtet, und ein edleres Ziel aufgeſteckt war, als das wüſte puntiglio des alten Comments gab; wodurch zu⸗ gleich dem rohen Cynismus der Einen, und der ekelhaften Stutzerey der Andern geſteuert war. Wer die Einſeitigkeit der Jugend kannte, konnte auch in ihren patriotiſchen Declamationen keine Ge⸗ fahr für das Vaterland argwohnen; ja, er mußte es bedenklich finden, dem, was an ſich ganz un⸗ ſchädlich iſt, durch voreiliges Mißtrauen und Um⸗ deuten einen tiefern Sinn zu geben. Oder ſollte es in der That Gefahr gebracht haben, wenn ei⸗ nige Dutzend Jünglinge ſich in ihren Zuſammen⸗ künften über wirkliche oder vermeinte Gebrechen des Vaterlandes nach ihrer Weiſe ereiferten, an deren Vermehrung ſie vielleicht ſelbſt, wenn das bürgerliche Leben ſie in ſeine Schranken aufgenom⸗ men hatte, helfen mußten? Nie wird eine Re⸗ gierung, die auf dem feſten Boden der Wahrheit und Gerechtigkeit ruht, Urſach haben, vor freyen Worten und einem offnen dreiſten Sinne zu zittern; und in dem Bewußtſeyn ihrer Unerſchütterlichkeit wird ſie der Jugend den kurzen Wahn gern gön⸗

nen, daß ſie aus ihrem freyern Standpuncte, unverwirrt durch die künſtlichen Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft, die Gebrechen des Staates und die Mittel ihrer Heilung beſſer kenne, als die beſoldeten, auf Koſten des Spitals zehrenden Aerzte. Viel Gutes iſt an dieſen Traum geknüpft, und was Unrecht darin ſeyn mag, das ſtellt das Leben in Kurzem zurecht. Nur dieſe offne und kühne, auch des Uebermaaßes fähige, oft überſchäumende, durch Unrecht und Willkühr leicht zu entzündende *), aber eben ſo leicht für Recht und Wahrheit zu entflammende Jugend kann die Hoffnung des Vaterlandes ſeyn. Sie durch Furcht zu beherrſchen, und durch beharrliche Anwendung der Gewalt entweder nieder zu beugen, oder in den finſtern Verſteck des Geheimniſſes zu ſcheuchen, iſt nicht ſchwer; aber was wird die Folge ſeyn? Wo der Staat freyſinnige Bürger bedarf, wird er Sclaven finden. Der erhebenden Erinnerung an

*) Auf der Univerſität Halle bildeten ſich die erſten Lanndsmannſchaften im Jahr 1717, als ein Student der Theologie mit Gewalt unter die Soldaten geſteckt wurde. Dieſe Gewaltthat veranlaßte einen Aufſtand, und um ſich künftig beſſer zu ſchützen, ordneten ſich die Studenten in Landsmannſchaften. S. Meiners Geſchichte der hohen Schulen. 4 Band. S. 163. ff.

eine frohe und ſelbſtgenügende Jugend beraubt, werden nur Diener Eigennutzes mit ſchwachen Schultern die Throne ſtützen, und wenn wahrhafte Gefahren drohn, werden ſie ſich von Geiſt, Rath und Muth verlaſſen ſehn. Des Deutſchen trägerer Geiſt, bedarf mehr und ſtärkere Anregungen; dieſe Anregungen gibt das academiſche Leben, wenn man ihm freye Bewegung in ſeinen Schranken gönnt. Die Kräfte mangeln nicht; ſie hemmen, kann auch ein todes Werkzeug; ſie zum Guten lenken, fordert Gedult, Milde und Mäßigung. Nachdem die Studentenvereine ein Jahrhundert hindurch ohne allen Erfolg bekämpft worden ſind, wäre es vielleicht der Mühe werth, zu verſuchen, ob ſie nicht durch völlige Freygebung und Oeffentlichkeit unſchädlich gemacht, und ſelbſt zur Beförderung der heilſamen Zwecke des academiſchen Lebens benutzt werden könnten.

* * *

Viele und mannichfaltige Uebel drücken unſer Vaterland, und Niemand iſt ſo von der Bewunderung deſſelben bethört, daß er nicht ſeine alten und tiefgewurzelten Schäden erkennen ſollte. Wer aber das Vaterland aufrichtig liebt, wird es davon gereinigt zu ſehn wünſchen, wenn es auch auf ſeine eignen Koſten geſchähe. Solche aufrichtige und uneigennützige Liebe glüht am lebendigſten in den Gemü-

thern der Jugend; ſie fühlt jeden Vorwurf, der das Vaterland trifft, mit dem tiefen Unwillen, mit dem ſie eigene Beleidigungen fühlt, und haßt jede Hemmung freyen Aufſchwungs, jeden Feind der vaterländiſchen Ehre, wie einen eignen. Wer möchte dieſes Gefühl tadeln? Wer möchte nicht auch ſein eigenes Herz immer von neuem dieſer reinen Flamme übergeben, und die Schlacken ausbrennen, die ſich in den verworrenen Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens anſetzen, und es zuletzt gänzlich entſtellen? Sollte es nicht erfreulich ſeyn, daß es in dem durch kriechenden Stolz und hochmüthige Unterthänigkeit entadelten Leben noch irgendwo Altäre des Freymuths gibt, welche die Jugend, die Hoffnung des Vaterlandes, zu ſich einladen, und ohne Verheißung eines augenblicklichen Gewinns, ihre noch unentweihten Herzen mit jener reinen Begeiſterung durchglühn, die um eines hohen Zweckes willen auch das Schwerſte vermag? daß in dem Heiligthume der Wiſſenſchaft und jeglicher Bildung die Flamme erhalten wird, an der ſich Liebe zum Recht und Haß der Willkühr und des Unrechts nähren? und daß es doch wenigſtens Einen Zeitpunkt in dem Leben eines wiſſenſchaftlich gebildeten Menſchen gibt, wo es ihm erlaubt iſt, ohne Rückſicht auf die willkührlichen Beſtimmungen von Groß und Klein, nach eignem Gefühl und eigner Einſicht, das Schlechte ſchlecht

zu nennen, und es mit der vollen Kraft des friſchen Alters und Herzens zu haſſen? Wer dieſe Geſinnungen fürchtet, der ſpricht ſein eigenes Urtheil aus, und es iſt ihm zu rathen, ſich in die Mauern eines Kloſters zu verſchließen, und hier ſo lange vor ſtolzen Obern zu zittern, bis er auf der Stufenleiter heuchleriſcher Niederträchtigkeit ſelbſt dazu gelangt iſt, anderes ihm ähnliches Gezücht zu ſeinem Füßen zittern zu ſehn.

* * *

Verſtimmung der Zeit.
1819.

Faſt in allen civiliſirten Ländern thut ſich in dem gegenwärtigen Augenblicke eine gewiſſe Unruhe kund, die wenigſtens ſo viel zeigt, daß man ſich nicht behaglich fühlt. Es mag wohl ſeyn, daß den Völkern jetzt Manches anſtößig iſt, was ihnen vor funfzig Jahren noch keinen Kummer machte, und daß ſie Mängel und Misbräuche wahrnehmen, wo ſie ehedem nur ein Hergebrachtes ſahen, nach deſſen Urſach und Recht ſie nicht weiter forſchten. So mag es jetzt wenigſtens ſcheinen, wo die Zeiten der behaglichen Ruhe fern genug von uns liegen, um ſich mit dem Nebel zu umziehen, der den Träumen einer gutmüthigen Phantaſie ſo ſehr zu ſtatten kömmt. Die Stimmen der Einzelnen verhallen

in dieſer Ferne; und Viele, weil ſie nichts der-
gleichen hören, ſchmeicheln ſich, daß der Zeitraum,
welcher ſeit dem Hubertsburger Frieden bis zu
dem Vereine von Pillnitz verfloſſen iſt, nur zufrie-
dene Menſchen umfaßt habe, die ſich in der beſte-
henden Verfaſſung ihres Glückes erfreuet, keine
Veränderung gewünſcht und an nichts weiter ge-
dacht haben. Dieſe Anſicht iſt ergötzlich, aber
falſch. Auch in jener Zeit war, wie immer, der
Klagen genug; Vieles wurde getadelt, und nicht
insgeheim nur. Die Regierungen wehrten dieſen
Klagen wenig oder nicht, und gingen ihren Gang.
Manches Getadelte wurde gebeſſert; vieles Gute
auch aus freyem Antriebe gewirkt; an die Noth-
wendigkeit großer Reformen wurde nicht gedacht.
Die Möglichkeit einer Staats-Umwälzung lag den
Regierenden, wie den Regierten fern.

Aber ſeit einem halben Jahrhunderte hat ſich
in der civiliſirten Welt nicht mehr als Alles ge-
ändert. Alles berührt ſich näher; Alles ſchwingt
ſich raſcher um. Reiſen und Kriege, häufiger und
ausgedehnter, als je zuvor, haben die Völker der
Erde unter einander gemiſcht; der Austauſch ihrer
Einſichten, wie ihrer Erzeugniſſe, iſt häufiger ge-
worden; die Zahl der Vorurtheile hat ſich vermin-
dert, die der Bedürfniſſe vervielfältigt, und der
Wunſch der Befr[illegible]zung hat alle Kräfte auf das
Lebhafteſte erregt. Alles bewegt ſich mich größerer

Heftigkeit den Zielen des Genuſſes zu, und bey der raſchen Bewegung iſt jeder Anſtoß empfindli- cher. Es iſt alſo wohl ganz natürlich, daß Alles, was die Regſamkeit hemmt, jetzt, wo eine größere Menge ſich auf allen Wegen der Betriebſamkeit drängt, ſchneller wahrgenommen, und aus den angeführten Gründen ſtärker als vordem gefühlt wird.

Hierüber der Zeit Vorwürfe zu machen, ſie anzuklagen über das, was durchaus nothwendig aus den Umſtänden fließt, wäre eben ſo ungerecht als unnütz. Zu allen Zeiten iſt die Menſchheit durch das Streben nach Genuß bewegt worden, und Europa iſt das, was es iſt, nur durch die Reg- ſamkeit ſeiner Bewohner, welche die Folge des Strebens nach Befriedigung iſt. Das Maaß der Bedürfniſſe hängt von den Umſtänden ab. Wen wandeln nicht Wünſche an auf einem vollen und rei- chen Markt? Und wann waren die Märkte der Welt mit Allem, was Geiſt und Sinn reizen kann, beſ- ſer gefüllt? Es hat zu allen Zeiten der Weiſen nur wenige gegeben, die ohne Wunſch an den In- ſeln der Sirenen vorüber ſchiffen mochten. Auf ſeinem kleinen Sabinum genügte dem geiſtreichen Schützlinge Mäcens ſein Kohl und das blanke Salz- faß auf reinlichem Tiſche; aber wer kann dem Statthalter von Barataria und ſeines Gleichen den Unmuth verargen, wenn an der reichbeſetzten Ta-

fel das Stäbchen des meiſternden Arztes oder ſonſt ein willkührliches Verbot gerade bey den leckerſten Schüſſeln dem ſcharfen Hunger Ruhe gebietet?

Dieſe Eine Quelle des Unmuths iſt ſo reich und erklärt ſo viel, daß man ſich nach einer zweyten kaum umzuſehen braucht.

Und doch gibt es deren noch mehrere, die der Zeit eben ſo wenig zum Vorwurf gereichen.

Ein Sprachverbeſſerer, der ſich an der deutſchen Rechtſchreibung ärgert, was vor ihm ſchon Vielen begegnet iſt, hat jüngſt in einem vielgeleſenen Blatte die Willkührlichkeit unſerer Orthographie für eine Hauptquelle der Uebel erklärt, an denen unſer Vaterland krankt; ſo wie ſchon vor längerer Zeit ein anderer Grammatiker das heilloſe Buchſtabiren der Erbſünde gleich ſetzte, von welcher die Theologen damals die Welt zu befreyen ſuchten. Wir glauben unſerer Seits, daß von allen Arten der Willkührlichkeit die orthographiſche bey weitem die erträglichſte iſt, und daß es in der Politik, in der Rechtspflege, in der Theologie, in der Erziehung, und in noch andern eben ſo wichtigen Gegenſtänden des Lebens weit andere Inconſequenzen und Widerſprüche gebe, über die einem lebhaften Kopfe leicht die Gedult ausgehen kann. Vieles davon iſt leider ſehr alt; aber wird ein Uebel durch ſein Alter ehrwürdig, oder wird ein körperliches Gebrechen ein Gut, weil man ſchon lange

damit behaftet iſt? Viele jener Uebel ſind auch nicht erſt ſeit geſtern erkannt und verurtheilt worden; aber die Zeit hat ein helleres Licht auf ſie geworfen, ſo daß ſie jetzt auch von ſtumpfen Augen erkannt werden können. Hierzu hat allerdings — wer möchte es leugnen? — die franzöſiſche Revolution Vieles, ja das Meiſte beygetragen. Nicht daß ſie die alten Gebrechen, an denen Europa krankt, zuerſt entdeckt hätte — ſie waren längſt bekannt — aber die Kühnheit und Oeffentlichkeit des Angriffes und die Klarheit, mit welcher die Klage geführt wurde, ergriff die ganze Welt, und rief auch die Trägſten zur Theilnahme und zum Nachdenken auf. Der bequeme Traum von Unverbeſſerlichkeit, in welchem ſich eine große Anzahl von Optimiſten gewiegt hatten, verſchwand, und eine Menge von Uebeln, an die man bisher nicht gedacht hatte, trat den Erwachten in ihrer Nähe entgegen. Dieß mag man ein Unglück nennen, wenn man will; aber dieſes Unglück war eben ſo unvermeidlich als das Verſchwinden des Paradieſes nach dem Genuſſe der Frucht des Erkenntniſſes. Es blieb nun nichts übrig, als, wie der Vater der Menſchen, alle Kräfte aufzubieten, um ſich das zu verſchaffen, was man zu beſitzen geträumt hatte. Die Erkenntniß eines Uebels zieht nothwendigerweiſe den Wunſch der Abſtellung deſſelben nach ſich; und eben ſo nothwendig folgt der Nichterfüllung gerechter Wün-

ſche der Unmuth nach. Sich über dieſen natürlichen und unvermeidlichen Gang der Dinge zu ereifern, auf die franzöſiſche Revolution und die Philoſophen, die ſie verſchuldet haben ſollen *), zu ſchmähen, die zeitgemäße Mittheilung deſſen, was geſchieht, und die gerechte Beurtheilung deſſelben, den Schriftſtellern als eine Unthat zur Laſt zu legen, das wollen wir denen überlaſſen, die ſich weiſer dünken als die Vorſehung, und ſtärker zu

---

*) Ein Bürger von Argos ſtand in dem Wahne, immerfort die ſchönſten Schauſpiele zu ſehn. Er war ein glücklicher Mann, wenn er ſo allein vor der Bühne ſaß, und, zugleich Dichter, Schauſpieler und Componiſt, nichts ſah und hörte, als was das Gemüth erfreuen und entzücken konnte. Seine Verwandten übergaben ihn einem Arzte, und ſein Wahnſinn verſchwand. „Ihr habt mich zu Grunde gerichtet, rief er aus, nicht geheilt.“ Dieſe Klage war ihm verſtattet, da ihm die Cur mit einemmal wieder zu einem ganz proſaiſchen Menſchen gemacht hatte. Aber wie? wenn er den Arzt angeklagt hätte, der ſeine Pflicht gethan, ihn einen Räuber und Gottesleugner geſcholten, und ihm Alles Böſe zur Laſt gelegt hätte, das er jetzt mit ſeinen geſunden Augen ſtatt der Phantaſien ſeines Traumes ſah? wäre das nicht eine noch ſchlimmere Art des Wahnſinns geweſen? Nimirum ſapere eſt abjectis utile nugis.

ſeyn glauben, als die Natur der Dinge iſt. Dieſe Natur der Dinge können die heißeſten Wünſche nicht ändern, ſo wenig als ſie die Wirkungen von ihrer Urſache trennen können. Das Geſchehene macht keine menſchliche noch göttliche Gewalt ungeſchehen; und man mag ſeine Uhr zurückſtellen wie man will, die Zeit geht niemals zurück. Wer alſo Luſt hat mit Windmühlen zu kämpfen, mag gegen die Aufklärung der Zeit zu Felde ziehn, und den Nebel zurückbeſchwören, der freylich Manches groß machte, was jetzt klein erſcheint. Aber wenn die Sonne Einmal aufgegangen iſt, ſo kann zwar Jeder den ſie blendet, die Kappe über die Augen ziehn, und ſich bereden es ſey Nacht, aber alle Löſchhörner der Bedlamiten werden nicht Einen ihrer Strahlen auslöſchen.

So wie die menſchliche Geſellſchaft einmal geſtaltet iſt, wird die Unzufriedenheit nie von der Erde weichen, bis zur Wiederkehr des goldenen Weltalters, womit es noch keine Eile zu haben ſcheint. Soll man aber darum nicht verſuchen, was die Abſtellung veralteter und ſinnwidriger Einrichtungen, oder eingeſchlichener Misbräuche wirke; und dem Unhaltbaren, ſtatt es mit unhaltbaren Gründen zu vertheidigen, den Abſchied zu geben? Man hätte auf jeden Fall bey jedem Misbrauche, den man abſtellte, das frohe Bewußtſeyn, Etwas Gutes beabſichtigt zu haben, wenn auch wirklich

der Zweck, die Menſchen zufriedener zu machen, gegen Erwarten, unerreicht bliebe. Ob irgend Jemand ein Recht habe, eine ſolche Abſtellung zu fordern; mag gänzlich im Dunkeln bleiben. Daß es klug und rechtſchaffen wäre, wird Niemand leicht bezweifeln, und eine kluge und rechtſchaffene Handlung verliehrt gewiß nicht dadurch an ihrem Werthe, daß ſie auch eine großmüthige iſt.

* * *

Sehr oft iſt die Behauptung aufgeſtellt worden, daß bey einem Volke, das ſich glücklich fühle, der Thron ſicher vor Erſchütterungen ſey. Ich bin weit entfernt dieſe Behauptung zu beſtreiten; aber die ſchwankende Beſchaffenheit der aufgeſtellten Bedingung gibt nur eine unſichre Gewährleiſtung für die Richtigkeit ihrer Anwendung. Der Begriff des Glückes iſt in einem hohen Grade relativ, und das Gefühl deſſelben hängt von den größten Zufälligkeiten ab. Es ſteht ganz und gar nicht immer in der Gewalt ſelbſt der weiſeſten und wohlthätigſten Regierungen, die Wohlfarth eines Volkes ſo weit zu befördern und zu erhalten, daß es ſich, wir wollen nicht ſagen, glücklich, ſondern nur nicht unglücklich fühle. Keine Regierung kann dem Schickſale gebieten; die Lagen aber, die das Schickſal herbeyführt, können verzweifelt ſeyn;

und doch kann der Thron in den Stürmen des Unglücks unerſchüttert bleiben. Das, was ihn aufrecht erhält, iſt alſo nicht ein ungewiſſes Gefühl von Wohlbehagen, das von ihm ausſtrömt, ſondern etwas ganz anderes, deſſen Erhaltung und Sicherſtellung glücklicherweiſe in den Händen der Mächtigen liegt, der Glaube an die Gerechtigkeit und das Wohlwollen des regierenden Hauptes, und die Ueberzeugung, daß das Glück, welches ſein Land genießt, ohne dieſe Regierung keine Dauer haben würde, das Unglück aber, das es betraf, durch ſie nicht verſchuldet worden.

* * *

Die rechten Fürſten.

Das was einem Fürſten bey ſeinem Volke zu Anſehn bringt, und es mit Vertrauen und Liebe an ſeinen Thron kettet, ſind nicht die Talente, die er beſitzen mag, noch ſeine Gelehrſamkeit, noch ſein Witz. Es hätte Friedrich dem Zweyten wenig geholfen, ein guter Dichter und trefflicher Flötenſpieler zu ſeyn; Als Feldherrn haben ihm Manche den Rang ſtreitig machen können; Jacob der Erſte von England, und gewiß noch viele andre waren reicher an gelehrten Kenntniſſen; aber was

ihm vor ſo vielen ſeines Standes die Achtung der Welt und Nachwelt ſichert, was unabhängige Zeitgenoſſen, und ſelbſt ſeine Feinde genöthigt hat, ihn mit dem Beynahmen des Großen zu ehren, war der gleichförmige Eifer, mit dem er ſeine Pflichten erfüllte; die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er während ſeiner langen Regierung den Geſchäften ſeines hohen Berufes oblag; der Ernſt, mit dem er das Ernſte betrieb; die Kenntniß der Bedürfniſſe ſeines Volkes und ſein Eifer ihnen nach Kräften abzuhelfen; endlich die Einfachheit ſeines Lebens, und die prunkloſe Würde deſſelben. Ueberall iſt Tüchtigkeit die Mutter des Gehorſams; und um den Leichtſinn und die Trägheit der Diener zu bannen, gibt es kein ſichreres Mittel, als den Ernſt und die Thätigkeit des Herrn. Wo die Federkraft des Mittelpunktes ruht, da wird bald der Umkreis aufhören zu ſchwingen; oder wenn auch die Bewegung des Werkes noch eine Zeitlang den frühern Anregungen folgt, ſo wird doch die Würde der Regierung unvermeidlich ſinken, wenn ſie von dem Fürſten verkannt wird. Der Fürſt, von dem man weiß, daß ihm die Geſchäfte gleichgültig oder zuwider ſind; daß er ſie unter dem geringfügigſten Vorwande aufſchiebt und vergißt; daß er nicht nach dem redlichen Diener fragt, der ſeine Pflicht thut, aber nicht den Hof zu machen weiß; der weder die Bedürfniſſe ſeines Landes, noch die

Mittel ihnen abzuhelfen kennt; nicht die Sache, nur die Sache im Auge hat, und die Einflüſterungen der Gunſt mehr als die Forderungen der Gerechtigkeit achtet; ein ſolcher Fürſt wird der Verachtung nicht entgehen können, wie gelehrt oder talentvoll er auch ſey. Das was allein eine wahre und dauernde Achtung unter den Menſchen gibt, iſt Character und Tüchtigkeit, und nur durch die Vereinigung mit dieſer erhalten andere Eigenſchaften, wie glänzend ſie auch an ſich ſeyn mögen, einen Werth. Ludwig der Funfzehnte war reich an mannichfaltigen Kenntniſſen; keiner ſeiner Vorfahren war gebildeter als er. Die Wiſſenſchaften machten unter ſeiner Regierung große und glänzende Fortſchritte, und er ſelbſt trug dazu bey. Aber von allen dem Glanze, der ſein Jahrhundert erleuchtete, fiel kein Strahl auf den König, der doch auch ſchön und liebenswürdig war, aber wie gewiſſe Naturkörper, das Licht nur einſog, ohne dadurch heller zu werden. Der Character des Menſchen entzog dem Könige die Würde, und gab ihn der Verachtung der Welt und ſelbſt ſeines Hofes Preiß. Als er den Duc de Choiſeul ſeiner Stelle entſetzte und auf ſeine Güter verwieß, wurde dieſer von einem Theile des Hofes begleitet, und die ausgezeichneteſten Männer rechneten es ſich zum Ruhm, den Hofſtaat des verwieſenen Miniſters durch ihre Gegenwart zu vergrößern. Eine ſolche

Erſcheinung wäre unter ſeinem Vorgänger unmög-lich geweſen *). Racine ſtarb vor Gram, da ihm dieſer König ſein Wohlwollen entzogen zu haben ſchien **); ja ein Anderer überlebte ſein Schweigen nicht ***). So groß war der Unterſchied, nicht der Zeiten, ſondern der Könige!

* * *

---

*) Galt es doch faſt für Frevel, daß Tanaguid Le Fevre dem unglücklichen Fouquet eines ſeiner Werke widmete.

**) Die gemeine Meinung iſt, Racine habe ſich die Ungnade des Königes durch die unbedachte Erwähnung Scarrons in der Gegenwart der Maintenon und des Königs zugezogen. Nach andern hatte er, auf Verlangen der Maintenon, eine Denkſchrift aufgeſetzt, die den traurigen Zuſtand des Reiches ſchilderte. Der König las ſie mit Unwillen, und verlangte den Nahmen des Verfaſſers zu wiſſen. Die Maintenon nennt ihn, aber ihn zu vertreten wagt ſie nicht. In jedem Fall iſt die Schwachheit des großen Dichters beklagenswerth, die ſeiner falſchen Gönnerin verabſcheuungswürdig.

***) Der General Laubanie hatte ſich bey der Vertheidigung von Landau (1704) ausgezeichnet. Eine Granade, die in ſeiner Nähe ſprang,

Te ne magis salvum populus velit, an populum tu,
Servet in ambiguo, qui consulit et tibi et Urbi,
Juppiter! —

Welches ſind die Fürſten, deren Andenken in dem Herzen ihrer Völker lebt? deren Nahme mit immer wachſendem Segen von Enkel zu Enkel geht? Es ſind die, welche ihre Völker liebten; welche mit Gott ergebenem Sinne, durch jene Liebe geſtärkt, die Bürde ihres hohen Berufes tragen; welche nie erwachten, ohne des großen Tages zu denken, wo ſie vor dem Richtſtuhle der ewigen Gerechtigkeit Rechenſchaft ablegen werden über die Anwendung ihrer Zeit; die Väter der Völker, die Prieſter heiliger Gerechtigkeit, die gewiſſenhaften Verwalter des anvertrauten Pfundes. —

---

hatte ihn der Augen beraubt. Der Duc de Bourgogne ſtellte ihn einige Zeit darauf dem Könige mit den Worten vor: Ihr Majeſtät ſehen hier einen armen Blinden, der einen Stab (den Marſchallſtab) braucht. Der König antwortete nichts, und über dieſes Schweigen grämte ſich der tapfere Laubanie ſo daß er krank ward und ſtarb.

Maria Thereſia, die Mutter ihres Volkes, führte, als ſie den Thron ihres Vaters beſtieg, den Gebrauch ein, dreymal in jeder Woche öffentliches Gehör zu geben, wobey Jeder, ohne Unterſchied des Ranges und Standes, ſeine Wünſche an das Herz der Landesmutter legen durfte. Einigen Großen misfiel dieſer Gebrauch. Sie benutzten jede Veranlaſſung, der Kaiſerin zu Gemüth zu führen, daß ſie durch ihre Güte unbeſcheidene Klagen hervorrufe; daß ſie ihre Miniſter bloß ſtelle; endlich, daß die langen, oft mühevollen Sitzungen ihrer koſtbaren Geſundheit ſchaden könnten.

Dieſe Vorſtellungen, bey den mannichfaltigſten Gelegenheiten und in den verſchiedenſten Formen wiederholt, fanden endlich Gehör. Das Gemach der Kaiſerin wurde dem Volke verſchloſſen; die öffentlichen Sitzungen hörten auf. Das Volk trauerte. Da übernahm der Prediger der Kaiſerin das bedenkliche Geſchäft, ihr die allgemeine Trauer zu enthüllen. Indem er von den Pflichten der Fürſten ſprach, ſagte er: „Wie können die Großen die Leiden ihrer Völker erfahren, wenn ſie ſich hinter undurchdringlichen Mauern vor allen Augen verborgen halten? O ihr Könige ſeyd Väter der Armen, der Wittwen und Waiſen! Höret ihre Klagen, helft ihnen, oder legt Eure Krone

nieder, die Ihr zu tragen nicht werth ſeyd, wenn Ihr jene Pflicht nicht erfüllt."

Dieſe Worte, mit feſter Stimme ausgeſprochen, machten auf den verſammelten Hof die verſchiedenſten Eindrücke. Die Rathgeber der Kaiſerin ergrimmten; ſie ſelbſt aber vergoß heiße Thränen. Der alte Gebrauch wurde wieder hergeſtellt, und als ſich Einige herausnahmen, den redlichen Prieſter zu tadeln, ſagte ſie: „Laßt ihn in Ruhe. Er hat ſeine Pflicht gethan; ich werde die meinige thun."

* * *

In der Geſchichte Ludewig des Heiligen erzählt Joinville, wie er oftmals gegenwärtig geweſen, wenn ſich der König nach der Meſſe unter eine Eiche geſetzt, von ſeinen Dienern umgeben, und wie dann Jeder, der ein Anliegen gehabt, mit ihm habe ſprechen dürfen. Und wenn die Leute Rechtshändel hatten, ließ er dieſe durch einige erfahrene Männer ſchlichten, die ſich in ſeinem Gefolge befanden.

* * *

Als der König von Frankreich, Karl der Fünfte, durch unrichtige Angaben verleitet, ei-

nige ſeiner Diener ihres Amtes entſetzt hatte, nahm er, nach erkanntem Irrthum, ſeinen Beſchluß in folgenden denkwürdigen Worten zurück: „Unaufgefordert und aus eigner, reiner und königlicher Pflicht, welcher es zukömmt zu widerrufen und zu verbeſſern jegliche That, ſowohl die unſrige als fremde, jedesmal wenn wir erkennen, daß in ihr die Gerechtigkeit verletzt worden iſt, vornehmlich durch Belaſtung und Unterdrückung des Unſchuldigen, erklären wir hiermit, daß die von uns verordnete Dienſtentſetzung und was weiter darauf gefolgt iſt, nur als eine Handlung der Gewalt, nicht aber des Rechts ergangen, daß ſie durch falſche Eingebungen und große Zudringlichkeit erhalten, nicht aber aus unſerm freyen Willen beſchloſſen worden.“ (S. Recueil de divers Mémoires servans à l'Histoire. 1623. S. 375 ff.)

* * *

Le Rozier des Guerres.

Ludwig der Eilfte von Frankreich, obgleich als Menſch des größten Tadels werth, erkannte doch als König das Rechte ſehr gut, und übte es auch oft aus, wenn ihn nicht das tückiſche Phantom politiſcher Klugheit täuſchte. Eine Schrift, die er zum Unterrichte ſeines Sohnes entworfen

hat, und die den etwas ſonderbaren Titel eines Rozier des Guerres *) führt, legt ein günſtiges Zeugniß für ſeine Geſinnuugen, oder, wenn man lieber will, für die Majeſtät der Sittlichkeit ab, die ihre Herrſchaft auch ſelbſt über einen ſolchen König ausübte. Da dieſes Buch nicht häufig angetroffen wird, ſo mögen einige der vorzüglichſten Stellen daraus hier ihren Platz finden.

„Ein König, heißt es im 3ten Capitel, iſt gut und edel, der in ſeinem Reiche ſchlechte Geſetze aufhebt und gute an ihre Stelle ſetzt, und der ſich hütet, ein Geſetz zu brechen, das dem Volke nützlich iſt. Denn das Volk gehorcht immer dem, der ihm wohl thut. Das größte Gut aber, das ein König in ſeinem Lande haben kann, iſt der Gehorſam ſeiner Unterthanen. Denn mehr verlangt ſelbſt Gott nicht von ſeinen Geſchöpfen. Durch

*) Der vollſtändige Titel dieſes Buches iſt: Le Rozier des Guerres composé par le feu Roy Lois XI de ce nom pour Msgr. le Dauphin son fils. Mis en lumiére sur le manuscrit trouvé au chateau de Nérac dans le cabinet du Roy par le Sieur Président Espagnet. à Paris 1616. 8vo. Zur Erklärung des Titels heißt es in der Vorrede: Le titre de ce livro doit en marquer l'excellence, vû l'éminence de la rose sur les autres fleurs.

Beobachtung des Geſetzes thun Könige und Fürſten ihrem Volke, was ſie ihm zu thun verpflichtet ſind, und entfernen das von ihm, was ſie verpflichtet ſind zu entfernen.“

„Wenn Könige und Fürſten das Geſetz nicht achten, ſo nehmen ſie dem Volke was ſie ihm laſſen ſollten, und geben ihm nicht was es haben ſoll, wodurch ſie ihr Volk zu Knechten machen, und ſelbſt den königlichen Nahmen einbüßen. Denn Niemand ſoll König heißen, der nicht über freye Leute regiert; denn Freye lieben von Natur ihre Herrn, Knechte aber haſſen dieſelben. Wer mit Recht und Gerechtigkeit über ein Volk regiert, der iſt König ſeines Volks; regiert er aber mit Ungerechtigkeit und Gewalt, ſo werden ſich ſeine Unterthanen, wenn ſie ihn auch noch als König achten, doch mit Herz und Sinn zu einem andern neigen.“

„Der König muß den Stand ſeines Volkes fleißig bedenken, und es ſo oft beſuchen, als ein Gärtner ſeinen Garten. Denn wie es dem Volke zukömmt, dem Könige gehorſam zu ſeyn, eben ſo kömmt es dem Könige zu, ſich der Regierung ſeines Volkes mit allem Ernſte anzunehmen.“

„Der König iſt ſeinem Volke was die Seele dem Körper iſt. Neigt ſich die Seele zum Böſen, ſo folgt der Körper deſſelben Weges nach.“

„Ein König, welcher gute Räthe hat und ihnen folgt, deſſen Reich und Macht wächſt wie ein Garten, den ein friſches Waſſer tränkt.“

„Ein guter König muß einem ſchönen Strome gleichen, der Jedem Nutzen bringt.“

„Ein guter König erfreut ſich ſeiner guten Ritterſchaft (chevallerie) und ſeines guten Volkes. Durch den Adel wird ſein Königreich vertheidigt, und durch ſein Volk hat Er und der Adel Alles, was ihm nöthig iſt; doch muß der König mehr Sorge tragen, ſein Volk in Friede und Gerechtigkeit zu erhalten, als ſich ſeinem Adel hinzugeben. Denn ohne das Volk kann der Adel nicht erhalten werden, und je beſſer ein Volk regiert wird, deſto gehorſamer wird es ſeyn. Einem Fürſten aber ſteht nichts beſſer an, als nach der Liebe ſeines Volkes zu trachten.“

„Der beſte König iſt der, welcher nicht ſeiner Willkühr unterliegt, ſondern jede Sache thut, die gut und ſeinem Volke zuträglich iſt, und überhaupt mehr die gute Verwaltung ſeines Reiches im Aug und Herzen hat, als die Ergötzung ſeines Leibes und ſeinen eigenen Willen.“

„Ein König muß die Geſchäfte, die ihm zu thun obliegen, nicht Andern übertragen. Denn ein Geſchäft iſt entweder klein, und dieſes zu thun kömmt ihm nicht zu; oder es iſt groß; und ein großes Geſchäft kömmt ihm zu thun zu, ohne daß

er es Andern überläßt. Ueberläßt er die großen Geſchäfte Andern, und gibt ſich ſelbſt mit den kleinen ab, ſo wird er bald ſehn, was ihm für ein Schade daraus erwächſt. Wenn er aber die geringern Dinge, die ihm zu thun obliegen, gering ſchätzt, oder verabſäumt, ſo wird er auch leicht die größern verabſäumen. Und ſo zerſtört und vernichtet ſich allmählig Alles, wie eine kleine Krankheit wächſt und den Leib zerſtört, wenn man nicht bey Zeiten taugliche Mittel gebraucht *).“

„Wenn der König die Schlechten belohnt, ſo wird er andern die Luſt benehmen gut zu handeln, und er wird in Kurzem einen ſolchen Ueberfluß

---

*) Bequemlichkeit und Feigheit ſtürzt die Thronen um, wie Thätigkeit und Muth ſie aufrichtet und erhebt. Pipin zertrümmert den morſchen Thron der ſchwachen Merovinger, und da auch ſein Stamm der Verachtung anheim gefallen war, ſtürzt der kräftige Hugo Capet den Reſt der Enkel des größten Kaiſers in den Kerker, wo ſie in Fäulniß dahinſterben, wie ihre Vorgänger in Fäulniß gelebt hatten. Es iſt vielleicht der Bemerkung nicht unwerth, daß es ein Biſchof war, der den letzten Carolinger, nachdem er ſich in ſeinen Schutz begeben, an ſeinen Feind ausliefert. Auch der Merovinger Sturz wurde durch Prieſter befördert.

von Nichtswürdigen um ſich haben, daß er ſich ihrer nicht zu entledigen wiſſen wird.“

„Rohe Worte, die aber nützlich und wahrhaft ſind, müſſen einem Könige lieber ſeyn als ſüße Worte voll Trug und Falſchheit.“

Vng rude parleur donne souvant meilleur conseil que le beau langagier.

„Die königliche Herrſchaft muß auf drey Pfeilern ruhn. Der erſte iſt Gerechtigkeit, welcher in dem Herzen des Königes feſt ſtehn muß, ſo daß er Jedem ſein Recht anthut, und es weder zur Rechten noch zur Linken beugt. Der zweyte iſt Ehrfurcht; dieſer muß bey dem Volke ſeyn, nach dem Ausſpruche des Apoſtels, welcher ſagt: Ehret Eure Herrn! Es iſt dieſes die einzige Sache in der Welt, welche treu dem Verdienſte folgt, und die Laſt aller Opfer beſiegt. Der dritte Pfeiler iſt die Liebe, welcher in beyden ſeyn muß. Denn der König muß ſeine Unterthanen mit vollem Herzen und reiner Treue lieben, und Tag und Nacht über das gemeinſame Wohl ſeines Reiches und aller ſeiner Unterthanen wachen. Dieſe aber müſſen auch ihrer Seits den König aufrichtig lieben, und ihm Rath und Hülfe verleihen, um ſein Reich und ſeine Herrſchaft aufrecht zu halten.“

„Die größte Stärke, die ein König ſeinem Reiche verleihen kann, beſteht darin, daß er ſeine

Unterthanen in Liebe, Friede und Gerechtigkeit zu erhalten wiſſe, auch daß die Güter und Waaren durch das ganze Reich gehen können. Denn ſo werden ſie zu beſſern Wohlſtand kommen, und er ſelbſt wird Einkünfte davon ziehen, und ſeine Unterthanen werden wünſchen, daß er lange lebe und regiere, und dann werden ihn auch die Fremden lieben, wegen des guten Rufes, der von ihm umhergeht. — Es gibt in der Welt nichts ſichreres zur Vertheidigung ſeines Beſitzes, als geliebt zu ſeyn, ſo wie nichts entſetzlicher iſt, als gefürchtet zu werden. — Wer gefürchtet zu werden verlangt, muß durchaus d e n fürchten, von dem er gefürchtet ſeyn will; außerdem ſchwebt er in Gefahr; und wer geliebt ſeyn will, muß ſelbſt lieben.“

„Die Natur ſchafft wenige ſtarke Menſchen; aber durch guten Unterricht werden viele ſtärker als durch Körperkraft.“

* * *

Magnitudine laborat ſua.

Es iſt eben ſo leicht als kindiſch, den Werth eines Volkes mit der Meßkette in der Hand oder aus den Tabellen der Statiſtiker zu beſtimmen. Ausdehnung gibt noch nicht Macht; Macht noch nicht Würde; und vieles Kleine, was der Hoch-

muth verachten möchte, zwingt unwillkührlich Bewunderung ab, die aber eben den Meiſten als eine aufgelegte Bürde verhaßt iſt.

Mehr als Ein Volk, groß an Menge und Ausdehnung, hat die Blätter der Geſchichte leer gelaſſen; Mehr als Ein Herrſcher, der die Grenzen ſeines Landes nicht kannte, hat ſeinen Staub mit der Erde gemiſcht, ohne daß ihm der Genius ſeiner Würde auch nur im Traume erſchienen war.

Was war Athen, als es die Heere des großen Königs bei Marathon ſchlug, und ſeine Flotten verſenkte? Ihr mögt lächeln bei dem Anblicke des rührigen Volkes auf ſeiner armſeligen Landzunge. Aber von dieſer armſeligen Landzunge erhob ſich der Genius der Freyheit, und erfreute die Welt, und noch wird ſein edler Flügelſchlag gehört, und zieht, wo er gehört wird, die Herzen nach ſich.

Was waren die Czaren des Moscowitiſchen Kaiſerthums, als Lübeck die Oſtſee beherrſchte, und ſeine Bürgermeiſter Könige ſchreckten? War der Sohn des Alexis ſo groß, weil ſein Reich es war? Oder wurde der Macedoniſche Eroberer größer, als er den Thron der Perſiſchen Despoten beſtieg?

Die Antwort auf dieſe Fragen weiß Jeder, und doch iſt des Staunens und Bewunderns über große Ländermaſſen kein Ende. Umſonſt hält Euch die Geſchichte ihre ehernen Tafeln und die Gerech-

tigkeit ihr ewiges Geſetzbuch vor; Ihr ſeht nur das Land Eures Nachbarn, und der Winkel der Erde, den Ihr noch nicht habt *), dünkt Euch das Paradies des Glücks und die unentbehrlichſte Ergänzung Eurer Größe.

Der Machthaber, der dieſer Begierde fröhnend, immer über ſeine Grenzen hinweg und nach Außen ſchaut, gleicht dem Aſtrologen, der Andern weiſſagend nach den Sternen ſah, und den Abgrund vor ſeinen Füßen nicht bemerkte, in welchem er umkam. Laſſet euch nicht durch den Trug gleißneriſcher Worte täuſchen. Die Gerechtigkeit behauptet ihr Recht, und ihre Dienerin, die Vergeltung, iſt gewaltiger, als jegliche Macht.

Ein Reichthum, den die Looſe des Glückes dir zuwerfen, oder den du erraubſt, hat wenig Dauer; nur auf eignem, ehrlichem Erwerbe ſteht ein Haus feſt. Auch in der Natur ſiegt das Organiſche, wie ſchwach es auch in ſeiner Entwickelung ſcheint, über die todte Schwere ob, und der zarte Keim dringt durch die harte Erde und ſprengt hartes Geſtein. Ein Reich, durch das Zuſammenraffen verſchiedenartiger Theile vergrößert, gleicht einer Anſchwemmung von Kies, Steinen und Sand, die, wie anſehlich ſie auch ſey, durch das erſte Hoch-

*) O si angulus ille Proximus accedat!

waſſer aufgelößt werden kann. Was iſt ein Koloß, deſſen Füße von Lehm ſind? Und was iſt die Baſis, welche die Ungerechtigkeit und Raubſucht der Macht unterſtellt, anders, als ein kothiges Fußgeſtell?

* * *

Wir kennen ein Reich, das auf allen Meeren herrſcht; die Sonne geht in ſeinen unermeßlichen Beſitzungen nicht unter; ſeine Heere ſiegen überall und mit jedem Jahre wächſt die Zahl der Völker, die es bejocht. Aber zu Hauſe kämpft es mit jeglicher Noth. Die eine Hälfte ſeiner Einwohner zehrt von den Allmoſen der andern und fordert dieſe als einen ſchuldigen Zoll; die Arbeitſamkeit ſchützt es nicht gegen Armuth und Hunger; und im Gefolge der Armuth geht das Laſter in ſeiner ſcheußlichſten Geſtalt. Schaaren von Unglücklichen, oder die ſich unglücklich glauben, verlaſſen das überreiche, übermächtige Land, und geben ſich, von dem väterlichen Boden losgeriſſen, dem Zufalle Preis. Seine Nabobs ſelbſt entſagen den Genüſſen einer üppigen Hauptſtadt, um in der Fremde den unerſchwinglichen Laſten zu entgehen, die ihnen die erkünſtelten Bedürfniſſe ihres Standes und Vaterlandes auflegen. So erſtirbt die Liebe zum Vaterlande in den entgegengeſetzteſten

Claſſen ſeiner Einwohner, und die Wurzeln verfaulen, auf denen ſich die ſtolze Eiche des freyen Landes über vier Welttheile ausgebreitet hat. In ihrem Marke wühlt der Tod; von Außen belauert ſie der Haß eiferſüchtiger, oder verhöhnter, oder unterjochter und gemißhandelter Völker. Der Sturm droht, und ſchon lebt in der Tiefe der Boden, der das Prunkgebäude der Meeresherrſchaft trägt.

* * *

Ein Volk, das im Sonnenſcheine des Glückes ſitzt, und nichts Wichtigeres zu thun hat, als ſeine eigene Macht zu beſchauen, legt ſich bald auf das aufgeblaſene Kiſſen ſeines Hochmuths zum Schlafe nieder. Während es hier ergötzlich träumt, gehen die Ströme über, die es hätte dämmen ſollen; die Flamme verzehrt ſeine Wohnungen, und reißende Thiere zerſtreuen ſeine Heerden. Es iſt dagegen nicht ſo ſchlimm, wenn ein Volk zur Zeit ſeiner Entwickelung mit großen Schwierigkeiten kämpfen mußte, und zu keiner Zeit der Anſtrengungen entbehren kann, die ſeinen Muth lebendig erhalten und ihm Ausdauer geben. Kleine Staaten, die der Freiheit genießen wollen, ſind in dieſem Fall.

* * *

Der Krieg iſt für Staaten von beſchränkten Kräften oft eine heilſamen Kriſis, in welcher ſich alle ihre Kräfte fruchtbar entwickeln, ſo daß oft die beſiegte Gefahr ein Volk von dem Rande des Verderbens auf den Gipfel des Ruhms geführt, es über ſich ſelbſt erhoben und ihm ein Bewußtſeyn ſittlicher Ueberlegenheit gegeben hat, welches lange Zeit hindurch zu ſeiner Erhaltung und Befeſtigung wirkte. Bey einem mächtigen Volke hingegen, dem alle Mittel reichlich zu Gebote ſtehen, den Krieg ohne außerordentliche Anſtrengung zu führen, iſt dieſes ganz anders. Wenige nur theilen hier die Gefahr und den Ruhm. Der Kampf, in der Ferne geführt, gilt der Erweiterung der Grenzen, oder einem Ehrenpunkte der Regierungen, oder der Erhaltung eines Vertrags über Auswärtige geſchloſſen; Dinge an denen die Geſammtheit des Volkes keinen Antheil nimmt; die, wie der Krieg auch ausfallen mag, in ſeiner Lage wenig oder nichts verändern, und es nur den augenblicklichen Druck beſeufzen laſſen, den die Laſten des Krieges mit ſich führen. Entwickelt wird dadurch nichts und nichts belebt; es wäre denn etwas Hochmuth mehr, im Fall des Gelingens, und einige Finanzprojecte im entgegengeſetzten Fall. Weder das Eine noch das Andre bringt den Völkern Heil.

* * *

Als bey dem Ausbruche der Streitigkeiten der nordamericaniſchen Colonieen mit dem Mutterlande die Freunde der ſprödeſten und unbiegſamſten Gewalt jeden Gedanken verſöhnender Maasregeln zurückwieſen, führte der größte Redner der Oppoſition, ſo wie der gemäßigſte, die Sache der Billigkeit unter andern mit folgenden Worten: „Die letzte Urſache des ungehorſamen Geiſtes der Colonien, und nicht die unwirkſamſte, liegt in der natürlichen Beſchaffenheit der Dinge. Dreytauſend Meilen des Oceans halten ſie von Euch getrennt. Kein Mittel in der Welt kann erfunden werden, um der Wirkung abzuhelfen, die eine ſolche Ferne auf die Schwächung der Regierung hat. Meere rollen und Monate verſtreichen zwiſchen einem Befehle und ſeiner Ausführung; und oft reicht ein einziger Punkt, den man nicht aufhellen kann, hin, einen ganzen Plan zu vereiteln. Es iſt wahr, Ihr habt geflügelte Diener der Rache, die bis zum äußerſten Rande des Meeres Eure Donner in ihren Klauen tragen; aber da tritt eine Macht ein, welche die Anmaaßung tobender Leidenſchaften und wüthender Elemente hemmt: So weit ſollſt Du gehn und nicht weiter!“ — —

„Das, was Euch begegnet, iſt nicht ſchlimmer, als was alle Völker erfahren müſſen, welche ausgedehnte Beſitzungen haben. — In allen großen Körpern muß nothwendiger Weiſe der Umlauf

der Kraft an den äußerſten Enden ſchwächer ſeyn. Die Natur gebietet es ſo. Die Türken können Aegypten, Arabien und Kurdiſtan nicht ſo beherrſchen, wie Thrazien; noch hat die Pforte in der Krimm und in Algier die Macht, die ſie in Bruſa und Smyrna hat. Selbſt der Despotismus ſieht ſich genöthigt zu feilſchen, und der Großherr muß ſich mit dem Antheile des Gehorſams begnügen, den er eben erzwingen kann. Um nur überhaupt regieren zu können, muß er mit ſchlaffen Zügel regieren, und die ganze Stärke im Mittelpunkte entſpringt aus einem klugen Nachgeben an allen Grenzen. Auch Spanien genießt in ſeinen Provinzen vielleicht nicht ſo viel Gehorſam als Ihr in den Eurigen. Aber es fügt ſich und harret der Zeit. Dieß iſt die unveränderliche Bedingung, dieß iſt das ewige Geſetz einer ausgedehnten und zerſtückelten Herrſchaft *)".

Die verſöhnende Stimme des Friedens erſtarb unter dem lauteren Geſchrey derer, die es der Würde der Monarchie angemeſſener glaubten, den anmaaßenden Geiſt der Empörung mit dem Donner der Gewalt niederzuſchmettern. Der Erfolg iſt bekannt. Wenige Wochen nach-

*) Burke's Works, Vol. 3.

dem die Anträge der Gemäßigten verworfen worden, floß in America das erſte Bürgerblut. Der Baum der Freyheit ſchlug Wurzeln, und durch jedes Opfer heimiſchen und fremden Lebens, das Grosbritannien an dem Altare der Gewaltherrſchaft brachte, wurde ſein kräftiger Wuchs beſchleunigt. Es iſt allerdings nur allzu wahrſcheinlich, daß auch die Annahme verſöhnender Maasregeln die Trennung der Colonieen von dem Mutterlande nur aufgeſchoben, nicht verhindert hätte — denn nie hat menſchliche Klugheit verhindern können, was die Natur der Dinge gebietet — aber große Opfer wären erſpart, ſchmerzliche Erfahrungen wären vermieden, und, was mehr als Alles iſt, die Menſchheit hätte nicht über zahlloſe Grauſamkeiten zu trauern gehabt. Aber wenn die Leidenſchaften aufgeregt ſind, wenn der Zwiſt in der Familie und unter Mitbürgern ausgebrochen iſt, ſo findet die Stimme der Mäßigung kein Gehör. Alles treibt zur Gewalt; und gegen die Berechnungen der Erfahrung und Klugheit wird von der Leidenſchaft die Hofnung des Erfolgs — wie unwahrſcheinlich er auch ſey — und die Süßigkeit der Rache in die Wagſchale gelegt.

Wenn es wahr iſt, daß die Kraft einer Regierung in dem Verhältniſſe der Entfernung von ihrem Mittelpunkt nothwendig abnimmt, ſo fällt in die Augen, daß bey fortgeſetzter Erweiterung

des Beſitzes endlich ein Punkt eintreten muß, wo jene Kraft faſt ganz verſchwindet. Jeder Theil eines Reiches aber, der nicht durch das Band eines wohlgeordneten Organismus mit dem Ganzen zuſammenhängt, iſt einem Auswuchſe vergleichbar, welcher entweder abſterben und ſich von dem Körper ablöſen muß — und dieſes iſt ohne Zweifel der glücklichſte Fall — oder den Körper durch Abzehrung zu Grunde richtet. Die ganze Geſchichte predigt die Verderblichkeit materieller Vergrößerungen. Was Athens Herrſchaft zerſtörte, waren nicht ſeine Redner, ſondern ſein Trachten nach auswärtigen Beſitzungen, und die Greuel der Härte, der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit, die immer im Gefolge unrechtmäßiger Eroberungen gehen; und das römiſche Reich, dem der Beſitz von Italien eine gediegene Stärke verlieh, zerſtörte durch auswärtige Eroberungen ſeine innere Feſtigkeit. Nichts wird durch die Erweiterung der Grenzen geſtärkt, als der Despotismus; und aller Despotismus iſt in ſeinem innerſten Weſen ſchwach. Denn wenn es ihm auch gelingt, die Heerden der Völker in ſeinem Pferche ruhig zu halten, ſo daß nicht einmal ihr Blöken den Zwingherrn im Schlummer ſtört, wird nicht dieſer ſelbſt von dem feigen Sinne ſeiner verſchnittenen Heerde angeſteckt werden, ſo daß ihn ſchon die ferne Stimme des Wolfes hinwegſchreckt und beſiegt? Und kann wohl ir-

gend ein Volk ſo vollkommen unterdrückt werden, daß es nicht Kraft behielte, wenn ſchon nicht zum Widerſtand gegen einen Feind, doch zur Empörung gegen ſeinen Zwingherrn? Jedes Blatt der Byzantiniſchen Geſchichte gibt den Beleg. Weder Furcht noch Aberglaube konnte die Fackel des Aufruhrs löſchen, der immer von neuem entbrannte, und ſich in dem Blute der Kaiſer badete, bis endlich das Schattenbild der Macht vor dem Glanze des halben Mondes ſchwand, und ein kräftiger Fußſtoß den alten, vermoderten, blutbefleckten Thron zertrümmerte.

* * *

Nichts iſt empörender als das Gemälde, welches der Redner, den wir oben angeführt haben, von der Gewaltherrſchaft ſeiner Landsleute in Oſtindien macht. Er behauptet und beweißt *), daß in dem weiten Gebiete vom Imaus bis zum Cap Comorin nicht ein einziger Fürſt, kein Staat, noch irgend eine Macht war, wie groß oder klein auch, mit dem die Oſtindiſche Compagnie in Berührung gekommen, und den ſie nicht verkauft habe; daß ſie

*) Burke's Speech on Mr. Foxe's East-India Bill. 1783.

nie einen Vertrag geſchloſſen, ohne ihn zu brechen; endlich, daß auch nicht ein Fürſt oder Staat je dieſer Geſellſchaft vertraut habe, ohne gänzlich zu Grunde zu gehn; ja, daß keiner auf Beſtand rechnen dürfe, als inſofern er Mistrauen und Feindſchaft gegen die Unterdrücker von Indoſtan hege.

„Die Einfälle der Araber, fährt er fort, der Tatarn und Perſer in Indien waren meiſt wild, blutig und zerſtörend; unſer Eintritt in die Herrſchaft dieſes Landes hat Vergleichungsweiſe nur wenig Blut gekoſtet; denn er iſt mehr durch Betrug und Täuſchung, und durch Benutzung der Vortheile, den die unheilbare, blinde und vernunftloſe Leidenſchaftlichkeit der einzelnen Völkerſchaften darbot, als durch offene Gewalt bewerkſtelligt worden. Aber die Aſiatiſchen Eroberer legten bald ihre Wildheit ab, indem ſie das eroberte Land zu ihrem Wohnſitze machten. Unter der Engliſchen Herrſchaft iſt es umgekehrt. Der feindliche Angriff der Tatarn brachte Indien Unheil; was es jetzt verheert, iſt unſer Schutz; was dort die Feindſchaft bewirkte, bewirkt hier die Freundſchaft; und nach Jahren ſind unſre Eroberungen dort noch eben ſo roh als an dem erſten Tage. Kaum haben die Eingebohrnen je das graue Haupt eines Engländers geſehn; junge Männer — faſt Knaben — regieren dort. Getrieben von aller Habſucht des

Alters, und von aller Heftigkeit der Jugend, ſtrömen ſie hin, Einer nach dem Andern, eine Welle nach der andern; und die Blicke der Eingebohrnen gewahren nichts, als die endloſe, hoffnungsleere Ausſicht auf neue Schwärme von Raub- und Zugvögeln mit immer neuem Hunger nach dem ſich unaufhörlich verzehrenden Futter. Jede Rupie, die ein Engländer gewinnt, iſt auf immer verlohren für Indien. — Jeder andre Erobrer hat irgend ein Denkmal der Pracht oder der Wohlthätigkeit hinter ſich gelaſſen. Würden wir aber heute aus Indien vertrieben, ſo würde nichts dort Zurückbleibendes der Nachwelt ſagen, daß, während der unrühmlichen Periode unſrer Herrſchaft, das Land von etwas Beſſerm als von dem Urangutang oder dem Tiger beſeſſen worden."

Wir wollen uns gern überreden, daß der Schatten dieſes Gemäldes ſich in dem Laufe von vierzig Jahren gemildert habe, und daß die harte Hand des Eigennutzes und der proconſulariſchen Willkühr minder gewaltthätig auf jene Länder drücke, welche einſt die Wiege der Cultur und Wiſſenſchaft waren; doch ſind ſeitdem dort große Königreiche gefallen, und Länder von ungeheurer Ausdehnung, von legitimen Monarchen beherrſcht, mit den Beſitzungen Grosbritanniens zuſammengefloſſen. Aber mag immerhin in dem ungerechten Beſitze die Verwaltung milder, die Habſucht zu-

rückhaltender, der Stolz der Uebermacht gezügelter, der Despotismus beſcheidener geworden ſeyn; immer und ewig wird eine durch Trug gewonnene, durch immer erneute Gewalt erhaltene, durch Erweiterung des ungerechten Beſitzes geſchützte Herrſchaft der Natur der Dinge widerſtreben, und es muß die Zeit kommen, wo das Maaß des Unrechts überfließt. Derjenige, welcher geſagt hat, die Revolution werde die Reiſe um die Erde machen, war kein Prophet; aber ſein Ausſpruch wird ſo weit in Erfüllung gehn, als die Natur der menſchlichen Geſellſchaft, der Fortgang der Civiliſation und die Forderungen des Rechtes gebieten. Das Schreckwort der Revolution kann hierbey aus dem Spiele bleiben; denn es iſt keineswegs nothwendig, daß die Zerſtörung des Böſen immer das Werk der Gewalt ſey. Schon ſind jene Forderungen in mehr als Einem Lande durch den freyen Willen der Fürſten erfüllt; in andern wird dieſe Begünſtigung erwartet; und wenn einſt in unſerm Vaterlande überall jeder Artikel der Bundes-Acte vollſtändig ausgeführt ſeyn wird, ſo wird Deutſchland jene denkwürdige Wetſſagung ohne Gewalt und Blut auf die edelſte Weiſe erfüllt haben. In andern Ländern hat die Vorſehung Anderes beſchloſſen. Der Süden von America hat in dieſem Augenblick die Ketten zerriſſen, die es an Europa feſſelten; Griechenland kämpft um die Freyheit mit einem

Muthe, der ſeiner großen Vorfahren würdig iſt; was Indiens Schickſal ſeyn wird, das liegt in dem Schooße der Götter und in dem Dunkel der Zukunft. Fata viam invenient.

* * *

Erhaltung der Denkmäler.

Wenn die Macht der Menſchen mit ihren Leidenſchaften in gleichem Verhältniſſe ſtände, ſo würde kein Sturm die Völker bewegen, ohne daß die Geſchichten der vorhergehenden Zeit vernichtet würden. Glücklicherweiſe aber reicht die Macht der Willkühr immer nur bis zur Zerſtörung einiger Erinnerungen, oder zur Hemmung des freyen Wortes und Gedankenverkehrs, meiſt nur auf kurze Zeit, ſo daß die Geſchichte gar bald die befeindeten Thaten rettet, und mit ihnen zugleich auch die Zerſtörungswuth oder die ohnmächtigen Verſuche der Gewaltthätigkeit in Unterdrückung der Wahrheit auf ihre ehernen Tafeln ſchreibt.

In verderbten Zeiten, wo ſich Herrſchſucht und Niederträchtigkeit begegnen, erzeugt bald die Feigheit, bald die eigennützige Schmeichelei Denkmäler und Thaten, deren die nächſte Zeit ſich zu ſchämen alle Urſache hat. Sollen ſie darum ver-

nichtet werden? Keineswegs. Die ſchlechte That wird nicht ungeſchehen gemacht, wenn ihr Zeichen vernichtet wird; und das Errôthen der Enkel bey dem Anblicke dieſes Zeichens kann auf dem Wege, auf welchem die Ahnen gefrevelt haben, eine nützliche Hemmung ſeyn. Möchten doch alle Denkmåler, welche die Gewaltherrſchaft zur Demůthigung unterdrůckter Vôlker geſetzt hat, jeder Macht der Zeiten trotzen, und eben durch ihr Daſeyn unablåſſig an das mahnen, was der Einzelne, wie die Geſamtheit ſich und ihrer Wůrde ſchuldig iſt! Sie zu zerſtôren, iſt allerdings leichter, als ſich zu beſſern, auch kann ein ſolches Zerſtôren bisweilen entſchuldigt werden. Aber was entſchuldigt werden muß, kann nicht recht oder edel heißen. Das Errôthen iſt nahe dabey, und oft folgt die ſchmerzlichſte Reue nach. Als in dem Kriege gegen die Rômer Mithridates nach Epheſus kam, zerſchlugen die Epheſer die Bildſåulen der Rômiſchen Proconſuln, die von Furcht und Schmeichelei errichtet, jetzt durch eine andere Furcht und Schmeichelei dem Untergange geweiht wurden. Der That folgte die Strafe nach, und als bey verånderlichem Kriegsglůcke, Sulla nach Epheſus kam, wurde dieſer Frevel als Empôrung gerůgt. Beyſpiele dieſer Art ſind zahlreich; aber lieber lieſt man die Beyſpiele weiſer Måßigung, die ſich im Erhalten zeigt. Als Antigonus

und Demetrius Rhodus belagerten, gaben Einige den Rath, die Bildſäulen, welche jenen Fürſten, einem Beſchluſſe der Stadt zufolge, errichtet worden, jezt umzuſtürzen, weil ja die Feinde der Stadt nicht die Ehre der Wohlthäter genießen könnten. Das Volk dachte edler als ſeine Rathgeber, verwarf den Vorſchlag mit Unwillen, und ließ die vorhandenen Ehrenzeichen unverlezt; welches ihnen, wie ein alter Geſchichtſchreiber ſagt, bey Andern zum Ruhme gereichte, den Belagerern aber Anlaß zur Reue gab. In demſelben Sinne handelte dieſes Volk auch ſpäterhin in dem Kriege mit Mithridates, dem König von Pontus. Denn auch in der Zeit der heftigſten Erbitterung bewahrten ſie doch die Bildſäule dieſes Königs, die an einem der beſüchteſten Orte von Rhodus ſtand, unverlezt, und führten mit wahrhaft großartigem Sinne an, ſie hätten bey Bekriegung des Königs auf ſein jeziges Unrecht, bey Erhaltung ſeines Standbildes aber auf die Gunſt, die er ihnen früher bewieſen, Rückſicht genommen.

Als der König von Weſtphalen die Univerſität Göttingen zum Erſtenmale beſuchen wollte, ward von Einigen der Vorſchlag gethan, das marmorne Bruſtbild des Königs von England, welches den Eingang der Bibliothek ſchmückt, wegzunehmen, damit ſein Anblick dem neuen Monarchen

keinen Anſtoß gäbe. Es iſt wohl kaum zu zweifeln, daß dieſe Aufmerkſamkeit mit Wohlgefallen würde aufgenommen worden ſeyn; es war auch wahrſcheinlich, daß Widerſpruch gegen dieſen Vorſchlag höchſten Orts misfallen konnte. Dennoch widerſprach Heyne, unbekümmert um die möglichen Folgen, nur das erwägend, was die Würde der Hochſchule und die Dankbarkeit gegen den alten Königlichen Wohlthäter heiſchte, und erklärte, daß er, ſo lange keine Gewalt Statt fände, nie in die Wegräumung des Bruſtbildes willigen werde. Das Bild blieb ſtehen; keine Gewalt wurde angewendet, und die wohlwollenden Geſinnungen des neuen Königs gegen die Univerſität blieben ſich gleich. Und wie zufrieden mochte man wenige Jahre darauf ſeyn, dem, was augenblickliche Rückſichten gerathen hatten, keine Folge gegeben zu haben! So wahr iſt hier, wie in allen Verhältniſſen, das alte Gebot:

Thue Recht, ſcheue Niemand!

* * *

Characterzüge.

Der Geſchichtſchreiber Heinrichs des Vierten, Pierre Matthieu, las einſt ſeinem Könige einen Abſchnitt ſeiner Geſchichte vor, in welchem

von Heinrichs Neigung zu dem weibliche Geſchlechte die Rede war. Wozu dieſe Schwachheiten aufdecken? ſagte der König. Es kann belehrend für den Dauphin ſeyn, ſagte der Geſchichtſchreiber. Ihr habt Recht, erwiederte der Monarch; man muß die Wahrheit ohne Rückhalt ſagen. Wenn Ihr meine Fehler verſchwiegt, ſo würde man auch das Uebrige nicht glauben. Schreibt ſie alſo nur hin, und mein Sohn mag daraus lernen, ſie zu vermeiden.

Aber was der König dultete, gab ſeinen Höflingen Auſtoß.

Auch dieſe belehrte er: „Die Früchte und Wirkungen meiner Liebſchaften, ſagte er, ſind bekannt, und thun meinem Ruhme keinen Eintrag. Ein Gemälde muß Schatten haben, um die hellen Farben zu heben. Nie hat das Vergnügen eine ſolche Gewalt über mich ausgeübt, daß ich die rechte Zeit zu nöthigen Dingen darüber verſäumt hätte. Heute im Kriege; morgen auf der Jagd; und hatte ich die Nacht in den Armen der Liebe verlohren, ſo fand mich der Morgen doch an der Spitze meines Heeres, bey den Geſchäften und ſehr oft in der Gefahr. Wenn der Bogen auch in Ruhe iſt, verliehrt er doch darum ſeine Stärke nicht.“

So durfte ein König ſprechen, welcher die Ueberzeugung hegte, die er bey einer andern Ge-

legenheit ausſprach, „daß nur die ihre Fehler ängſtlich verſtecken, die ſich keiner Tugend bewußt ſind.“

Wer in dem Lichte hoher Würden ſteht, bemüht ſich umſonſt, ſeine Mängel den Augen der Welt zu entziehn. Sein Bemühen ſelbſt verräth ihn. Es bleibt ihm nichts übrig, als ſeine Fehler mit Tugenden zu vertauſchen, oder, wie die Sonne, eine ſolche Herrlichkeit auszuſtrahlen, daß man ſeiner Flecken nicht gedenkt. Verbote, Strafen, Preßzwang, wenn dadurch auch der Mund der Welt und Nachwelt verſchloſſen werden könnte, würdigen die Majeſtät herab. Wird irgend Jemand den Kranken, den das Fieber ſchüttelt, für geſund halten, weil ſeinen Dienern verboten iſt, von ſeinem Uebel zu ſprechen? oder wird er weniger an ſeiner Krankheit ſterben, weil die Nachtzettel ſeiner Aerzte Wohlſeyn verkündigen *)?

* * *

---

*) Sed vereor, ne cui de te plus quam tibi credas;
neve putes alium sapiente bonoque beatum:
Neu, si de populus sanum recteque valentem
Dictitet, occultam febrem sub tempus edendi

Der Muth der Wahrheit iſt überall eine erfreuliche Erſcheinung, am meiſten aber in den Umgebungen großer Könige.

Mademoiſelle Anna Le Fevre, die ſich nachmals als Madam Dacier einen Nahmen gemacht hat, war noch der Lehre Calvins zugethan, als ſie dem Könige eines ihrer Werke widmete. Niemand wagte es, ſie und ihr Buch bey dem Monarchen einzuführen, außer dem edeln Herzoge von Montauſier, der ſich freywillig zu dieſem Dienſte erbot. Sein Muth misfiel dem Könige. Er ſagte ihm, er thäte ſehr Unrecht, Hugenotten in Schutz zu nehmen; ſein königlicher Nahme könne nicht an der Spitze des Buches bleiben; ja, er werde alle Exemplare deſſelben wegnehmen laſſen. Da antwortete der Herzog unverzagt: „Beſchützen Ihre Majeſtät die Wiſſenſchaften auf dieſe Art? Können Sie vergeſſen, daß ein großer König kein Frömmler ſeyn darf? Was mich betrifft, Sire, ſo werde ich dem Fräulein le Fevre in Ihrem Nahmen danken, und ihr hundert Piſtolen einhändigen, die mir Ihre Majeſtät nach

---

Dissimules, donec manibus tremor incidat unctis.
Stultorum incurata pudor malus ulcera celat.
Horat. 1 Epist. XVI. 19.

Gutdünken wieder erſtatten oder nicht wieder erſtatten mögen."

* * *

Ein anderer Diener dieſes Königes von gleichem Sinne war der Gros-Canzler Voiſin. Als einſt der König einen großen Verbrecher ſeines Ranges wegen begnadigt hatte, weigerte ſich Voiſin den Begnadigungsbrief auszufertigen. Der König beſtand auf ſeinem Willen, forderte das Petſchaft von ſeinem Canzler und unterſiegelte ſelbſt. Als er aber nach gemachtem Gebrauche das Petſchaft zurück gab, ſchob jener es mit den Worten zurück: Es iſt befleckt; ich nehme es nicht wieder. — Betroffen, aber nicht erzürnt, wirft der König den Gnadenbrief in das Feuer. — „Jetzt, ſagte der Canzler, kann ich das Petſchaft zurücknehmen. Das Feuer reinigt Alles."

* * *

Abraham Marquis dû Quesnk, einer der tapferſten Seemänner, der den geſunkenen Ruhm der franzöſiſchen Marine einen neuen Glanz gab, und ſelbſt den Admiral Ruyter in mehr als einer Seeſchlacht beſiegte, war, wie ſein Va-

ter, ein treuer Anhänger des Evangeliſchen Glaubens. Als ihm Ludwig der Vierzehnte zum Lohne ſeiner Wunden und Dienſte ein Landgut ſchenkte, äußerte er ſein Bedauern, wegen ſeines Glaubens nicht mehr für ihn thun zu können. Dü Quesne antwortete mit der Freymüthigkeit, die einem Manne von ſeinem Verdienſte ſo gut ſteht: „Sire, wenn ich für Ihre Majeſtät in die Schlacht ging, dachte ich nicht daran, daß Sie eines andern Glaubens ſind als ich.“

Nach der Aufhebung des Edictes von Nantes verließ der älteſte Sohn dieſes Mannes, auch ein Mann von Verdienſt, ſein Vaterland, weil er ſich nicht entſchließen konnte, wie ſeine Brüder, den für wahr erkannten Glauben abzuſchwören.

* * *

Der Eroberer von Stenay, Abraham Fabert, war von bürgerlicher Abkunft, ſchwang ſich aber durch ſeinen Muth bis zur Würde eines franzöſiſchen Marſchalls empor. Sein ganzes Leben war eine zuſammenhängende Kette von nützlichen Dienſten und glänzenden Thaten, die Ludwig XIV durch den heiligen Geiſtorden zu belohnen beſchloß. Aber Faberts Geburt ſtand im Weg. Man rieth ihm einen Heraldiker zu Hülfe zu neh-

men, und durch einen Stammbaum, den man ſo genau nicht prüfen werde, eine adliche Abkunft darzuthun. Er antwortete, wie es einem Manne geziemt: Ich habe meine Anſprüche auf das blaue Band öffentlich vor den Augen der Welt geltend gemacht. Reichen dieſe noch nicht hin, ſo mag es ſeyn; aber ich will weder das Anſehen des Ordens, noch meinen eigenen Ruhm auf das Spiel ſetzen."

* * *

Auf die Nachricht von den Greueln der Bartholomäusnacht (die man, um es beyläufig zu ſagen, jetzt als etwas politiſch-nothwendiges, und gar nicht ſehr bedeutendes dazuſtellen bemüht iſt) legte die Königin Eliſabeth und ihr ganzer Hof Trauer an. Der franzöſiſche Geſandte, Salignac, der Oheim des großen Fenelon, bekam den Auftrag, dieſe Begebenheit der Königin in dem günſtigſten Lichte zu zeigen. Er weigerte ſich ihn zu erfüllen, indem er ſagte: „Sire, ich würde mich der Theilnahme an dieſem ſchrecklichen Blutbade ſchuldig machen, wenn ich es zu beſchönigen ſuchte. Ew. Majeſtät müſſen ſich an die wenden, die Ihnen zu der That gerathen haben. Und da dieſe Antwort den König erzürnte, ſetzte er hinzu: Ein König kann mit ſeiner Gewalt einen Edel-

mann unterdrücken, aber nie kann er ihm die Ehre entreiſſen.

Mehrere Statthalter weigerten ſich mit entſchloſſenem Muthe der Ausführung des blutigen Befehls. Nur in Rom jubelte man laut, und der Redner Carl des Neunten, Antonius Muretus, konnte nicht müde werden, ſeine Reden mit dem Lobe jener Nacht zu beflecken, und ſeine claſſiſche Beredſamkeit einer That zu widmen, die, als ein Verbrechen chriſtlicher Fürſten, die Unthaten der Marius und Sylla weit hinter ſich läßt.

* * *

Philipp der Zweyte ſah ſeine Macht an dem Muthe und der Klugheit des Prinzen von Oranien ſcheitern. Was ſeinen Feldherrn in offnem Kampfe nicht gelang, ſollte durch geheime Ränke verſucht werden, und dem Mörder des Prinzen wird eine große Belohnung und hohe Ehre zugeſichert.

Der Monarch von Spanien, Mexico und Peru erkauft den Kopf ſeines Feindes und ſeine eigene Schmach für drittehalb Tonnen Goldes. Auch die Seligkeit war dem Mörder verſprochen. Mehrere hatten umſonſt ihr Leben an dieſem Lohne gewagt; und der, welchem es gelang, wurde ergriffen und hingerichtet. Aber der zugeſagte Lohn

wurde redlich gezahlt. Sein Tod wurde von der katholiſchen Geiſtlichkeit wie der eines Märtyrers gefeyert; und an mehr als Einem Orte der Ambroſianiſche Lobgeſang angeſtimmt. Die Familie des Meuchelmörders aber wurde in den Adelſtand erhoben, mit dem Vorrechte, daß dieſer Adel auch durch die Weiber vererben ſolle. Dieſes ſtolze Vorrecht genoß ſie ungekränkt, bis Ludwig der Vierzehnte ſie zu beſteuern befahl. Umſonſt zeigten ſie ihren Adelsbrief vor. Der Intendant der Provinz, Herr von Vanolles, der eine würdigere Vorſtellung vom Adel hatte, als der Sohn Carls des Fünften, warf jenes Denkmal der Niederträchtigkeit auf die Erde, und trat es mit Füſſen. Von jener Zeit an wird der Adel nicht mehr durch die Familie Gerard befleckt.

* * *

Als Heinrich der Dritte, während des Bannes, von einem fanatiſchen Prieſter ermordet worden war, wurde das Bild des Mörders zur öffentlichen Verehrung auf den Altären ausgeſtellt, und man ging damit um, ihm eine Bildſäule in der Kirche Notre-Dame zu errichten. Ausſchweifend war die Freude des Papſtes. Er hielt ſogleich ein Conſiſtorium, in welchem er die Ermordung des Königs als eine der außerordentlichſten

Thaten prieß, die nur durch eine bewundernswürdige Leitung Gottes habe gelingen können; und während er den Mörder weit über Judith und Eleazar erhob, erkühnte er ſich ſeine That mit dem Geheimniße der Menſchwerdung des Wortes und der Auferſtehung zuſammenzuſtellen. Zugleich erklärte er den ermordeten König der Ehren für unwerth, die andern Königen nach ihrem Tode erwieſen werden. Denn, ſagte er, die heilige Schrift verbietet für diejenigen zu beten, die, wie dieſer König, in der Sünde gegen den heiligen Geiſt geſtorben ſind.

* * *

Derſelbe Papſt, Sixtus der Fünfte, ſchickte einen Legaten nach Frankreich (1589), um einen König zu ernennen, der dem Vater der Chriſtenheit gefiele. So wenig war die Legitimität an einem Hofe geachtet, der zu allen Zeiten Kaiſer und Könige nach Gutdünken abgeſetzt, und Uſurpatoren, die ihm gefielen, beſtätigt hatte, aber demohngeachtet für die ſicherſte Stütze und Schutzwehr der Thronen gehalten ſeyn will. Die Truppen der Liga begleiteten ihn.“ „Es iſt unmöglich, ſagt ein Geſchichtſchreiber jener Zeit, die Ausſchweifungen zu beſchreiben, die man unterwegs beging. Die Soldaten, die den Ausſpender der

Ablässe in ihre Mitte hatten, machten ohne Scheu die Religion lächerlich, für deren eifrigſte Vertheidiger ſie ſich ausgaben, und ſcherzten über Unthaten, vor denen die Natur erröthet. Die Gefälligkeit des Cardinals (Gantano) bekräftigte ſie in dieſem ungeheuern Thun. Alle Tage gab er ihnen die Abſolution, und zeigte ihnen, als Streitern der Kirche, den Himmel offen." Dugour Historie secrète de Henri IV. p. 139. Vergl. Du Thou I. 98.

* *
*

Nach dem Siege der Stuarts über den Herzog von Monmouth (1685), hielt der Despotismus eine reiche und blutige Ernte. Aber nicht die Hinrichtung der Tauſende, die vor Jefferies Richtſtuhl gezogen wurden, auch nicht die Verarmung ſo vieler Familien war die ſchlimmſte Wirkung der grauſamen Rache des Siegers. Die Verwirrung aller Grundſätze der Sittlichkeit war etwas weit ſchauderhafteres. Eine Frau von Stand, die zu ihrem Unglücke eine Wiedertäuferin war, hatte aus Mitleiden einen der Aufrührer bey ſich verſteckt. Dieſer Nichtswürdige zeugte gegen ſie; ſie wurde verbrannt, und ihrem ſchändlichen Verräther wurde das Leben geſchenkt. Eine andere, deren Sohn unter dem Heere des Königes gegen

den Herzog von **Monmouth** gefochten hatte, wurde dennoch hingerichtet, weil ſie einigen Flüchtlingen eine Freyſtatt in ihrem Hauſe nicht hatte verſagen wollen. Dagegen wurde der von Blute triefende Jefferies mit der Würde des Groskanzlers bekleidet, und zum Pair des Reichs erhoben. So wurde die Gerechtigkeit unter dem letzten Stuart gehandhabt!

* *
*

Selbſt Ludwig dem Vierzehnten galt bey Beſetzung eines Thrones der Wille der Völker etwas. Als er nach dem Tode Carl des Zweyten den Herzog von Anjou ſeinem Hofe als König von Spanien vorſtellte, ſagte er: „Hier, meine Herrn, ſehen ſie den König von Spanien. Die Natur hat ihn dazu gemacht, der verſtorbene König hat ihn ernannt, **das Volk verlangt ihn**, und ich gebe meine Einwilligung.“

* *
*

Fürſtliche Lehren.

Als Friedrich der Groſze den jungen Herzog von Wirtemberg von ſeinem Hofe entlieſz, um die Regierung ſeiner Lande anzutreten (1744), gab er ihm, als ſein väterlicher Freund, folgende Lehren mit:

„Glauben Sie nicht, daß das Wirtemberger Land um Ihrentwillen geſchaffen iſt, ſondern vielmehr, daß die Vorſehung Sie hat auf die Welt hat kommen laſſen, um die Bewohner dieſes Landes glücklich zu machen. Ziehen Sie immer die Wohlfarth Ihrer Unterthanen Ihrem eigenen Vergnügen vor, und wenn Sie die Kraft haben, in ihrem jetzigen Alter Ihre eignen Begierden dem Beſten Ihrer Unterthanen zu opfern, ſo werden Sie die Freude Ihres Landes und die Bewunderung der Welt ſeyn.“

„Sie ſind das Haupt der bürgerlichen Religion Ihres Landes, die in der Rechtſchaffenheit und allen ſittlichen Tugenden beſteht. Es iſt Ihre Pflicht, die Ausübung dieſer Tugenden zu befördern, vornemlich die der Menſchlichkeit, welche die Cardinal-Tugend jedes denkenden Weſens iſt. Die übernatürlichen Lehren überlaſſen Sie dem Höchſten. In Rückſicht dieſer Gegenſtände ſind wir Alle blind, und in mannichfaltigem Irrthum befangen. Wer von uns iſt verwegen genug, um über den rechten Weg zu entſcheiden?“

„Hüten Sie ſich alſo vor dem Fanatismus, welcher Verfolgungen erzeugt. Wenn wir armſeligen Sterblichen dem höchſten Weſen gefallen können, ſo iſt dieß nur möglich durch das Gute, das wir über die Menſchen verbreiten, nicht durch Gewaltthätigkeiten, die wir gegen eigenſinnige Köpfe aus-

üben. Wenn auch die wahre Religion, welches die der Menſchlichkeit iſt, Sie nicht zu dieſem Betragen verpflichtete, ſo muß Ihre Politik es thun. Den alle Ihre Unterthanen ſind Proteſtanten. Die Duldung wird Sie zu Ihrem Abgotte, die Verfolgung zu ihrem Abſcheu machen."

„Sie werden überall Leute finden, die Ihnen ſchmeicheln, und die ſich alle Mühe geben, Ihr Vertrauen zu gewinnen, um Ihre Gunſt zu misbrauchen, und Sie dann ſelbſt zu beherrſchen. Sie werden noch eine andere Gattung von Menſchen finden, die Ihnen die Kenntniß Ihrer Angelegenheiten zu entziehen ſuchen, um nach Gutdünken damit zu ſchalten; die bey den leichteſten Dingen Schwierigkeiten erheben, um Ihnen die Arbeit zu verleiden; und Sie werden bey dieſen einen ganz fertig entworfenen Plan wahrnehmen, Sie in der Vormundſchaft zu halten, und zwar unter dem beſten Schein, und auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe für Sie."

„Seyn Sie feſt in Ihren Entſchließungen. Ehe Sie einen Entſchluß faſſen, wägen Sie das Für und Wider mit Sorgfalt ab; aber haben Sie Einmal Ihren Willen erklärt, ſo ändern Sie ihn nicht. Außerdem läuft Ihr Anſehn Gefahr ein Spiel zu werden, und man wird Sie für einen Mann halten, auf den man nicht rechnen darf." u. ſ. w.

* * *

Politiſche Krankheitsſymptome.

Es gibt kein ſichreres Kennzeichen von der nahen Aufloͤſung einer Macht, als wenn ſie das Schwerd zur Unzeit ſchwingt, und erſt, nachdem ſie den Arm erhoben hat, inne wird, daß es nicht Zeit dazu war. Wie der ploͤtzliche Wechſel von Zorn und Reue, von Drohungen und Bitten auch den Privatmann um ſein Anſehn bringt, ſo iſt eine Regierung unausbleiblich der Geringſchaͤtzung Preiß gegeben, wenn ihre Schritte von fieberhaften Leidenſchaften gelenkt werden. Verſteht es der Gegner, den Anfaͤllen des Fiebers auszuweichen, ſo iſt er in den Zwiſchenraͤumen der Schwaͤche, deren beſtimmtes Eintreten er berechnen kann, ſeines Sieges gewiß.

Welche Symptome gingen in England vor dem Untergange der Monarchie voraus? Folgeloſe Kuͤhnheit in der Aufloͤſung mehrerer Parlamente, und der Verletzung des Eigenthums; unverdankte Nachgiebigkeit in der Beſtaͤtigung der Petition of rights; Eigenmaͤchtigkeit einer Miniſterregierung, die der oͤffentlichen Meinung trotzte, ohne ihre Macht zu berechnen; unverſtaͤndige Verachtung von Gegnern, deren Huͤlfe man doch bald genug anſprechen mußte; dieſes und vieles Andere was, wie ſchlimmes Unkraut, um den wankenden Thron eines ohnmaͤchtigen Despotismus wuchert,

kündigte jene Umwälzung an, die mit der Hinrichtung eines Miniſters begann, und mit dem Umſturze des Throns und der Enthauptung des Königes endigte.

Aehnliche Erſcheinungen hat Frankreich gezeigt. Das lit de justice (1788), auf welches die Verbannung des Parlamentes folgte; die Zurückberufung deſſelben Parlamentes nach wenigen Wochen; die gewaltſame Einregiſtrirung der königlichen Edicte und ihre freywillige Zurücknahme; die Einführung der cour plenière und ihre Aufhebung nach Verlauf einiger Monate; das gezwungene Geſtändniß der unbezahlbaren Schuld; der ſchnelle Wechſel rathloſer Miniſter — dieſes Schwanken des Regierungskörpers zwiſchen krampfhafter Stärke uud hülfloſer Schwäche ließ die furchtbaren Kriſen erwarten, denen die Monarchie und der wohlwollendſte der Könige endlich unterlag.

* * *

Virtus post numos.

Brief an den Herausgeber der Weimariſchen Zeitung.

Einer Ihrer Correſpondenten hat bey Gelegenheit des Zoll- und Mauth-Weſens (im 95. St. 1819) einige Fragen aufgeworfen, die offenbar

eine ſatyriſche Abſicht haben, mit denen er aber bey Leuten, die etwas tiefer eindringen, ſeinen Zweck verfehlt. Wenn er zum Beyſpiel die Frage aufwirft, ob wohl einige Dutzend Fabricanten mehr werth wären, als einigee Millionen andere Einwohner? ſo wird kein gründlicher Finanzmann Anſtand nehmen mit Ja zu antworten, wenn jene Fabricanten dem Staate mehr einbringen. Die Sache iſt klar, ſo bald man den richtigen Punkt in's Auge faßt, und nicht als ein Phantaſt das vermeintliche Wohl der Menſchheit in die Luft oder auf Sand baut. Es iſt wahrhaftig einmal Zeit, daß wir Deutſchen den Träumen und Kindereyen der Philanthropen entſagen, und lieber bey einem Volke in die Schule gehn, das uns täglich Beweiſe von ſeiner tiefen Einſicht in das innre Mark des Lebens gibt, und es damit in Oſten und Weſten weiter gebracht hat, als wir es je mit allem unſern Cosmopolitismus bringen werden. Aber einem rechten Britten fällt es auch nicht ein, den Werth eines Mannes nach dem zu ſchätzen, was er iſt, oder bey der bekannten Frage: Was iſt der Mann werth? an etwas anders, als an ſein Geld und Gut zu denken. Für andere Arten von Verdienſt gibt es keinen Maasſtab; während das Geld, als der allgemeine Maasſtab für alle Arten des Werthes, das Urtheil über die Menſchen ſogleich fixirt. Daß ſich der Britte hierin mit noch

andern Völkern begegnet, die den Werth ihrer Güter nach der Anzahl der daran gebundenen Seelen, und dieſe nach dem, was ſie einbringen, ſchätzt, beweißt die Richtigkeit ſeiner Anſicht. Wenn nun dort etwa zehn- oder zwanzig-tauſend gemeine Seelen, die Seele zu dem Werthe eines Thalers angeſchlagen, erforderlich ſind, um Eine vornehme Seele in der Hauptſtadt oder auf Reiſen mit Anſtand zu erhalten, ſo kann man es doch wahrhaftig in Deutſchland nicht unbillig finden, wenn einige Dutzend Fabricanten, die nur den Beutel ihrer Mitbürger in Anſpruch nehmen, zu ihrem Gedeihen einige Millionen Menſchen brauchen, die keine Fabricanten ſind, und man muß auf alle Weiſe den Staat loben, der ihren Wünſchen, trotz dem eigennützigen Geſchrey der Menge, zu Hülfe kömmt. Doch dieſes nur beyläufig. Mit Uebergehung der übrigen Fragen Ihres Correſpondenten, will ich mich jetzt nur an die verfänglichſte von allen halten: Ob nemlich das Mauth- und Zoll-Weſen die Ehrlichkeit und Moralität der Völker befördere? — Eh' ich indeß tiefer auf dieſe Fragen eingehe, wird mir ihr Correſpondent erlauben, meiner Seits zu fragen, ob ſich wohl der Staat um die Ehrlichkeit und Moralität ſeiner Bürger anders zu bekümmern habe, als in ſofern dieſe bey der Verletzung ſeiner Geſetze concurriren; in ſofern er alſo in gewiſſen Fällen das Gegentheil

der Ehrlichkeit zu beſtrafen hat? Gibt ihm dieſes ſchon, wie bekannt, alle Hände voll zu thun, wie ſoll er ſich in aller Welt noch damit abgeben, Ehrlichkeit und Moralität in Gang zu bringen, oder bey jeder Einrichtung, die er machen will, lange nachzuforſchen, ob dadurch Ehrlichkeit und Moralität befördert werde? Ja, man kann auch wohl, ohne Gefahr der Paradoxieſucht beſchuldigt zu werden, noch weiter fragen, ob eine Regierung, die ſich ein ſolches ſchimäriſche Ziel ſetzen wollte, und es auch wirklich erreichte, ſich nicht ſelbſt aufheben würde? Was ſollte denn um des Himmelswillen, aus allen unſern Stadt- und Land-Gerichten, aus den Appellations-Höfen, den Cammergerichten, den Polizeyämtern, den Advocaten, Procuratoren, Notarien und Schreibern werden, wenn der veraltete Grundſatz „ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann“ das Leben durchdränge, und alle Geſchäfte nach der chriſtlichen Vorſchrift, im feſten Vertrauen auf die gegenſeitige unverbrüchliche Ehrlichkeit, mit Ja, Ja! Nein, Nein! abgemacht würden? Wollte Jemand ſagen, der Staat ſtrebe ja doch allerdings nach Beförderung der Ehrlichkeit, indem er die Unehrlichen ſtrafe, um die ihnen Gleichgeſinnten von dem böſen Wege ab- und in den guten hineinzuſchrecken; ſo müſſen wir es nur geradezu für einen groben Irrthum und alten Weiberglauben er-

klären, wenn man unſrer ſehr achtbaren Criminal-Juſtiz ſolche moraliſche Abſichten unterlegt. Man muß die Geſchichte der Menſchheit ſchlecht inne haben, wenn man nicht weiß, daß Schaffotte und Zuchthäuſer die Aecker ſind, auf denen die Verbrechen am üppigſten aufſchießen; ſo daß ſich zum Beyſpiel, im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, die Zahl der Hexen und Zauberer in dem Maaße vermehrte, als man von dieſem Gezüchte verbrannte. In dem Lande, wo man Diebſtahl und Gaunerey am unerbittlichſten beſtraft, in England, iſt bekanntlich immer der eine Dieb, welcher ſo eben als ein ſtummer Bußprediger auf die Leiter geſtellt wird, in dem Augenblicke, wo er für ſeine Unvorſichtigkeit büßt, von einer Menge Anderer umgeben, die ſich im Uhrenausziehn, Beutelſchneiden und Taſchentücherſtehlen üben, um mit der Zeit, wenn ſie die Reihe trifft, auf gleiche Weiſe erhöht zu werden. Und iſt es etwa ein ſo ſeltner Fall, daß die liederliche Dirne im Spinnhauſe Sünde predigt? oder daß der, der als ein Schelm in das Zuchthaus kömmt, es als ein Schurke verläßt? Hat man nicht ſogar Richter geſehn, die, während ſie mit der Rechten einen beſtochnen Polizeyreiter dem Büttel übergaben, die Linke nach einem Geſchenke ausſtreckten, das ihnen ein Beklagter bot, um die fehlenden Gründe ſeiner Schutzſchrift zu ergänzen? Und doch behaup-

tet Ihr, daß die Strafe als Beyſpiel ſchrecken, und ehrliche Geſinnungen befördern ſoll! Hieran denkt zuverläſſig kein tüchtiger Criminalrichter, der ſein Amt vollkommen erfüllt hat, wenn er den Delinquenten in die Hände des Scharfrichters geliefert hat, und dann das Uebrige ruhig den Predigern und Schulmeiſtern überlaſſen darf. So gewiß iſt es alſo, daß die Abſicht der Menſchen- und Sitten-Verbeſſerung gar nicht in dem Weſen unſrer Staaten liege, und daß die den Regierungen gemachte Zumuthung, Ehrlichkeit und Moralität zu befördern, unter die Ausgeburten unſrer phantaſtiſchen Zeit gehört.

Ich könnte es nun allerdings hierbey bewenden laſſen, indem die Frage Ihres Correſpondenten ſchon durch dieſe Bemerkungen ſo gut als beantwortet iſt. Da es aber unglücklicherweiſe jetzt ſo viele Menſchen gibt, die durchaus nicht begreifen wollen, daß die allgemeine Staats-Moral von dem, was im gemeinen Leben Moral heißt gänzlich verſchieden iſt, ſo will ich mir, um des allgemeinen Beſten willen, die Mühe nicht verdrießen laſſen, noch etwas weiter auf jene Frage einzugehn. Ihr meint wohl, kann ich die kecken Tadler nützlicher Einrichtungen fragen, daß, weil in einem mit Zollhäuſern, Schlagbäumen und Mauthnern umzäunten Staate eine Menge Defraudanten, Smuggler und Conterbandirer ertappt

wird, die Zoll- und Mauth-Einrichtung es ſey, was die Leute zu Dieben macht? Warum ſagt Ihr nicht auch, das fünfte Gebot mache Mörder und das ſechſte Ehebrecher? Wenn eine Regierung für gebührenden Pacht ein Lotto erlaubt, heißt ſie darum den Dienſtboten ihre Herrſchaft beſtehlen, um ſich Looſe zu kaufen? oder wenn ſie Spiel- und H....häuſer privilegirt, zwingt ſie dadurch ihre Unterthanen hineinzugehen, um ihr Geld und ihre Geſundheit darinne zu verliehren? Treibt denn das Zollgeſetz irgend einen Menſchen über die Grenze, um verbotenes Gut einzuſchwärzen? oder thut es nicht ganz ausdrücklich das Gegentheil, indem es durch Galgen und Rad dem Geſetze Nachdruck gibt? Iſt es nicht alſo klarer als der Tag, daß die Uebertreter des Geſetzes Diebe von Haus aus ſind, die nur auf die günſtige Gelegenheit gewartet haben, ihrem laſterhaften Triebe Genüge zu leiſten? Und nun frage ich weiter, mit vollkommener Conſequenz, ob nicht ein offener Feind beſſer ſey als ein heimlicher? und ob folglich ein Staat ſeinen Bürgern nicht die größte Wohlthat erzeige, wenn er durch einträgliche Inſtitute die heimlichen Gauner an's Licht bringt? Setzt nicht ſo eine kluge Hausfrau ihr Geſinde auf die Probe, indem ſie abſichtlich Geld verzettelt? oder wird ein Hund anders als durch zweckmäßige Lockungen zu dem Verbotenen gebildet und abgerichtet? Ganz

im Sinne dieſer bewährten Erziehungsmethode pflegen auch kluge Viſitatoren von Zeit zu Zeit in der Strenge ihrer Aufſicht nachzulaſſen, um die Smuggler ſicher zu machen, weil bey conſequenter Strenge leicht die Furcht über die böſe Begierde obſiegen könnte. Was aber iſt eine Ehrlichkeit, die nur an der Furcht hängt? und iſt es nicht dem Staate unendlich mehr werth, ſeine Spitzbuben zu kennen, damit er ſie ſtrafen kann, als ſich mit Tuckmäuſern zu plagen, die herzlich gern ſtöhlen, wenn ſie ſich nicht zu fürchten hätten? Wollte man ſagen, daß ja auf dieſe Weiſe die Regierung mit ihren Unterthanen den Mephiſtopheles ſpiele, ſo bemerke ich dagegen, daß die Regierung das Gewiſſen ihrer Diener, der Zöllner und Mauthner, nicht zu vertreten braucht, und daß ſie genug gethan hat, wenn ſie das Smuggeln unter nahmhafter Strafe verbietet. Ueberdieß möchte ich wohl wiſſen, wie in unſeren von Grund aus verderbten Zeiten eine Regierung beſtehen könne, wenn ſie nicht ihren Agenten geſtatten will, das, was ihr den Mephiſtopheles nennt, bisweilen zu ſpielen? Sollten etwa auch den Criminalrichtern, denen die leidige Aufklärung ein Mittel zu gründlicher Erforſchung der Wahrheit nach dem andern entriſſen hat, die verfänglichen Fragen verboten werden? oder hätten die Engliſchen Miniſter warten ſollen, bis die Verſchworenen in ihrem Speiſe-

zimmer ſtanden, um ſie über ihrer Schildkröten-ſuppe zu ermorden, ſtatt, wie es die Klugheit gebietet, durch verkappte Diener die Rebellen zu täuſchen und ihre böſen Geſinnungen aus ihrem radicalen Verſteck hervorzulocken? Hier iſt der Klügſte, wer zu ſeinem Zwecke gelangt; und Ihr werdet doch wohl die Klugheit nicht verachten, oder ihren alten Thron umſtürzen wollen, wie Ihr es bekanntermaaßen mit allen alten und ehrwürdigen Thronen machen möchtet. — Schließlich will ich noch zu gänzlicher Beſchämung Ihres Correſpondenten fragen, ob man denn die Ehrlichkeit nicht befördere, wenn man denen, die ſie beſitzen, Gelegenheit verſchafft, ſie zu bewähren und kund zu thun? und ob dieſes wohl beſſer geſchehen könne, als da, wo der Reizungen zur Unehrlichkeit recht viele ſind? Iſt es nicht lächerlich, ſich ſeiner Ehrlichkeit zu rühmen, wenn man keine Gelegenheit zum Gegentheil hat? eben als wenn ein Soldat, der nie aus der Garniſon gekommen, ſeine Tapferkeit, oder eine misgeſtaltete Jungfrau ihre Keuſchheit rühmen wollte! Aber mitten unter Zöllnern und Sündern ſich rein erhalten; durch die Dornenhecken der Douanen zu gehen, ohne etwas anderes darinn hängen zu laſſen als den Zollſatz und die Gebühr — das heißt doch wohl ſeine Ehrlichkeit wie Gold im Feuer bewähren! Blieben nun auch ſolcher Bewährten am Ende nur Wenige

übrig, ſo ſind ſie um deſto ſchätzbarer, und können, eben wegen ihrer Seltenheit, deſto eher als Muſter dienen. Und iſt eine ſolche Muſterhaftigkeit dann nicht das Verdienſt ſo weiſer, und zugleich auf Finanzvortheil ſo gründlich berechneter Einrichtungen, die man nicht verdächtig machen kann, ohne ſich ſelbſt höchſt bedenklicher radicaler Abſichten verdächtig zu machen?

Ich bin achtungsvoll

Ihr

ergebenſter

Telonophilos.

VIII.

M i s c e l l e n.

Miscellen.

1. Man hat dem großen und tiefſinnigen Machiavell oft die Kälte vorgeworfen, mit der er die Grundſätze einer Regierungskunſt beſchreibt, die zu ſeiner Zeit nur allzu gewöhnlich war. Aber eben in dieſer Kälte zeigt ſich die Grosartigkeit ſeines nach den Muſtern der Alten gebildeten Characters. Eben ſo erzählt Xenophon den ſchändlichen Verrath des Tiſſaphernes, durch den das helleniſche Heer ſeiner Anführer beraubt wurde, mit der größten Ruhe, ohne ſeinem Unwillen auch nur durch ein Beywort oder einen Ausruf Luſt zu machen. Es ſchien ihm genug, das Schändliche hinzuſtellen, wie es war, und wie es ſich zugetragen hatte; den Commentar erwartete er von dem ſittlichen Gefühle eines jeden Leſers, und er konnte überzeugt ſeyn, in einer Zeit, wo die Caſuiſtik noch nicht erfunden war, die Hinterliſt und Meineid zu Tugenden geſtempelt hat, Uebereinſtimmung mit ſeinem Gefühle zu finden. Dieſe ſcheinbar Kaltſinnigen rechneten auf leichtentzündete Herzen, und es mochte ihnen unmöglich ſchei-

nen, daß Hellenen das Gute anders als mit Luſt, das Schändliche anders als mit Unwillen hören könnten. So ſpricht ihre Kälte in der That eine höhere Achtung menſchlicher Würde aus, als die beredteſten Declamationen hätten thun können. Auch Tacitus iſt oft ſo grosartig kalt.

2. Der Krieg iſt ohne Zweifel ein großes Uebel; aber ein noch größeres iſt der Friede, welcher zur Unterdrückung der Völker gemisbraucht wird. Dort ſind Güter und Leben gefährdet; hier ſteht dasjenige auf dem Spiel, ohne das Güter und Leben keinen Werth haben. Die Gefahren des Krieges ſind vorübergehend und ſtreifen nur einzelne Blüthen ab; die Uebel eines ſervilen Friedens greifen die Wurzel an.

3. Das Verfahren der Blutmenſchen in der Revolution, das Blutgerüſt zu einer Münzſtätte zu machen, war keine neue Erfindung. Die dreyßig Tyrannen zu Athen, die Triumvirn in Rom, auch einige Kaiſer kannten ſie ſchon. Vor Robiespierre und Marat aber hatten ſich die Sieger von America und die Statthalter von Oſtindien der alten Erfindung bemächtigt, und ſie nach einem Maasſtabe ausgebildet, der in Europa, auch bey dem ſchlimmſten Willen, keine Anwendung litt." Beabſichtigte Rebellionen, ſagt Burke*), ſind

*) Speech on Mr. Foxe's East-India Bill.

ein ſtehender Artikel unter den Hülfsquellen der Oſtindiſchen Compagnie. Wenn man glaubt, daß ſich irgendwo Geld aufgehäuft habe, ſo werden die Einwohner regelmäßig der Empörung angeklagt, bis ſie zugleich von ihren Gütern und der Anklage befreyt werden. Dieſe Befreyung gibt indeß keine lange Sicherheit. Sie kann erneuert werden, und wenn ſie nicht mehr abgekauft werden kann, ſo endigt der Proceß mit der Eroberung des Landes, dem Umſturze des Throns, und vielleicht dem Tode ſeines Beſitzers."

4. Die Zwietracht, die nach Arioſto in einem Kloſter wohnt, und in den Verſammlungen der Mönche den Vorſitz führt, hat von dem Augenblicke an ihren Thron in der chriſtlichen Kirche aufgeſchlagen, wo dieſe ihre Herrſchaft durch eine Hierarchie befeſtigte. Die ſchleichende Tücke des böſen Geiſtes weiß von Allem Nutzen zu ziehn; und wie er durch Stolz fiel, ſo iſt auch Stolz und Hochmuth die vorzüglichſte Handhabe, durch die er die Menſchen an ſich reißt. Von allen Arten des Stolzes iſt der geiſtliche der monſtröſeſte, und ſeine Wirkungen die ungeheuerſten. Wie viel Blut hat dieſer Dämon vergoſſen! wie viele Scheiterhaufen hat er angezündet! wie viele ruhige Bürger hat er aus ſeiner Heimath vertrieben und dem Untergange Preiß gegeben! Iſt es wohl Unrecht

zu ſagen, daß die Hölle die reichſte Ernte auf dem Acker Chriſti gehalten hat? Und predigt nicht die ganze Geſchichte der Kirche dieſe furchtbare und ſchmerzliche Wahrheit?

5. Man hat öfters bemerkt, daß die Urheber ſogenannter Ketzereien Menſchen von ausgezeichnetem Geiſt und Character geweſen ſind. Dieſer einzige Umſtand enthält den Grund ihrer Verdammung, und der ganze übrige Index ihrer Irrthümer kann als unnütz angeſehen werden. Der Grundſatz der Epheſiſchen Politik *), und das Syſtem, das der letzte Tarquinius gegen die Edeln der Gabier befolgte, iſt zu allen Zeiten das Syſtem des religiöſen, wie des politiſchen Fanatismus geweſen.

6. Der Unterſchied, welcher illegale Handlungen von unſittlichen trennt, iſt eine eherne Mauer, durch die das Urtheil des Gerichts von der ſittlichen Beurtheilung geſchieden wird. Ueber die bürgerliche Strafbarkeit einer Handlung entſcheidet das geſchriebene Geſetz; über ihre ſittliche, Gott und das Gewiſſen des Menſchen.

Charlotte Corday iſt von den Feinden der Revolution als eine Märtyrerin hochgeprieſen worden. Dennoch war ihre That ohne Zweifel

*) Diogen. Laert. Vit. Philos. IX. 2. Nemo de nobis unus excellat.

ein Verbrechen, und ihre Beſtrafung vollkommen rechtmäßig. Kein Einzelner ſoll ſich zum Richter über einen Andern ſetzen; keiner ſoll morden, weil er glaubt, daß der Mord Nutzen ſtiften könne. Epaminondas, obgleich voll glühender Liebe für Vaterland und Freyheit, trug dennoch Bedenken, einen Tyrannen oder ſeine Mitſchuldigen ohne geſetzliche Form hinzurichten, um ſeinem Vaterlande die Freyheit wieder zu verſchaffen. Dieſe Geſinnung war ſeiner würdig.

Charlotte Corday, welche ſich überredet hatte, daß der Friede und die Rettung ihres Vaterlandes an Marats Tode hinge, glaubte ſich opfern zu müſſen, um das Glück und die Freyheit von Frankreich herzuſtellen. Die feſte Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit ihrer That, das Bewußtſeyn, ſie frey von allen äuſſeren Einflüſſen, ohne Hofnung eines andern Lohnes als des Todes zu begehen, zeichnete ihre That ruhmvoll aus, ohne ſie dadurch rechtmäßig zu machen. Als Balthaſar Gerard, auf die Achterklärung des Königs von Spanien hin, den Prinzen von Oranien ermordete, da war es nicht der innere gewiſſe Geiſt, der ihn trieb; es waren die Verheißungen ſeines Beichtvaters, es war die Hofnung, ſich nach der That zu retten, und ſich dann des Soldes und der Ehre zu erfreuen, die dem Mörder verheißen war.

In dieſen beyden Fällen liegt der Unterſchied klar vor Augen; in vielen Aehnlichen iſt uns das Triebwerk der Handlung verhüllt. Gott aber kennt es, und er wird richten, aber nach einem andern Maasſtabe, als den der menſchlichen Kurzſichtigkeit.

* *
*

7. Seinen Gegner des Verbrechens anklagen, deſſen man ſelbſt ſchuldig iſt, iſt ein Kunſtgriff der Hölle, der ſich in ſtürmiſchen Zeiten immer geltend zu machen weiß. Der Unterdrücker klagt dann den Unterdrückten, weil er Widerſtand leiſtet, der Gewaltthätigkeit an; wie der Bandit Mörder! Mörder! ruft, wenn ihm das beſtimmte Schlachtopfer den Dolch aus der Hand gewunden hat. In den Augen willkührlicher Menſchen gibt es allerdings kein größeres Verbrechen, als Leben und Freyheit gegen ſie zu vertheidigen. Da wiederholt ſich immer die Raſerey des Fimbria, der ſeinen Feind anklagte," weil er ſich nicht habe niederſtoßen laſſen (quod ferrum non recepisset.)

8. Der Wunſch der Eltern, ihren Kindern ein Erbtheil zu hinterlaſſen, iſt zu allgemein und zu tief gewurzelt, als daß er ein erkünſtelter ſeyn ſollte. Ein Erbtheil, das unverkümmert auf Kinder und Enkel übergeht, und wie ein Denkmal der Liebe

und Rechtlichkeit der Vorfahren von einem Geſchlechte für das andre bewahrt wird, trägt auch zur Erhaltung einer rechtlichen Denkungsart und eines ordentlichen Lebens bey; daher in den alten Staaten nichts ſchimpflicher war, als das Erbtheil ſeiner Väter verſchwendet zu haben. Wen ein ſichrer Beſitz ſeines Unterhaltes gewiß macht, der wird in allen Fällen feſter auftreten, als derjenige, welcher lediglich auf ſeine Fähigkeiten, ſeine Gewandheit und Induſtrie gewieſen iſt; und da er ein ehrenvolles Ziel auf geradem Wege erreichen kann, ſo wird er ſich ſeltner auf die Schleifwege des ungewiſſen Glückes verlocken laſſen. Daher hat der Adel, welcher auf Erbgütern ruht, auch eine ſittliche Grundlage, welche dem bloßen Geburts-Adel fehlt. Es iſt aber auch offenbar, daß wenn ſich bey einem Volke die feſten Beſitzungen in wenigen Händen anhäufen, ſo daß die größere Anzahl genöthigt iſt, mit dem Winde des Zufalls zu ſegeln, bey dieſer Ungewißheit ſeiner Exiſtenz, die Speculations- und Spiel-Sucht in ihrem weiteſten Umfange, der feile Geiſt der Verkäuflichkeit, die Gaunerey, und damit zugleich ein ungeregelter Hang nach Genuß, dann Neigung zum Aufruhr, Verachtung der Geſetze und Obrigkeit von Tag zu Tag auf das furchtbarſte wachſen wird, bis endlich alles Beſtehende in der Charybdis einer Revolution untergeht.

9. Die ſchlechte Meinung, die manche Menſchen von Andern haben, iſt weniger die Frucht ihrer Erfahrungen, als der Reflex ihres eignen Bildes, das ihr Gewiſſen ihnen, wie ein Hohlſpiegel, außerhalb zeigt.

10. In der Welt wollen die Meiſten für etwas genommen ſeyn, was ſie nicht ſind; der Dummkopf für einen Mann von Geiſt, der Pedant für einen Weltmann, der Geizige für freygebig, der Falſchſpieler für einen ehrlichen Mann. Wer dieſe Maskirung auf dem Carneval der Welt nicht gelten laſſen will, ſondern jeden mit ſeinem wahren Nahmen anredet, wird mit Fußtritten auf die Gaſſe geworfen.

11. Wie viele große Menſchen ſind von ihren Zeitgenoſſen an den Schandpfahl geſtellt worden, der ſich ſpäter für ſie in eine Ehrenſäule verwandelte. Wurde nicht Chriſtus gekreuzigt? und was iſt eine Trajanus-Säule mit aller ihrer Pracht gegen das in allen Theilen der Welt erhöhte und angebetete Holz des Kreuzes?

12. Wer kann ſich einbilden, daß Chriſtus den Foltern eines heiligen Officiums hätte entgehen können? In Spanien hätte man ihn zu Ehren der allein ſeligmachenden Kirche verbrannt, und in Rom in den Kerkern der Engelsburg umkommen laſſen. Meint Ihr ſeine Wunder hätten ihn geſchützt? Sie ſchützten ihn auch bey ſeinen

Zeitgenoſſen nicht; und nach den Grundſätzen der Kirche kann die Aechtheit eines Wunders nur aus der Aechtheit der Lehre des Wunderthäters beurtheilt werden. Und wer mag glauben, daß Chriſti Lehre mit der Dogmatik und Moral der Theologen des h. Officiums übereingeſtimmt habe?

13. Wer für eine Meinung leidet, welche wir billigen, heißt uns ein Märtyrer; im entgegengeſetzten Fall iſt er uns ein Böſewicht, ein Fanatiker. Schwärmer heiſſen die, die ſich für eine uns gleichgültige Meinung in Gefahr begeben. So iſt es in der Religion und in der Politik.

14. Der Sache eines rechtſchaffnen Mannes wird man unter Weltleuten am meiſten ſchaden, wenn man ſich ihrer mit allzuſichtbarem Eifer annimmt. Ueberhaupt iſt da die Lebhaftigkeit bey allen nützlichen Dingen, die man fördern will, ſchlecht angebracht. Nur das Phlegma kömmt hier zum Ziel, das einen Gedanken zur rechten Zeit hinzuwerfen verſteht, dann wieder darauf zurück kömmt, und immer wieder, aber jedesmal ohne Accent und Nachdruck. So hölt am Ende der Tropfen den Stein doch aus. Trittſt du aber mit Feuer für eine gute Sache auf, ſo weiß gleich Jeder einen eigennützigen Grund zu entdecken, der dich beſeelt, und ſogleich werden alle Löſchanſtalten in Bewegung geſetzt. Das Sprichwort Festina lente muß hierbey, wie in allen Dingen, der

Wahlſpruch eines Jeden ſeyn, der es in der Welt zu etwas bringen will.

15. Wie die Perſer ihre Kinder in die Schule ſchickten, um Gerechtigkeit zu lernen, ſo ſollte man in einigen Ländern Schulen anlegen, wo die Jugend gelehrt würde, Ungerechtigkeit und Unbilden zu ertragen. Dem Erwachſenen kömmt die Lehre zu ſpät. Aber eine frühe Uebung würde dem unzeitigen Unmuthe wehren, durch den ſo mancher beym Eintritt in die Welt und in ihre Geſchäfte ſein Glück verſcherzt.

16. Der Stumpfſinn unterdrückter Völker und die damit verwandten Laſter, die ſtumm zum Himmel ſchreyen und ihre Urheber bey Gott verklagen, werden bisweilen als rechtfertigender Grund der Unterdrückung gemisbraucht, und eine Regierungsart, welche dieſem Zuſtande Dauer gibt, indem ſie in dem Menſchen keine Tugenden achtet, als die des Hundes und Laſtthiers, wird von den Freunden der Willkühr eine patriarchaliſche genannt.

17. Ein Despot, der mit gehöriger Conſequenz verfährt, kann ſeinen Unterthanen die größten Drangſale zufügen, und ſie doch überreden, daß er nichts als ihr Beſtes beabſichtige. Ein junger Menſch, den man in der rechten Unmündigkeit des Verſtandes und Characters zu halten gewußt hat, küßt dem eigennützigen Vormunde, der ihm Vermögen und Freyheit zurück hält, dankbar die

Hand, und preißt ſich glücklich, die beſchwerliche Verwaltung ſeines Eigenthums in dieſe Hand legen zu können. So könnte es wohl geſchehen, daß man mehr Mühe hätte, leibeigne Völker zur Freyheit zu bereden, als freye zur Knechtſchaft. Nicht bloß Kinder lernen die Ruthe küſſen, mit der ſie gezüchtigt werden.

18. In einer Despotie, die ſich erhalten will, muß Alles an beſtimmte Formen gebunden ſeyn, von denen keine Abweichung geſtattet wird. Nur das Dauernde unterjocht den Menſchen, und knüpft an das Willkührlichſte den Gedanken der Nothwendigkeit. Geht nur Alles unverrückt in demſelben Geleis, ſo überredet ſich das Volk, daß es mit Weisheit regiert werde.

Keine Despotie kann beſtehn ohne Ordnung und feſten Zuſammenhang in allen ihren Theilen. Dagegen erlaubt die Tyrannei, die nur von einen Tag auf den andern rechnet, Unordnungen und Inconſequenzen aller Art. Sie erſcheint deshalb oft fröhlich und heiter, wie eine Wahnſinnige, die mit Blumen geſchmückt am Abhange tanzt. Der Despotismus hingegen iſt immer ernſt, kalt und beſonnen.

19. Der ſicherſte Weg zum Vertrauen eines Despoten ſind Dienſte, die den, der ſie leiſtet, erniedrigen; der Weg es zu verliehren, ſind Dienſte, die den Leiſtenden verherrlichen.

Es iſt höchſt unbeſonnen, bey der Rettung eines Despoten aus einer drohenden Gefahr ungewöhnliche Klugheit, Entſchloſſenheit und Gegenwart des Geiſtes blicken zu laſſen; Eigenſchaften, die ja auch gegen ihn gewendet werden könnten; noch unbeſonnener aber iſt es, von einem ſolchen Vorfalle auf die Dauer hin Vortheil ziehen zu wollen. Die Erkältung wird dann nicht ausbleiben, der die Ungnade auf dem Fuße folgt. Der Kluge entzieht ſich, in dem Augenblicke, wo ihm ſein Dienſt gelungen iſt, ſelbſt den erſten Aufwallungen der Dankbarkeit, und befreyt ſeinen Gebieter auf immer von einem Anblicke, der ihn zu lebhaft an ſeine Menſchlichkeit erinnert.

20. Philipp von Comines wirft in ſeinen Denkwürdigkeiten *), einem der ſchätzbarſten Denkmäler jener Zeit, die Frage auf, „ob es wohl einen Fürſten oder Herrn auf Erden gebe, der die Macht hätte ſeinen Unterthanen auch nur einen Deut aufzulegen, ohne Einwilligung derer, die ihn bezahlen ſollen, es ſey denn durch Tyrannei und Gewalt.“ Auf dieſe Frage antwortet er beſtimmt und ohne Bedenken: „Kein Fürſt hat ein ſolches Recht; nur durch Tyrannei kann er es, und mit Gefahr des Banns.“ Indem er dann er-

*) L. V. p. 354. ed. de Bruselle. 1706. 8.

wähnt, daß Carl der Siebente ſich erkühnt ſolches zu thun, ſetzt er hinzu, „dieſer König habe dadurch ſeine Seele und die ſeiner Nachfolger hart belaſtet, und ſeinem Reiche eine Wunde geſchlagen, die noch lange bluten werde.“

21. Wenn das Gewiſſen der Großen ſchläft, ſo muß die öffentliche Meinung an deſſen Stelle treten, wie der Chor der alten Tragödie den Frevel des Uebermuths und der Ungerechtigkeit immer mit ſicherem Urtheile rügt, und der Entſcheidung des höchſten Gerichts mit ſeiner Warnung vorangeht.

22. Einem Deſpoten kann kaum etwas erwünſchter ſeyn, als die Laſter ſeines wahrſcheinlichen Thronfolgers. Die Furcht vor dem künftigen Unheil, das eben, weil es noch in der Zukunft liegt, unermeßlich ſcheint, macht jedes Leiden der Gegenwart erträglicher, und kann ſelbſt etwas der Zuneigung ähnliches hervorbringen. Was kann nicht die Furcht bey Völkern und Kindern wirken?

23. Die Tugend iſt in Deſpotien unbrauchbar, nicht aber der Schein der Tugend bey innerer Bereitwilligkeit zu Allem und Jedem, was der Gebieter fordern mag. Der Hof eines Deſpoten iſt ein Maskenball, bey dem niemand anders als in einer anſtändigen Maske erſcheinen darf. Nach dem, was darunter iſt, zu fragen, hat Niemand ein Recht.

24. Unter der despotiſchen Regierung der erſten römiſchen Kaiſer ſtand die öffentliche Meinung in einem ſo vollkommenen Gegenſatze mit der höchſten Gewalt, daß dem Volke auch der Schuldigſte für unſchuldig galt, wenn er von dem Kaiſer oder den Schergen des Kaiſers verurtheilt wurde. Daſſelbe aber wird überall der Fall ſeyn, wo einmal die Willkühr an die Stelle des Rechts tritt, oder die Gewalt für Gerechtigkeit gelten will.

25. Es iſt ganz und gar nicht leicht, die Rolle eines Despoten mit Erfolg zu ſpielen. Große Klarheit des Geiſtes, Ueberlegenheit der Einſicht, Unerſchrockenheit in Gefahr, Entſchloſſenheit und große Gewalt über ſich ſelbſt — ohne dieſe Tugenden iſt man, bey allem Streben, doch nur ein ſchlechter Despot. Mit ihnen könnte man auch ein treflicher und angebeteter Fürſt ſeyn. Die Wahl ſteht frey; Liebe oder Furcht; der Himmel oder die Hölle.

26. In einer ungeregelten Verfaſſung, wie die des römiſchen Reiches unter den Kaiſern war, ſchützen die Tugenden des Monarchen keineswegs gegen Handlungen der gewaltſamſten Tyrannei. Die Sicherheit geht hier über Alles, und die Gerechtigkeit muß ihr nachſtehn. Titus wird die Freude des menſchlichen Geſchlechtes genannt; gleichwohl iſt die Tactik, die er als Regierungs-Gehülfe ſeines Vaters ausübte, von der Art, daß

ſich kein Tyrann ihrer zu ſchämen hätte. Wenn ihm jemand verdächtig war, ſo ſtellte er Leute an, die im Theater oder im Lager ſeine Beſtrafung fordern mußten; als ob es der Wille des ganzen Volkes oder des ganzen Heeres ſey; und der Unglückliche wurde dann ohne Verzug getödet. Den Aulus Cäcina, einen Conſular, ließ er zu Tiſche laden, und ſpeißte mit ihm. Beym Weggehn ward er von der Leibwache niedergehauen. Die Gefahr war allerdings dringend, ſagt der Beſchreiber ſeines Lebens*); denn man fand den Entwurf einer Rede bey ihm, die er an die Soldaten hatte halten wollen. Auf dieſe Weiſe ſorgte der grosmüthige Titus für die Sicherheit des Thrones, und fürchtete den Haß nicht, der ihm daraus erwuchs. Er trat die Regierung mit allgemeiner Ungunſt und dem ſchlechteſten Rufe an. Da er aber in der Folge größere Milde zeigte, „und keinem Bürger etwas nahm, ſondern ſich fremden Gutes enthielt" beſſerte ſich ſein Ruf, und als er im erſten Jahre ſeiner Regierung ſtarb, ward er als einer der beſten Fürſten Roms betrauert.

27. Ein Despot darf eben ſo wenig ein zartes Ohr, als ein zartes Gewiſſen haben. Wenn er nicht dulten will, daß das gedrückte Volk über ſei-

---

*) Sveton. Leben des Titus. Cap. 6.

nen Zuſtand klage und auf die Urheber ſeiner Noth ſchelte, ſo ſetzt er ſeinen Thron auf den Keſſel eines Dampfbotes, den er verſchließt, indem er das Feuer ohn' Unterlaß nährt. Wird er in die Luft geſprengt, ſo hat er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Gönnet er hingegen den Dämpfen des Unmuths freyen Abzug, ſo fährt er mit ſeinem Bote ſchnell und ſicher, ſo weit er will.

28. Jene Worte, welche Seneca dem ſich ſelbſt prüfenden Monarchen in den Mund legt, ſcheinen ſie nicht dem entnommen, der eine kurze Zeit die Hofnung der Welt war, um bald ihr Schreckbild zu werden: „Mich hat von allen Sterblichen das Glück erleſen, um auf Erde der Götter Stelle einzunehmen, und über Leben und Tod der Völker zu richten. Stand und Loos eines Jeden iſt in meine Hand gelegt; und was das Glück Jedem der Sterblichen zugedacht hat, ſpricht es aus durch meinen Mund. Von meinen Lippen fließt Troſt (oder Jammer) auf die Völker und Städte herab. Kein Theil der Welt blüht und gedeiht, wo ich nicht will, oder mein Wohlwollen ruht. Dieſe Tauſende von Schwerdern, die jetzt mein Friede in der Scheide hält, werden auf meinen Wink gezückt werden; von meiner Entſcheidung hängt es ab, welche Völker ausgerottet, welche verpflanzt, welchen die Freyheit gegeben, welchen ſie genommen werden, welche Könige Sclaven

ſeyn, und welches Haupt das Diadem ſchmücken ſoll.“ So weit könnte Napoleon in der Fülle ſeines Stolzes geſprochen haben. Aber was der unſchuldige, ſich nur des Guten bewußte Alleinherrſcher hinzuſetzt, wäre nur die Parodie ſeines wirklichen Thuns: „Bey dieſer Macht hat mich doch nie der Zorn zu einer ungerechten Strafe gereizt; nicht das jugendliche Ungeſtüm, nicht der Menſchen Unbeſonnenheit und Trotz; ſelbſt nicht die grauſame, aber bey großer Herrſchaft nur allzu häufige Begierde, die Macht durch den Schrecken kund zu thun. Die Schonung auch ſelbſt des ſchlechteſten Blutes hält mein Schwerd in der Scheide verborgen, ja angeſchmiedet. Denn da iſt niemand, der nicht, wenn ihm auch alles Andere gebräche, ſchon als Menſch auf meine Gunſt Anſpruch hätte.... Und wenn mich Gott heute zur Rechenſchaft forderte, ſo könnte ich ihm das Menſchengeſchlecht unvermindert zurückerſtatten.“

29. Ein Geſetz der Kaiſer Gratianus, Valentinianus und Theodoſius verurtheilt, als des Criminis Sacrilegii denjenigen ſchuldig, der das Urtheil des Kaiſers in Zweifel zieht, oder an den Verdienſten der von ihm gewählten Diener zweifelt. Nach einem andern Geſetze des Arcadius und Honorius war derjenige, der ſich an dem Miniſter des Kaiſers verging, eben ſo ſchuldig, als wer ſich an dem Kaiſer ſelbſt vergriff. Auf dieſes

Geſetz berief ſich der Berichterſtatter in Cinq-Mars Proceß. „Das Verbrechen, ſagte er, das die Perſon des Miniſters angreift, wird von den Conſtitutionen der Kaiſer für nicht geringer gehalten als das, ſo ſich an dem Fürſten ſelbſt vergreift. Ein Miniſter dient zugleich ſeinem Fürſten und dem Staate; man entreißt ihn beydem; das iſt eben, als ob man jenem einen Arm, und dem Staate einen Theil ſeiner Macht entriſſe.“ Bey Anführung dieſer Worte ſagt Montesquieu (Esprit des Loix XII. c. 8. p. 151.) „Wenn die Knechtſchaft in eigner Perſon auf die Erde käme, ſo würde ſie ſich nicht anders ausdrücken.“

30. Nichts iſt mehr geeignet, den ſittlichen Takt der Großen abzuſtumpfen, als das erbärmliche Lobpreiſen aller ihrer Handlungen. Iſt es nicht, beym Lichte beſehen, eine ſchneidende Beleidigung, einen Prinzen zu rühmen, weil er kein Unmenſch iſt? weil er ſich einen Augenblick um den dürftigen Fußgänger bekümmert, den ſeine eilenden Roſſe in den Koth geworfen? weil er einen Treiber heilen läßt, den der von im geängſtigte Hirſch verwundet hat? mit Einem Worte, weil er das thut, was zu unterlaſſen ſchändlich wäre, und wozu der Privatmann, wenn er es nicht von ſelbſt thäte, durch das Geſetz genöthigt werden würde? Warlich, dieſer lobpreiſende Jubel iſt entweder das Bekenntniß tiefer Erniedri-

gung, oder eine Satyre auf die Großen, oder ein Ausdruck der platteſten Einfalt, die ſich über Alles, ſelbſt über die Menſchlichkeit der Großen wundert.

31. Was man gewöhnlich in der großen Welt einen liebenswürdigen Mann nennt, iſt in den meiſten Fällen ein Menſch, dem Alles gleichgültig iſt, auſſer der Beyfall der Geſellſchaft, in der er ſich eben geltend machen will. Er ſelbſt braucht Niemanden zu lieben als ſich ſelbſt, ſo wie auch diejenigen, die ihn liebenswürdig finden, nicht eigentlich ihn lieben, ſondern den Zeitvertreib, den er ihnen macht. Es iſt nur ein Austauſch der Eigenliebe, aus dem nichts hervorgeht, als Zeitvertreib — eine Ehe der Impotenz und der Sterilität.

Die Männer, die den Frauen vorzugsweiſe liebenswürdig heißen, ſind meiſt ſolche, die die wenigſte Liebe verdienen. Es iſt daher kein Wunder, wenn eine Frau, die ſich den Wünſchen eines ſolchen Liebenswürdigen hingibt, ihn in Kurzem ſehr haſſenswürdig findet.

Es hat Zeiten gegeben, wo die ſchwärzeſte Verführungskunſt und Treuloſigkeit durch das Wort entſchuldigt wurde: „Aber er iſt doch ſehr liebenswürdig!" — Rechtſchaffenheit hingegen, Berufstreue, häusliche Tugenden wurden zu Nichts durch die Bemerkung: „Aber er iſt entſetzlich langweilig!" Da war es denn auch kein Wunder, daß

Mancher, der mehr Eitelkeit als Stolz beſaß, der Achtungswürdigkeit entſagte, um liebenswürdig zu ſeyn.

32. In einem alten Mährchen belehrt ein bejahrter Hofmann ſeinen Sohn, der nun auch ſein Glück an dem Hofe des Sultans verſuchen will, mit folgenden Worten; „Der Sultan iſt ein Meer, das man meiden muß, wenn es ſtürmt; iſt es aber ruhig, ſo fiſcht man Perlen darin. Du biſt mit Tugenden geſchmückt, die dir des Sultans Gunſt erwerben können; bilde dieſe Tugenden aus; aber eigne dir auch die Laſter an, die ihm gefallen mögen. Denn ein Laſter, das ihm gefällt, ſetzt er einer Tugend gleich. Vor allen Dingen lobe Jegliches was er thut, und ſtimme ihm in Allem bey, was er ſagt. Wenn die Sonne im Mittag ſteht, und er ſagt, „es iſt Nacht," ſo rufe ſchnell: Sieh, wie hell der Mond ſcheint! — Sagt er hingegen: Es mag doch wohl Tag ſeyn. — ſo ſprich: Wo Du biſt, o Herr, da geht die Sonne nicht unter, und der Glanz, der Dich umgibt, läßt Deine Diener nicht gewahr werden, daß das blaſſe Geſtirn des Tages verſchwunden iſt."

33. Der Mann, der auf die Frage eines Fürſten, ob es nicht eine kurze und bequeme Methode gäbe, die Mathematik zu lernen, antwortete: „Er kenne keinen königlichen Weg zu dieſer Wiſſenſchaft;" ſprach dadurch das Verdammungs-Ur-

theil über den geſammten Unterricht aus, der den meiſten Prinzen gegeben wird. Auf dem ebenen und anmuthigen Wege, den man ſie führt, kommen ſie, ſtatt in das Gebiet der Wiſſenſchaft, nur zu dem Scheinwiſſen, was eben der Tod aller wahren Wiſſenſchaft iſt. Die Freude daran, wenn ſie Freude daran haben, iſt dann nur die der Eitelkeit; jene höhere Freude, die in den Tiefen der Wiſſenſchaft ruht, und die der eigentliche Schatz iſt, den der Forſcher im Schweiße ſeines Angeſichts hebt, bleibt ihnen fremd. Dieß iſt dann auch eine der Hauptquellen der entſetzlichen Langenweile, welche die Großen plagt. Auf jeden Fall geht ihnen ſo, bey Allem Wiſſen, das ſie beſitzen mögen, der Vortheil des tüchtigen Lernens verlohren, wodurch tüchtige Leute werden. Auch Salomo kam zu leicht zu ſeiner Weisheit, und die Folgen blieben nicht aus.

34. Die einfachſten Wahrheiten ſind oft, wie das Grabmal des Archimedes, das Cicero in Sirakus entdeckte, mit Dornen und Diſteln verhüllt. Oft gehen Jahrhunderte hin, ehe man ihr Daſeyn ahndet, und dann wieder Jahrhunderte, ehe man es wagt das geweihte Geſtripp abzuhauen und niederzutreten.

35. In einem Staate, dem es an einer geordneten Verfaſſung fehlt, iſt ein glänzender Sieg über den auswärtigen Feind immer auch ein Sieg

über das eigene Volk, und es kömmt auf den Zufall an, wie er im Innern benutzt wird. Die Bewunderung des gekrönten Siegers bahnt der Unterwerfung unter ſeine Willkühr den Weg. „Wie möchten Sterbliche dem Etwas verſagen, dem ſelbſt die Götter Alles zugeſtehn?“ ſagt der Ritter Laberius, da er ſich der Erniedrigung nicht entziehen kann, die Cäſars Laune ihm auferlegt hat.

36. Die friedliche Saat und die willkührliche Gewalt wächſt auf dem Schlachtfelde am üppigſten auf.

37. Die Kunſt die Welt zu erobern muß man von den Römern lernen; aber jeder Einzelne wird bey der Nachahmung ſcheitern, da die Kürze auch des längſten Menſchen Lebens nicht das langſame Heranſchleichen der Liſt und Tücke erlaubt, die dem Leben eines ganzen Volkes gegönnt iſt. Ein Fürſt, der ſich bey ſeinen erſten Schritten als Eroberer ankündigt, hat die ganze Welt gegen ſich; und wenn er auch, wie Friedrich der Große, ein- oder zweymal im Kampfe obſiegt, ſo führt das doch noch nicht ſehr weit. Man muß vielmehr damit anfangen, dem Schwachen unter die Arme zu greifen, den Hülfsbedürftigen gegen den Uebermuth ſeines Nachbars zu ſchützen, und die Wagſchalen der Gerechtigkeit an das Schwerd zu hängen. So machten die Römer aus den bedrängten Völ-

kern ſich Freunde, dann Bundesgenoſſen, dann Unterthanen und Mitſtreiter auf dem Wege der Welt-Eroberung. Es dauerte lang, eh das Geheimniß an den Tag kam; und wenn es endlich aufgedeckt wurde, war es nicht mehr Zeit von der Entdeckung Gebrauch zu machen. Napoleon ging denſelben Weg; aber er ſcheiterte, weil er in den Zeitraum eines Menſchen-Lebens drängen wollte, was jene in Jahrhunderten vollbracht hatten. Außerdem war ſeine politiſche Tactik ganz vortrefflich.

38. Wer lacht nicht über die Treuherzigkeit jener Frau, die von ſich ſagte: Ich weiß nicht wie es kömmt, aber ich finde immer, daß Niemand Recht hat als ich. So gerade zu ſprechen — die römiſchen Päpſte ausgenommen — die Menſchen den Glauben an ihre Untrüglichkeit freylich nicht aus; aber wie oft thut ſich ſein Daſeyn nicht durch die ſchneidende Verwerfung fremder Meinungen kund! Und ruhen nicht unſere Cenſur- und Recenſir-Anſtalten meiſt auf dieſer Wurzel?

Es gibt nur Eine Wahrheit. — Allerdings. Aber jedes Aug, das nach ihr ſchaut, trägt das Glas ſeiner Individualität, und ſo erſcheint ſie jedem anders in Geſtalt und Farbe. Kein Weſen erfaßt ſie ganz, auſſer Gott; und alle Wahrheit, die der Menſch beſitzt, ſind Bruchſtücke der Offenbarung Gottes.

39. Die Verkehrtheit, die in der Geſellſchaft durch die herrſchende und zum Geſetze gewordene Falſchheit (gute Lebensart, Politeſſe genannt) Platz genommen, wird durch eine andre Verkehrtheit im Gleichgewichte gehalten, durch das beſtimmte Wiſſen des herkömmlichen Betrugs. So wird der Verkehr der Weltleute zu einer Art von Falſchſpielerey, wo jeder Spieler den andern als einen Betrüger kennt, aber ſich ſtellt, als hielt' er ihn für einen ehrlichen Mann. Indem ſich nun beyde mit denſelben Künſten bevortheilen, ſo iſt es faſt ſo gut, als ob ſie beyde ehrlich ſpielten; nur daß der Teufel dabey auch nichts verliehrt.

40. Wenn es beym Kriege gleichgültig iſt, um welcher Urſache willen er geführt wird, und der immer den meiſten Ruhm erwirbt, der ſeinem Feinde den meiſten Abbruch thut, ſo ſieht man nicht ein, was Epaminondas vor dem Hunde Berecillo voraus hat, der bey dem ſpaniſchen Heere auf Domingo gegen die Wilden diente, und den Sold von drey Soldaten erhielt.

41. Der Grundſatz des Despotismus iſt in den Worten des Eteokles ausgeſprochen: „Um der Herrſchaft willen ungerecht zu ſeyn, iſt rühmlich; in allen übrigen ſey gerecht und fromm.“ — Mancher Machthaber war gerecht im Kleinen, um im Großen das Recht ungeſtraft verletzen zu dürfen. Er ſchonte die Hütte des Armen, die ihm im Wege

ſtand; aber das Land des Nachbars riß er an ſich, weil es ihm bequem lag. Er ließ es ſich gefallen, in einem Rechtsſtreite unterzuliegen; aber der Mann, der ihm misfiel, ſchmachtete ohne Urtheil und Recht, als Opfer der Macht im Kerker.

42. Eine Regierung, die durch ſtrenge Polizey und Inquiſition das Volk zum Schweigen gebracht hat, kann leicht mit dem Wahne getäuſcht werden, daß das Land durch die Weisheit der getroffenen Maasregeln vollkommen beglückt ſey. So quälen Kinder diejenigen Thiere am unbarmherzigſten, die keinen Laut des Schmerzes von ſich geben können; und Niemand iſt ſo hartherzig, dem nicht das Geſchrey der Noth beſchwerlich wäre. Wird die Natur aber doch einmal Herr über die Furcht, ſo wird jenes Geſchrey von den Freunden der Grabesruhe Aufruhr genannt, und den Verführern des Volkes und ihrer tiefgewurzelten Bosheit zur Laſt gelegt.

43. Thraſymachus beym Plato *) lehrt, „daß es bey der Ungerechtigkeit hauptſächlich auf das Maaß ankömmt. Wer den Gipfel der Ungerechtigkeit zu erſteigen weiß, iſt dann der Glücklichſte, und eignet ſich ohne Umſtände Alles von denen an, die es ihm nicht gleich thun wollen oder

*) De Rep. I. 16. p. 344.

können. Denn wer nur in Einem Theile ungerecht iſt, hat nichts als Schaden und Schande davon. Der Nahme eines Diebes, eines Räubers, eines Seelenverkäufers wird ihm zu Theil; hingegen, wenn einer Leib, Leben und Gut ſeiner Mitbürger unter ſich bringt, heißt er glücklich und groß, nicht bloß bey ſeinen Mitbürgern, ſondern auch bey Andern, die von ihm hören. Denn es iſt nicht die Furcht vor dem Unrecht-Thun, ſondern die Furcht vor dem Unrecht-Leiden, welche verurſacht, daß die Menſchen auf die Ungerechtigkeit ſchelten."

44. Das eigenthümliche Weſen des Jacobinismus liegt nicht in dem Haſſe der Monarchie oder irgend einer andern politiſchen Meinung, ſondern in dem Glauben, daß ein anerkanntes Gute durch jedes Mittel in das Daſeyn gerufen, und das ihm engegenſtehende durch jedes Mittel zerſtört werden müſſe.

Als, um den Geiſt der Revolution in Lyon zu beleben, Challier zum Syndicus der Gemeinde ernannt, ein Central-Club errichtet, und auf Koſten der Reichen ein revolutionäres Heer zuſammengezogen wurde, verband ſich einer der patriotiſchen Vereine durch folgenden Eid: „Wir ſchwören Alle Lyoner auszurotten, die nicht denken wie wir; denn dieſe ſind Feinde der Republik.

In der dieſem Eide zum Grunde liegenden Geſinnung iſt das Weſen des Jacobinismus enthalten. Wenn ſich Monarchiſten mit derſelben Geſinnung vereinigten, und das Wort Republik mit Monarchie vertauſchten, ſo würde ihre Verbindung darum nicht weniger Jacobiniſch ſeyn.

Jede Gewaltthat, die ſich auf Meinungen bezieht, ſowohl beym Pflanzen als Ausrotten, hat Jacobiniſchen Character. Auch die eigne Meinung iſt ein Beſitz, nicht bloß die Habe und das Gut. Und wenn gewaltſame Verſetzung des Eigenthums Jacobinismus iſt, wie ſollte gewaltſame Veränderung der Meinungen es weniger ſeyn?

45. Eine Tugend, die ſich nicht mit dem Scheine einer liebenswürdigen Schwachheit zu bekleiden weiß, iſt nicht hoffähig.

46. Bequeme Menſchen ſehnen ſich nach dem Tode, den ſie ſich als ein tiefen Schlaf denken, ſo wie das ewige Leben als ein beſtändiges Nichtsthun, und dieſe Sehnſucht nennen ſie Frömmigkeit.

47. Die Verfaſſung eines Staates muß unverbeſſerlich ſchlecht ſeyn, wenn Männer wie Brutus es für nöthig halten, einen Mann wie Cäſar zu ermorden.

48. Wenn alle guten Handlungen belohnt würden, ſo gäb' es bald keine Tugend mehr. Die Leiden, welche das Schickſal über die Tugend ver-

hängt, machen ihr, wie den religiöſen Meinungen die gegen ſie ergehenden Verfolgungen, Proſelyten.

49. Wie tief auch immer die Wahrheit unter dem Schutte der Lüge vergraben ſeyn mag, ſie arbeitet ſich doch empor und weiß ſich kenntlich zu machen.

Die Macht der Wahrheit wird weit mehr durch die Sympathie begründet, die ſie mit dem menſchlichen Geiſte hat, als durch ihren objectiven Character. Die Gewalt, die ſie über die Gemüther hat, zeugt eben ſo ſehr für ihre eigene göttliche Natur als für die göttliche Natur des menſchlichen Geiſtes. In dem Augenblicke der Erkennung umarmen ſich beyde als Geſchwiſter.

50. Die Auszeichnungen, die dem Unverdienſte zufallen, ſind für das Verdienſt eine Demüthigung. Der Stolz aber, mit dem ſich das Unverdienſt über die Huldigungen brüſtet, die ihm dargebracht werden, predigt dem Verdienſte Demuth.

51. Es iſt wohl ganz natürlich, daß dem ephemeren Menſchengeſchlecht, dem täglich die Todenglocken und Sterbeliſten ſeine Hinfälligkeit predigen, nichts ſchwerer fällt, als das Warten auf die Erfüllung ſeiner Wünſche, und daß es gern von dem am Abend gepflanzten Reiß am andern Morgen Früchte pflücken möchte, um ſie Mittags zum

Nachtiſche aufzuſetzen und am Abend zu verdauen. Dieſe Ungedult, an ſich ſchon ſo natürlich, wird noch durch die Zeit verſtärkt. Haben wir nicht in einigen Jahrzehnten die Geſchichte eines Jahrhunderts durchlebt, und rollt ſich nicht Alles ſchneller zu Waſſer und zu Lande fort, in Dampfböten, Schnellpoſten und Draiſiniſchen Rollſtühlen? Wer hätte denn Zeit um warten zu lernen, da ja jede Erſcheinung mit dem Fortgange der Zeit, wie der Schatten bey ſteigender Sonne kürzer wird? Soll man nicht, meint die ungedultige Welt, einen Staat ſo gut in's Treibhaus ſetzen, als einen Knaben, der im dreyzehnten Jahre promoviren ſoll, oder in Aegyptiſche Brütöfen, oder auf einen Ruſſiſchen Rutſchberg? Ich glaube nicht eben, daß dieſe Ungedult ſehr weiſe iſt; nur wundern muß man ſich nicht über die Unruhe eines Parterrs, das vor dem geheimnißvollen Vorhange ſitzt, und trommelnd und tobend das goldene Weltalter herausruft, das ſich allzu lange hinter den Culiſſen ſchminkt.

52. Der hohe Werth, den man bey Führung der Staaten und Heere der Erfahrung beylegt, wird von der Erfahrung ſelbſt abgeſchätzt. Es hat noch keine Zeit gegeben, die etwas aus dem gewöhnlichen Gleis getreten war, und keinen Krieg von Bedeutung, der nicht den alten Glauben an die hohe und einzige Wichtigkeit der Erfahrung

widerlegt hätte. Wo bloß von Haushaltung der Staaten die Rede iſt, kann man ihn vielleicht gelten laſſen, ſo wie überhaupt, wo es Behandlung der toden Stoffe gilt; aber nicht in der freyen Welt. Mit allen ihren Berechnungen wird ſie hier keinen einzigen Erfolg mit Sicherheit beſtimmen können. Ewig bleibt es hier wahr, daß nur der das Rechte weiß, der es von ſelbſt weiß *); während die, welche nur gelernt haben, von Andern, oder ſonſt woher, und ſo von Sproße zu Sproße auf der Leiter der Erfahrung aufſteigen, niemals ſehr hoch kommen. In tauſend Fällen läßt uns die Erfahrung im Stich; in vielen andern paßt ſie nur halb; daher mit dieſer Gabe allein unendlich Vieles nur halb, Anders ganz verkehrt gethan wird. Die Klugheit bedarf der Flügel; die Erfahrung aber iſt in den meiſten Fällen nur ein hemmender Zaum. Ohne Ahndungsvermögen iſt ſie ein Auge ohne Licht und ein todes Capital.

53. Der Gerechte lebt und ſtirbt ſeines Glaubens. Wer für ſeine Ueberzeugung ſtirbt, der befruchtet durch ſeinen Tod das höhere Leben. Dennoch iſt der Tod für die Ueberzeugung nur ein Beweis des Daſeyns dieſer Ueberzeugung, nicht aber ihrer abſoluten Wahrheit. Nur das ſteht feſt, daß

*) ὁ φυᾷ εἰδώς· Pindar.

der ein hoher Menſch iſt, der für ſeinen Glauben ſtirbt, nicht aber die Untrüglichkeit dieſes Glaubens ſelbſt. Dieſer kann immerhin ein großer Irrthum ſeyn.

54. Leichten Kaufs iſt der Ruhm nicht zu haben. Unter allen Gütern fordert er die meiſten Opfer und bringt den wenigſten Genuß. Wer es darauf anlegt berühmt zu werden, der muß Vater und Mutter verlaſſen; er muß die Neigungen tödten, die mit ihm aufgewachſen ſind, und den Reizen der Gegenwart eine ſtählerne Bruſt entgegenſetzen. Er muß ſein Leben geringſchätzen, um ſeinem Nahmen Unſterblichkeit zu verſchaffen, und dem Genuſſe der Welt entſagen, um ſich in der Nachwelt anzubauen. Und indem er dem ſchimmernden Genius auf ſeinem Sternenpfade unermüdet nachzieht, und die Hand nach ſeinen Kränzen ausſtreckt, folgt ihm eben ſo unermüdet das Geſpenſt des Neides, das Harpyien gleich, ihm den beſten Genuß von den Lippen ſtiehlt, und oft die Opfer, die er dem Ruhme bringt, höhnend befleckt. So zieht er jagend und gejagt durch das Leben, bis zum Grabe, aus deſſen dunkeln Pforten *vielleicht* endlich die Gerechtigkeit tritt, um den lang verweigerten Kranz an dem fühlloſen Leichenſteine aufzuhängen.

55. Die Macht des Wahren und Guten iſt ſo groß unter den Menſchen, daß ſelbſt die Greuel

Bayerische Staatsbibliothek München

der ausgearteten Revolution, und aller Wahnſinn, mit dem ſie die Geſetze der Ordnung zerriß, den Sieg der guten Grundſätze nicht hemmen konnte, mit denen ſie begonnen worden war. Dieſe Grundſätze haben obgeſiegt, und aller Widerſtand hat dieſen Sieg nur befördert. Wir dürfen hoffen — ſo gewiß ein Gott und eine ewige Gerechtigkeit iſt — daß das Rechte und Gute nicht durch böſe Thaten hervorgebracht, aber auch nie durch böſen Willen vernichtet werden wird. Die Pflanze der Wahrheit und Gerechtigkeit muß ſich meiſt durch einen harten Boden und wüſtes Geſtein Luft machen; langſam erſtarkt ſie; die entgegenkämpfenden Stürme ſelbſt kräftigen ihren Wuchs, aber ſie ausreißen können ſie nicht, Ihre Wurzeln ruhen in dem Herzen der ewigen Weisheit.

Ende des erſten Theils.

Gotha,
gedruckt mit Reyherſchen Schriften.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Jacobs, Friedrich,

Vermischte Schriften

Bd.: 1

Gotha 1823

Bibl.Mont. 99-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10711339-7